Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

330ster bis 332ster Band.

Enthält:

Memoiren des Teufels.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

Die
Memoiren des Teufels.

Vorläufer
der
„Pariser Mysterien.“

Von

Friedrich Soulié.

Deutsch
von
Ludwig Hauff.

Zehntes bis zwölftes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Schwindel.

„Weil es nun einmal so ist, meine Herren," sagte Rigot, „zu Tisch, meine Herren, zu Tisch! das Abendessen erwartet uns, ein Abendessen, zu dem ich alle reichen Eigenthümer der Nachbarschaft eingeladen habe. Zu Tisch, und jeder giebt seiner Frau die Hand; wir wollen eine Vorstellung ganz nach der Regel machen."

Herr von Lemée nahm Ernestinens Hand, der Anwalt bot Eugenien den Arm, und Luizzi schloß den Zug mit Madame Turniquel. Der Baron ging wie ein betrunkener Mensch, der nicht wußte, was er that, oder was er sagte. Man setzte ihn bei Tisch zwischen seine Zukünftige und einen Mann von einigen dreißig Jahren, welchen man Herrn von Carin nannte. Im Anfange des Abendessens hörte er diesen ganz leise zu Herrn von Lemée sprechen und ihm sagen:

„Nun mein lieber Freund, haben Sie ein gutes Geschäft gemacht?"

„Nicht zu gut; zwei Millionen nach dem Tode der Mutter."

„Das ist ein verkehrter Handel. Sie erwarten das Glück und ich die Pairschaft."

„In der That," sagte Herr von Lemée.

Luizzi lauschte, er suchte überall nach Niederträchtigkeiten, um die seinige zu rechtfertigen; da rief der Notar:

„Wohlan, Lassen Sie uns trinken! Wer will mir Bescheid thun!" „Ich, beim Henker!" sagte Herr von Carin; „ich weiß nichts besseres, als zu trinken, wenn man eine Thorheit begangen hat."

Beide stießen an, und als der Notar getrunken hatte, stieg ein weißer Rauch aus seinem Munde auf, wie wenn man den Wein in einen glühenden Cylinder gegossen hätte, in welchem er sich als Rauch verflüchtigte.

„Trinken Sie doch, Baron," sagte Herr von Carin; „das macht daß man alte Weiber, Schwiegerväter und Schwiegermütter ertragen kann."

„Ja," entgegnete Armand mit Wuth, „wir wollen trinken, ich habe es nothwendig, um nicht zu denken."

Er trank, er trank Becher für Becher mit einer solchen Hitze, daß er bald den Saal und alle Tischgenossen um sich her tanzen sah; übrigens war er nicht der einzige; der Notar verlangte von der ganzen Welt Bescheid und verbreitete so über die ganze Gesellschaft eine Art toller Trunkenheit, allgemeiner Hinreißung, die mehr und mehr um sich griff.

„Bravo," sagte Rigot, „das entzündet sich; beginnen wir das Feuer. Die großen Gläser!"

Man brachte ungeheure Gläser, von welchen jedes fast eine Bouteille Champagner faßte, und füllte sie.

„Auf das Wohl der jungen und hübschen Ernestine, der Zukünftigen des Grafen von Lemée!"

„Der schönen Ernestine!" schrie man von allen Seiten.

„Umarmen Sie Ihre Frau, Herr Graf," sagte Herr Rigot halb betrunken.

„Wir wollen das Feuer fortsetzen und die Gaben verdoppeln; andere Gläser!"

Man brachte noch viel größere Gläser.

„Meiner Nichte Eugenie!" rief der alte Rigot stammelnd.

„Der schönen Eugenie!“ wiederholte es von allen Seiten.

„Anwalt, umarmen Sie Ihre Frau.“

Und der Anwalt, welcher tüchtig an dem Feste Theil genommen, umarmte Eugenien, welche dieser Orgie sich schämend, sich verbarg.

„Das ist gut; verfolgen wir das Feuer!“ fuhr Rigot fort; „Gläser von großem Format!“

Man brachte kolossale Gläser, und Rigot schrie, als sie gefüllt waren:

„Der vortrefflichen Johanna Rigot, verwittweten Turniquel, zukünftigen Baronesse von Luizzi!“

„Der vortrefflichen Johanna!“ wiederholte man.

„Umarmen Sie Ihre Frau,“ schrie Rigot. Und Luizzi umarmte sie.

Ein durchdringendes scharfes Lachen übertönte jetzt all das Geschrei des Trinkgelages, und es schien Luizzi, daß Alles, was er sah, ganz ungewöhnliche Formen annehme. Das war eine Gesellschaft von Teufeln, gehörnt, wunderlich, Ungeheuer, die die Servietten um den Hals hatten, und aus Gläsern tranken, welche niemals leer wurden. Dann schien es ihm auch, daß der Notar, oder vielmehr der Satan, auf den Tisch gestiegen sey, und sich auf eine Messerspitze setzte; er lachte mit seinem starken Lachen des Teufels, und fing dann an zu schreien:

„Ah! Ah! Ah! Mein Meister, so stehst Du denn viel tiefer, als alle die, welche Du verachtet hast ... Du hättest den einzigen Engel, die einzige Frau, welche ich auf der Erde nicht besiegen konnte, heirathen können; aber Du hast sie verschmäht, weil Du sie für arm hieltest. Ach! mein Meister, die Habsucht hatte Dich genug verblendet, um nicht bis an das Ende der Schrift zu lesen, welche Dich hätte aufklären müssen, und die ich Dir in die Hände gegeben hatte; und Du, Baron von Luizzi, seit 908 von Adel, Millionen reich, zwei und dreißig Jahre alt, Du hast als Frau die Tochter eines

Taglöhners, die Wittwe Turniquel, vier und sechzig Jahre alt, genommen. Ah! Ah! mein Meister, Du hast wirklich etwas Großes und Adeliges. Vorwärts, auf Deine Gesundheit und auf Deine Ehre! Stoße jetzt mit mir an! Mein Meister, stoße mit mir an!"

Bei diesem Anblicke, bei diesen Worten fühlte sich Luizzi von einer Art Hirnwuth befallen; er bemächtigte sich eines Messers und stieß es, auf das höllische Phantom sich stürzend, diesem in den Busen.

Ein schreckliches Geschrei entstand, sogleich verflog der Zauber, und er hörte zwanzig Stimmen um sich her rufen:

„Er hat den Notar getödtet, er hat den Notar getödtet!"

„Nein," rief Luizzi, „ich habe den Teufel getödtet, der Teufel ist todt."

Dann sank er unter dem Gewicht des Schreckens, der ihn befallen, zusammen. Als Luizzi wieder zu sich kam, lag er auf einem Bette und in einem Zimmer, dessen eiserne Gitter ihm sagten, daß er im Gefängnisse sey; er sah den Satan vor sich stehen.

„Noch nicht," sagte der Teufel, „noch bin ich nicht todt, mein Meister, noch nicht."

„Wo bin ich?"

„Im Gefängnisse."

„Warum?"

„Weil Du den Notar Niquet getödtet hast."

„Ich!"

„Ja, Du; es ist wahr, in einem Augenblick der Trunkenheit, was Dir, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Aussicht gibt, Deine Tage auf den Galeeren zu beschließen."

„Auf den Galeeren, ich!"

„Ist es Dir vielleicht lieber, guillotinirt zu werden?"

„Satan, es ist noch ein Traum, den ich geträumt habe."

„Vielleicht."

„O, wirst Du Dich mir niemals erklären?"

„Heute habe ich die Zeit nicht."

„Und wann werde ich Dich jetzt wiedersehen?"

„Ohne Zweifel in der andern Welt."

„Ich habe also wohl meine Glocke verloren."

„Sie ist auf der Gerichtskanzlei."

„Ich bin verloren!"

„Das ist ein schönes Wort aus dem Vaudeville."

„Laß mich, Satan! Laß mich; ich habe meinen Talisman verloren, aber ich habe von Deinen Lehren mehr profitirt, als Du glaubst; ich habe die Geschichte Eugeniens und wie sie Dir entwischt ist, nicht vergessen."

„Wahrhaftig, Du erinnerst mich an sie."

„Was ist aus ihr geworden?"

„Der Anwalt bittet Gott alle Tage um die Erhaltung seiner Frau, und die Tochter bittet alle Tage mich um den Tod ihrer Mutter."

„Arme Mutter!"

„He! He! He!" machte der Teufel, „Du siehst, daß ich meine Versprechungen gut halte."

„Mich ausgenommen."

„Habe ich Dich nicht aus Deinem Bette gezogen? Habe ich Dir nicht, froh und Dich wohl befindend, die Freiheit wiedergegeben?"

„Ja, um mich in eine noch viel schrecklichere Lage zu versetzen."

„Der ich Dich noch einmal entreißen kann."

„Wie das?"

„Das ist meine Sache."

„Ich wollte sagen, zu welchem Preise?"

„Da ist er. Ich habe mit Dir den Vertrag, Dich aus Deinem Bette zu reißen, unter der Bedingung gemacht, daß Du Dich im Verlaufe von zwei Jahren verheirathest, wofür Du mir zehn Jahre von Deinem

Leben zu geben hast. Ich schlage Dir jetzt einen andern Vertrag vor."

„Und welchen? Es scheint mir, daß Du in der Lage, in welche Du mich versetzt, keinen vortheilhafteren Vertrag schließen kannst. Wenn ich verurtheilt werde, dann heirathe ich nicht, und Du hast diese zehn Jahre meines Lebens."

„Wer weiß es, mein Meister? Ich könnte Dich vielleicht in zwei Jahren nöthig haben."

„Und worin besteht die neue Uebereinkunft, die Du mir vorschlägst."

„Es sind jetzt zwei Monate, daß unser Vertrag abgeschlossen ist; es bleiben Dir also noch zweiundzwanzig Monate, um eine Frau zu suchen. Gib mir zwanzig Monate, und ich spreche Dich von allem frei, selbst von der Heirath."

„In diesem Falle, weißt Du, Satan, daß ich nicht verurtheilt werde."

„Es ist möglich," sagte der Teufel; „willst Du Dich dem Wechselfalle aussetzen?"

„Adieu!"

„Einen Augenblick," sagte Luizzi.

„Beeile Dich, Meister; es ist heute der 26. Juli 1830, und am 26. Februar 1832 befreie ich Dich, und gebe Dir, nebst der Freiheit, Dein Vermögen und Deinen guten Ruf zurück, welche verloren sind."

„Du betrügst mich noch einmal."

„Gib Acht!"

Als der Teufel dieses Wort aussprach, öffnete man die Thüre des Gefängnisses, und ein Richter trat ein, begleitet von einem Gerichtsschreiber.

Beiden folg e ein Arzt, und Luizzi erkannte mit Schrecken den berüchtigten Doktor Crostencoupe, dem sein gelehrtes Memoire, welches er über die Heilung Luizzi's veröffentlicht, seinen Platz als Gefängniß-Arzt verschafft hatte. Der Richter sagte zu diesem:

„Sehen Sie, mein Herr, ob der Angeschuldigte im Stande ist, ein Verhör zu bestehen.“

„Haben Sie Neuigkeiten über das Opfer?“

„Die Wunde ist schwer und scheint tödtlich, der Angeschuldigte wird ohne Zweifel verurtheilt werden. Niquet war angebetet im Lande, er war der Führer der liberalen Idee, die Jury ist aus Liberalen zusammengesetzt, welche um so strenger seyn werden, als der Angeschuldigte ein Mann ist, der einen Namen, einen Titel hat und dem alten Adel angehört. Die Sache steht schlimm; die Sachwalter Niquet's haben sich der Einwirkung Badors hingegeben, und dieser, der sich der Sache bemächtigt hat, wird Himmel und Erde aufbieten, um den Angeklagten verurtheilen zu lassen. Ueberdies ist das, was früher mit dem Mörder sich ereignet hat, nicht von der Beschaffenheit, die Nachsicht der Richter herbeizuführen. In dem Augenblicke, in welchem er seines Verbrechens wegen verhaftet wurde, war er auf dem Punkte, wegen Schulden und wegen einer Prellerei, wozu er die Hand geboten, arretirt zu werden.“

„Es ist also eine Wiederaufnahme der Untersuchung?“

„Noch nicht.“

„Und worin besteht diese Prellerei?“

„Er hat in Paris bei einer Frau von Marignon einen gewissen Marquis Bridely eingeführt, während er sehr wohl wußte, daß dieser Mensch einen falschen Namen vermöge eines falschen Dokuments, welches ihn legitimirte, angenommen hat. Und da dieser Marquis von Bridely diese Dame um eine sehr beträchtliche Summe geprellt und sich aus dem Staube gemacht hat, so wird angenommen, daß Baron Luizzi sein Mitschuldiger sey.“

„Der Baron von Luizzi!“ rief Crostencoupe, welcher so mit dem Richter plauderte, während der Beschließer alles das herbeischaffte, was zum Schreiben nothwendig war, „der Baron Luizzi! ich kenne ihn.“

„Nun, da ist er.“ 2*

„Er ist ein Narr, ein Erznarr; ich habe ihn das erstemal geheilt, allein er ist mir entwischt, und die Narrheit hat ihn wieder so ergriffen, daß er sogar abgereist ist, ohne mich zu bezahlen."

„Sie glauben also," sagte der Richter, „daß es unnütz ist, ihn zu fragen?"

„Vollkommen unnütz."

„Das genügt," sagte der Richter; „wir werden die Narrheit constatiren lassen."

Luizzi fing an, aufzuschreien, der Teufel machte ihm ein Zeichen, und man ließ sie allein.

„Du siehst, Baron, Dein einziges Heilmittel, die wohlconstatirte Narrheit, wird Dich aus der Gefahr einer gerichtlichen Untersuchung und einer Aburtheilung befreien."

„Du trügst mich noch einmal, Satan."

„Wann habe ich Dich betrogen, mein Meister? Vielleicht da, als Du von mir die Geschichte der Frau von Marignon verlangt hast, von der Du nichts benütztest, als eine schlechte Handlung zu versuchen, für welche Du heute die Strafe erleidest? Habe ich Dich betrogen, als Du Eugeniens Geschichte von mir verlangtest, obwohl Du auf dem Punkte warst, mir zu entfliehen und das zu finden, was Dich aus meiner Knechtschaft befreien muß, das Glück? Habe ich Dir nicht selbst mit dem Finger das gezeigt, was Dich bestimmen mußte, diese Frau zu heirathen? Ist es mein Fehler, daß Du nicht bis an das Ende gelesen hast, daß Du, wie alle Menschen, dem ersten Anscheine der Sachen getraut hast, daß Du geblieben bist, was Du bist, und was alle Menschen sind, Egoisten, Habgierige und Dünkelhafte? Nein, das ist nicht mein Fehler, mein Meister, nein, ich habe Dich nicht betrogen."

„Aber mein Vermögen?" rief Luizzi.

„Gib mir die zwanzig Monate, die ich verlange, und ich werde Dich reich, unschuldig, und, was noch mehr ist, angesehen hier herausziehen."

„Wie wirst Du das machen?“

„Ich werde es Dir dann sagen.“

„Das ist zwanzig Monate Schlaf,“ sagte Luizzi.

„Das ist Alles.“

„So nimm sie.“

Der Teufel berührte Luizzi mit der Fingerspitze, und dieser schlief ein. Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er sich noch in demselben Zimmer; nichts war verändert, nur bemerkte er seine Glocke neben sich. Er rief den Satan und sagte ihm:

„Ich habe einen merkwürdigen Schlaf geschlafen, obgleich er sehr kurz war; aber da ich denke, daß ich diesen Abend auf zwanzig Monate einschlafen werde, so ist das, was ich immer fürchte, die Verwendung meines Tages. Zwanzig Monate Schlaf, das ist etwas um närrisch zu werden.“

„Lies, um Dich zu zerstreuen,“ sagte der Teufel.

„Kannst Du mir Bücher verschaffen?“

„Ich kann noch etwas Besseres; ich kann Dich davon hinreißen lassen, ich kann Dir sogar solche verschaffen, die noch nicht gedruckt sind. Folge mir.“

Der Teufel ging vor Luizzi her, dieser folgte ihm, und sie kamen bald in ein ziemlich gut möblirtes Zimmer. Luizzi nahm die berüchtigte Brille, welche ihm der Teufel schon einmal geliehen hatte und die ihn bei voller Mitternacht ganz klar sehen ließ. Er bemerkte jetzt eine Frau von seltener Schönheit, welche einen tiefen Schlaf schlief.

„Wer ist diese Frau?“ sagte Luizzi.

„Frau von Carin, die Frau des hübschen Knaben, mit dem Du einen so köstlichen Abend zugebracht hast.“

„Einen schrecklichen Abend.“

„Vielleicht für Dich?“

„Aber nicht für Dich, Satan.“

„Ja, ich habe ein wenig gelacht; Ihr seid alle zusammen unausstehliche Lumpen gewesen.“

Er ließ dann sein leises Lachen des Notars hören,

welches in Luizzis Herz wie eine Reue, und in sein Ohr wie ein falscher Ton drang. Der Baron schüttelte heftig den Kopf und sagte:

„Du bist unausstehlich, Du, der Du darauf erbittert bist, mir die Welt von der schmählichsten Seite zu zeigen. Aber lassen wir dieses und sage mir, warum diese Frau von Carin in diesem Gefängnisse hier ist; hat sie irgend ein Verbrechen begangen?“

„Du wirst es erfahren,“ sagte der Teufel.

Er öffnete den Sekretär der Frau von Carin, nahm daraus ein Manuscript, und stellte es Luizzi zu.

„Weil Du Dich vor meinen Erzählungen fürchtest,“ sagte er, „weil es Dir scheint, daß die Art, auf welche ich Dir die Welt zeige, eine unausstehliche Satire sey, da, urtheile selbst. Ich werde mich darauf beschränken, Dir die Aktenstücke des Prozesses unter die Augen zu legen. Hier ist das erste und wichtigste.“

Luizzi nahm das Manuscript und las es mit Aufmerksamkeit. Es fing so an:

„Eduard, Sie, dessen Sorgfalt mir meine Leiden und das Schreckliche meiner Lage tragen hilft, Sie haben von mir die Geschichte der Unglücksfälle verlangt, welche mich dahin geführt haben, wo ich bin. Vernehmen Sie dieselben, und verzeihen Sie mir die kleinlichen Details, welche diese begleiten; denn ich muß Sie noch mehr von meinem Verstande, als von meinem Unglücke überzeugen.“

„Was will dieß sagen?“ fragte Luizzi.

„Lies,“ antwortete der Teufel, „hältst Du Dich in den neuen Romanen bei jeder Stelle auf, die Du nicht verstehst?“

„Nein, da hätte ich zu viel zu thun; aber dieses da, ist ohne Zweifel kein Roman, und folglich bildet der Fall eine Ausnahme.“

„Auch das Resultat wird es seyn, denn Du wirst es verstehen.“

„Es sind abermals Unglücksfälle?“

„Vielleicht.“

„Verbrechen?“

„Vielleicht.“

„Woher stammt denn diese Frau?“

„Aus einer der ältesten Familien Frankreichs.“

„Und sie war unglücklich?“

„Vielleicht mehr als Eugenie.“

„Aber gewiß war sie nicht der Gegenstand eines schamlosen Handels, wie diese arme Frau. Ihre hohe Stellung hat sie davor bewahrt.“

„Lies, und Du wirst sehen, ob die Tochter der edlen Familie und die Tochter aus dem Volke sich in etwas zu beneiden haben.“

Luizzi, der die Schliche des Teufels kannte, und der wußte, daß man ihn nicht dahin bringe, das zu sagen, was er verschweigen wollte, entschloß sich, das Manuscript mitzunehmen. Er warf sich auf sein Bett, von den wenigen Schritten ermüdet, die er gethan, und das, was er las, folgt.

II.

Ausführliche Erzählung.

„Ich bin die Tochter des Marquis von Vaucloir, welchen die Emigration gleich so vielen Anderen zu Grunde gerichtet hat. Im Jahre 1809 heirathete er meine Mutter in München; sie war Französin und, wie er, von einer großen Familie. Meine Geburt kostete ihr das Leben, und ich war kaum vier Jahre alt, als mein Vater im Jahre 1814 nach Frankreich zurückkehrte. Der König Ludwig XVIII. wollte seine Treue lohnen, ernannte ihn zum Pair von Frankreich und gab ihm eine Stelle in seinem Hause. Die Erträgnisse dieser deckten aber die Ausgaben meines Vaters nicht, und

als die Entschädigung der Milliarde votirt war, diente ihm der ihn treffende Antheil nur dazu, die zahlreichen Schulden zu bezahlen, welche er seit seiner Rückkehr nach Frankreich gemacht hatte.

„Ich wurde in einer Pension erzogen, in welcher ich eine solche Erziehung erhielt, wie man sie einem jungen Mädchen von hohem Range und von großem Reichthum geben zu müssen glaubte. Ich zeichnete gut, ich sang mit Geschmack, ich tanzte zum Verwundern, und ich kleidete mich zum Entzücken. Ich hatte eine Meinung über die laufende Literatnr, ich hatte mich für die italienische Musik entschieden, und ich sprach mit einer Leichtigkeit, welche damals für Geist galt. Uebrigens war ich durchaus in Unwissenheit, über die Lage meines Vaters, welcher sich darin gefiel, meinen Geschmack für den Luxus eines eleganten Lebens anzufachen.“

„Ich zählte achtzehn Jahre, und ich fing an, mich in meiner Pension zu langweilen, als mich eines Morgens mein Vater durch die Ankündigung überraschte, daß ich endlich in jene Welt eintreten solle, welche ich bisher nur in flüchtigen Vorübergängen gesehen hatte; die ich mir aber als so entzückend vorstellte. Ich will Ihnen die Freude des jungen Mädchens nicht malen, welches jetzt die Gewalt hatte, über ihre Zeit nach ihrem Willen zu verfügen; ich träumte die schönsten Erfolge, bildete mir ein Leben von Vergnügungen, das Herz für treue Freundschaft geöffnet, und ließ hie und da auch entfernte Gedanken von Liebe herbeikommen. Sie sehen, ich schreite der Ordnung nach vor, und sage Ihnen, wie ich mit achtzehn Jahren war, und wie wenig bewaffnet ich mich gegen das Unglück fand.“

„Wenige Monate reichten hin, mir dieses Vertrauen zu rauben. Mein Vater bestimmte einen Tag zum Empfange; allein es kamen zu seinen Reunionen fast nichts als Männer; die einen brachten den Abend mit

dem Spiele hin, die andern sprachen über Politik. Fünf oder sechs alte Frauen begleiteten ihre Männer und peinigten mich mit Beweisen ihrer Theilnahme, welche jedoch so protectionsmäßig war, daß sie mir höchlich mißfiel. Was mir in dem Salon meines Vaters am meisten auffallend war, das war nicht die Abwesenheit junger Männer oder junger Mädchen, das war die Gegenwart gewisser Personen, deren Namen und Manieren gleichmäßig die bürgerliche Plumpheit zeigten."

„Während der ersten Tage der Reunion ließ mich mein Vater singen, um mein Talent, wie er es nannte, zu zeigen. Das erstemal hörte man mich mit Artigkeit; das zweitemal hörte ich mitten in einer meiner glänzendsten Cavatinen einen der Whistspieler mit starker Stimme rufen: „„Sechs Triques und vier Honneurs, wir gewinnen Triple."" Das drittemal unterbrachen die Personen, welche am Piano standen, kaum ihre Unterhaltung. Ich verzichtete darauf, die Gesellschaft zu entzücken, wie mir zwei 'oder drei sagten, welche weniger barbarisch waren, und die Verpflichtung, die Gesellschaft meines Vaters zu empfangen, wurde mir fast unerträglich."

„Endlich kam der Winter, und ich hörte viel weniger von Festen und Bällen sprechen, als in meiner Pension, ich suchte mir diese Einsamkeit zu erklären; denn meine Jugend, meine Gedanken, meine Hoffnungen schieden mich vollständig von allem dem ab, was mich umgab. Nach und nach gab ich mich einem vollständigen Ueberdrusse hin, ohne daß es mein Vater bemerkte oder bemerken wollte. Eines Abends, als die Reunion viel zahlreicher war, hatte ich mich in eine Ecke des Salons zurückgezogen und versetzte mich, den Ellbogen auf den Arm eines Kanapees gestützt, mit Sehnsucht in unsre freudenvollen Abendgesellschaften der Pension und in die vertraulichen Mittheilungen

zurück, welche wir junge Mädchen über die Träume unserer Zukunft uns gemacht hatten. Ich war indessen keine von denen, die sich eine romanhafte Hoffnung vom Leben machen. Ich hatte in dem meinigen weder auf eine anbetende Liebe, noch auf ein unbeschränktes Glück gerechnet. Ein Herz, das mich liebte, ein Geist, der mit dem meinigen übereinstimmte, und die Gemächlichkeit meines Ranges, das waren alle meine Wünsche. Sie waren nicht sehr ausschweifend; denn wenigstens ist zu hoffen, daß ein ruhiges, ehrbares und glückliches Leben in dieser Welt nicht die schlimmste der Ausschweifungen sey."

„Wie dem aber auch ist, ich war daran, meine Täuschungen zu bereuen; ich zählte neunzehn Jahre, ich war schön, ich fühlte, daß ich an Geist und Herz alles das sey, was eine Frau liebenswürdig und vielleicht geliebt macht. Ohne Zweifel hatte mich meine vorgefaßte Meinung weit fortgerissen; denn ich hörte plötzlich eine Stimme hinter mir, welche sagte: „„Das Herz, welches seufzt, hat nicht, was es wünscht."" Dieses volksthümliche Sprüchwort hätte mir nicht unschicklich geschienen, aber die Person, welche es an mich richtete, ließ es mir grob erscheinen. Es war ein gemeiner Mensch mit einem lustigen Gesichte, der ganz kleine Cravatten und enorme Hemdkrägen trug, der seine monströse Person in sehr übel kleidende weite, farbige Piquet-Westen einschloß, und beständig mit einem kastanienbraunen Kleide, und mit sehr kurzen, schwarzen Pantalons, dann mit weißen baumwollenen Strümpfen und mit Schuhen mit Rosetten bekleidet war."

„Die Gegenwart dieses Menschen bei Herrn Vaucloir war etwas, worüber ich erstaunte, und ohne daß ich mit diesem Menschen jemals mehr, als mit einem andern gesprochen hätte, mißfiel er mir mehr, als irgend einer."

„Er hatte eine erzdumme Ansicht über Menschen und den Sachen, die ihn fast immer und bei Allem,

was man vor ihm erzählte, auf eigennützige Gründe, rathen ließ, und er setzte sie mit einer Gemeinheit und mit einer Verachtung der Menschheit auseinander welche alle meine jungen Ideen verletzte. Wenn ein Anderer als er, meine Traurigkeit bemerkt hätte, so würde ich mich ohne Zweifel wegen derselben entschuldigt und sie einem Unwohlseyn beigemessen haben; aber ich war darüber aufgebracht, von diesem ungeschliffenen Beobachter so begriffen zu werden, und ich antwortete ihm ziemlich trocken:"

„„Ich habe nichts zu wünschen und ich wünsche nichts.""

„„Hm! hm!"" machte der grobe Mensch, indem er sich ohne Umstände neben mich setzte und sich mit großem Geräusche in ein Sacktuch von blauer Baumwolle schneuzte; „„jedes Mädchen, welches nicht einen Mann hat, wünscht etwas.""

„„Ei, wer hat Ihnen gesagt, mein Herr, daß ich mich zu verheirathen wünsche?""

„Er sah mich stark an, und lachte mir mit einer seltenen Rohheit in das Gesicht."

„„Ich habe nicht nöthig, daß man mir das sagt; so was sieht sich für sich.""

„„Sie sind sehr verschlagen,"" sagte ich ihm mit verächtlichem Tone; denn dieser Mensch hatte mich sehr erzürnt."

„„Ich bin verschlagener, als Sie denken,"" antwortete er, ohne darauf zu achten, daß ich ihm den Rücken zugewendet hatte; „„denn ich habe für Sie gefunden, was Sie wünschen, einen Mann.""

„„Einen Mann!"" rief ich, mich umwendend.

„„Hae! hae! hae!"" machte er, mit den Augen blinzelnd, „„wie meine Worte Sie die Ohren spitzen gemacht haben.""

„„Mein Herr,"" sagte ich, verletzt über diese Weise, mein Erstaunen zu deuten, „„Erlauben Sie mir, eine Unterhaltung nicht fortzusetzen, welche mein Vater unschicklich finden könnte.""

„„Ich bitte um Entschuldigung, tausendmal um Entschuldigung, aber weil ich von Ihrem Herrn Vater dazu ermächtigt bin, erlaube ich mir, mit Ihnen zu sprechen, wie ich thue.““

„Ueberraſcht blickte ich um mich, um Herrn von Vaucloix zu ſuchen, und ich gewahrte ihn in einer Ecke des Salons, wie er mich beobachtete. Ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe gab mir zu verſtehen, er wünſche, daß ich Herrn Carin höre.“

„Da ich dieſen Namen geſchrieben habe, ſo werden Sie einſehen, wer der Mann war, der ſo mit mir ſprach. Er fuhr fort, und ſagte zu mir:“

„„Sie ſehen, ich bin nicht ſo unhöflich, als mich meine ſchweren Schuhe ausſehen laſſen, und da das Wort vom Heirathen einmal losgelaſſen worden, ſo iſt es unnütz, daß ich länger leeres Stroh dreſche. Es handelt ſich von meinem Herrn Sohn.““

„„Von Ihrem Sohne!““ ſagte ich mit erſtaunter Miene zu ihm, und indem ich ihn vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete, wie um zu errathen, wie der Sohn eines ſolchen Menſchen ſeyn könne.“

„Kein Gedanke entging dieſem Manne, und er antwortete mir im Tone bitteren Scherzes:“

„„Fürchten Sie ſich nicht, fürchten Sie ſich nicht; er kleidet ſich gut; mein Herr Sohn iſt ein Stutzer, welcher ſich die Nägel mit Windſor-Saiſe bürſtet, und mit antikem Oele ſeine Haare ſalbt. Er iſt ein Mann, wie er ſeyn ſoll, der friſch von der Leber weg ſpricht, und der einen Lorgnon trägt. Er iſt Baron, ich habe ihm den Baronentitel gekauft; ich werde ihm den Titel eines Marquis kaufen, wenn Sie Marquiſe ſeyn wollen.““

„Ich hatte nicht die Kraft, auf dieſen hochmüthigen Vorſchlag zu antworten; aber ich war ſo erniedrigt, daß ich meinen Kopf abwandte, um die Thränen zu verbergen, die aus meinen Augen traten. Herr Carin bemerkte dieſes, erhob ſich ungeſtüm, und ſagte zu mir:

„„Hören Sie, mein Fräulein, ich habe Sie jetzt davon in Kenntniß gesetzt; denken Sie die ganze Nacht darüber nach; morgen werde ich Ihnen den jungen Mann vorstellen, morgen Abend werden Sie sich entscheiden; diese Angelegenheit muß zu Ende gebracht werden; ich habe keine Zeit zu verlieren.““

„Er entfernte sich und ließ mich bestürzt über eine solche Art zu handeln, und aufgeregt durch den Vorschlag einer Heirath zurück, welches mir als ein drohendes Unglück erschien. Ich suchte mich dem Herrn Vaucloir zu nahen, allein er wich mir mit einer solchen Sorgsamkeit aus, daß ich begriff, er wolle durchaus keine Erklärung haben. Gegen meine Gewohnheit blieb ich in dem Salon bis zu dem Augenblicke, in welchem nicht mehr als einige erbitterte Spieler gegenwärtig waren, und ich hoffte, meinen Vater zu zwingen, mich zu hören. Allein er setzte sich an einen Spieltisch, nachdem er mir im Vorbeigehen gesagt hatte;

„„Halten Sie sich morgen frühzeitig bereit; Sie werden die Ehre haben, der königlichen Familie vorgestellt zu werden.““

„Diese zweite Neuigkeit setzte mich eben so sehr in Erstaunen als die erste; allein sie gab mir wieder Muth. Ich brachte natürlich meine Vorstellung mit meiner Heirath in Verbindung, und ich kann nicht sagen, welches Vertrauen sich in mir befestigte, daß man mich nicht einer Verbindung opfern werde, welche sich unter so edlen Auspizien gestalten würde.“

„Herr Carin hatte zu mir gesagt, daß ich die ganze Nacht hindurch über den Vorschlag nachdenken sollte, welchen er mir gemacht. Er hatte Recht gehabt, ich schlief die ganze Nacht nicht, ich weinte blos; Alles, was mir begegnet war, lag außer den Ideen, die ich mir von einer Heirath gemacht hatte. Ein Wort, welches die jungen Mädchen nie aussprechen, welches aber unaufhörlich in ihrem Herzen flüstert, das Wort „Liebe“

hatte noch keinen Sinn für mich; aber wenn Sie wüßten, Eduard, wie oftmals meine Gespielinnen und ich unsere glücklichen Luftschlösser durch die Worte beschlossen haben: „„O, ich werde nie einen andern heirathen, als den, den ich liebe,““ dann, Eduard, würden Sie meinen Schrecken begreifen, als ich mich plötzlich bedroht sah, mich einem Manne hinzugeben, den ich nicht kannte; Sie werden den Schmerz begreifen, welchen eine junge Hoffnung hinter sich zurückläßt, die scheiden muß.“

„Ich hatte nie daran gedacht, daß ich einen Willen haben könne, der dem meines Vaters widerstreite, und wenn ich mich über diesen Punkt fragte, fühlte ich eine Schwachheit, welche ich nicht überwinden konnte. Ich hatte wohl von jungen Mädchen sprechen gehört, welche dem Willen ihrer Familie einen energischen Widerstand entgegengesetzt hatten, aber das waren für mich romantische Erzählungen, welche zwar interessiren, aber nicht aus unserem Leben sind.“

„Hie und da kreiste des Abends unter uns jungen, unwissenden Herzen eine Erzählung, welche enthielt, daß ein anderes junges Mädchen den Tod einer Heirath vorgezogen habe, die ihr widerstrebte, und wir haben schwere Seufzer über ihr Unglück ausgestoßen, und Thränen der Bewunderung einem so hohen Muthe geweiht; aber als dieser Gedanke mir für mich selbst kam, da kann ich nicht sagen, daß ich ihn zurückgestoßen, oder daß er mir Furcht gemacht habe; denn ich fühlte mich zu unfähig, ihn auszuführen. Ich war wie ein Bettler, welchem man von dem Prunke eines großen Herrn spricht, und der den Kopf abwendet, um sein mit Thränen befeuchtetes Brod wieder zu ergreifen, ohne Regung von Hoffnung oder von Neid, weil er sich so weit von einem so hohen Glücke entfernt sieht. Mein Herz war arm an Muth, um es wagen zu wollen, zu sterben, das war ein Glück, zu hoch für mich. Ich konnte also nichts erkennen, was mich von dem mir

drohenden Unglücke hätte befreien können. Ich hatte wohl daran gedacht, mich vor dem Könige auf die Kniee zu werfen und mich unter seinen Schutz zu stellen, aber das Alles war eine Thorheit; denn am Ende hätte ich nicht gewußt, ihm zu sagen, durch welches Unglück ich so unglücklich sey: Und überdies, wie hätte ich dazu, zu dem Könige zu sprechen, mich zu seinen Füßen zu werfen, einen heftigen Auftritt herbei zu führen, die Kraft gehabt? Ich, die ich nicht die Kraft fühlte, meinem Vater irgend eine Weigerung entgegen zu setzen, weil sein Ansehen stets ein wohlwollendes für mich gewesen war!"

„Wenn ich Ihnen dies Alles erzähle, Eduard, so geschieht es, um Ihnen gehörig zu zeigen, daß ich ein sehr schwaches Weib bin, welches weder für sich, noch für Andere kann. Der folgende Tag kam, Herr von Vaucloir ließ mir sagen, daß ich mich zur Stunde der Messe bereit halten solle. Ich ließ ihn bitten, einen Augenblick mit mir zu sprechen; man antwortete mir in seinem Auftrage, daß wir auf der Fahrt von dem Hotel nach den Tuilerien Zeit genug hiezu haben würden. Ich ging endlich in den Salon hinab und hörte aus dem Kabinete meines Vaters die Stimme des Herrn Carin; ich wollte mich zurückziehen, als er die Thüre öffnete und mit einem befehlenden Tone sagte:

„„Machen Sie, daß der König Vernunft annimmt. Ich, für meinen Theil, habe Ihnen nur Eines zu sagen, wie die Spanier: „Si no, no!“ “

„Ich wandte mich ab, um nicht das Gesicht dieses Mannes zu sehen, der über mich viel mehr zu verfügen schien, als mein Vater selbst. Er blieb stehen und fuhr dann fort: „„und nach dem Könige bringen Sie dem Fräulein Vernunft bei; denn ich habe nicht im Sinn, mein Geld herzugeben, damit man mir ein Gesicht wie ein Erhenkter mache; dafür danke ich.““

„Er ging weg, und ich erhob meine Augen zu Herrn von Vaucloir; er war roth vor Scham. Ich

errieth, daß dieses weder aus Unwillen, noch aus Zorn sey, weil er meine Blicke vermied."

„„Vorwärts, vorwärts,"" sagte er mir, „„der Augenblick ist gekommen.""

„Er ging vor mir her, ich folgte ihm, indem ich darüber nachdachte, daß eine andere, als ich, es gewagt haben würde, ihm nicht zu folgen, und daß sie eine Erklärung herbeigeführt haben würde. Als ich in den Hof kam, war er schon in den Wagen gestiegen; er zerknitterte zornig die Papiere, die man ihm zugestellt hatte. Seine Aufregung war so groß, daß ich dachte, ich dürfe kein Wort an ihn richten; er schenkte mir fast gar keine Aufmerksamkeit, er las seine Papiere mit Wuth und murmelte!"

„„Es muß damit ein Ende werden! Genug, genug"". . . . .

„Als er wieder etwas ruhiger war, legte er seine Papiere zusammen, steckte sie in seine Tasche, zog aber dafür andere heraus, welche er aufmerksam und mit einer Art von Wohlgefallen las."

„„Er kann es mir nicht abschlagen,"" sagte er ganz leise bei jedem Satze; „„das wäre zu große Undankbarkeit; aber sie sind indessen so undankbar.""

„Ich hatte beinahe meinen Schmerz über dem Kummer meines Vaters vergessen und sagte ganz sanft zu ihm:

„„Nicht wahr, Sie haben traurige Neuigkeiten bekommen?""

„„Woher wissen Sie es?""

„„Ich glaube es zu bemerken.""

„„Nein, Louise,"" sagte er, indem er sie eilig zurücklegte, „„ich gelange im Gegentheil an das Ziel aller meiner Wünsche, zu einer reichen Heirath für Sie mit einem Manne, der ausgezeichnet und zu einer politischen Laufbahn berufen ist, die eben so erhaben seyn wird, als sein pecuniäres Glück.""

„„Sprechen Sie von dem Sohn des Herrn Carin?""

„„Von ihm. Er ist ein Mann, der hoch über seiner Geburt steht, ein Mann, von tiefen Ideen und großen Gedanken, ein Mann, auf den ich stolz seyn kann, wenn ich ihm meine Lage und meine Zukunft anvertraue.““

„Ich begriff meinen Vater nicht recht, aber es schien mir, daß diese Lobeserhebungen nur mühsam aus seinem Munde hervorgingen. Ich nahm mein Herz in beide Hände, um einen großen Streich auszuführen, und sagte ihm zitternd die Worte, welche mir das Höchste von Kühnheit schienen:

„„Ich habe ihn noch nicht gesehen, diesen .....““

„„O, Sie werden ihn sehen,““ sagte mir Herr von Vaucloix im Tone grausamen Spottes; „„man wird Sie nicht als ein Schlachtopfer zum Altare führen. Die Zeit jener barbarischen Heirathen ist vorüber, bei welchen sonst die edlen Familien das Glück ihrer Kinder opferten. Fürchten Sie sich nicht vor all' diesen Thorheiten, welche die Philosophen und die Jakobiner so geschickt ausgebeutet, und die liberalen Bürger so dumm sich angeeignet haben.““

„Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, war mehr als hinreichend, um mich abzuhalten, andere Betrachtungen zu machen, und wir kamen bald in dem Schlosse an. Jetzt erst achtete mein Vater auf mich, er bemerkte meine Blässe, meine traurige Miene, und sagte barsch zu mir:“

„„Was haben Sie? Was ist Ihnen begegnet? Was soll man von Ihnen denken, wenn man Sie mit einem solchen Gesichte sieht? Man wird glauben, daß ich Sie opfere . . . daß ich Sie . . .““

„Er hielt vor dem Worte inne, welches er aussprechen wollte; aber so unwissend ich war, so errieth ich es doch. Die schrecklichen Worte Carins: „„Ich habe nicht im Sinne, mein Geld herzugeben, daß man mir ein Gesicht wie ein Erhenkter mache,““ kamen mir in den Sinn. Ich begriff, daß man sagen könne, er verkaufe

mich. Ich brach in Thränen aus, mein Vater stampfte vor Zorn mit dem Fuße, aber er hielt an sich."

""Kommen Sie, Louise,"" sagte er, ""kommen Sie, hören Sie vernünftig, die Sache ist ja noch nicht zu Ende, und wenn dieser junge Mann Ihnen mißfällt, so werden wir wo anders uns umsehen; aber seyen Sie ruhig vor dieser Welt, die uns beobachtet. Ich habe am Hofe Feinde genug, die sich nichts besseres wünschen, als mich zu verläumden.""

"Indem er so sprach, trocknete er mir die Augen mit meinem Taschentuche. Ich hielt meine Thränen zurück."

""Das ist gut, meine Louise,"" sagte er; ""Sie sind eine gute Tochter. Hoffen Sie, hoffen Sie, wir werden bald glücklich seyn.""

"Wir stiegen aus dem Wagen, und er führte mich auf die Kapelle zu.

"Eduard, ich habe Ihnen diesen ganzen Auftritt mit den kleinsten Einzelheiten erzählt, damit Sie begreifen, wie ich in meinem unvorsichtigen Leben plötzlich durch die Bedrohung mit einem Unglücke ergriffen wurde, welches ich nicht voraussehen konnte, welches ich empfand, als ich auf einem Wege voller Klippen wandelte, ohne daß ich klar sehen konnte, wie ich das Ziel, zu dem man mich führte, fürchten mußte, ohne zu wissen, wo und was es war. So war mein ganzes Leben: Furcht ohne materiellen Grund, und ich konnte sie doch nicht als eine Thorheit verwerfen; ein Unglück, welches keinen Körper hatte, und dennoch stets um mich, wie der Schatten meines Lebens war; Furcht vor einem unsichtbaren Phantome, Schmerz ohne sichtbare Wunde. Aber alle diese Betrachtungen werden, was ich litt, Ihnen weniger sagen, als die Erzählung, welche ich Ihnen noch zu machen habe."

"Wir kamen in der Kapelle an; der König war noch nicht da. Ich bemerkte, daß ich mit Neugierde betrachtet wurde, aber die Heiligkeit des Ortes beschränkte diese

ganze Aufmerksamkeit auf einige flüchtige Blicke, welche schnell auf die Seiten eines aufgeschlagenen Gebetbuches zurückkehrten, auf einige vor sich hin gemurmelte Worte, welche Worte des Gebets scheinen konnten. Ich nahm den mir aufbewahrten Platz ein, und bald erschien der König. Ich war mehr in religiösen Gewohnheiten, als in wahren religiösen Gedanken aufgezogen worden, ich erfüllte meine Pflichten als Christin mehr mit Ehrfurcht, als mit lebhafter Aufwallung, bis auf diesen Tag hatte ich mich zu Gott gewendet, um ihn aus dem Innersten meines Herzens um Erbarmung und Schutz anzuflehen; denn ich hatte noch nie die Nothwendigkeit dieses Schutzes und dieses Erbarmens empfunden. An diesem Tag gab mein Schrecken den Bitten, die ich zu dem Ewigen emporsendete, einen, so zu sagen, stummen Sinn. Ich wohnte dem Gottesdienste nicht wie einem feierlichen Schauspiele bei, dessen Erfüllung eine Pflicht ist, nicht so, wie der größte Theil der Frauen, die mich umgaben, nicht so bei, wie ich selbst vielleicht unter andern Umständen es gethan hätte; nein, ich betete mit Inbrunst und Verzweiflung, und ich bemerkte es kaum, daß die letzte Worte der heiligen Handlung gesprochen waren. Herr von Vaucloix hatte mir befohlen, mich sogleich nach beendigter Messe zu ihm zu begeben. Ich ging hinaus und er zog mich eilig in eine lange Gallerie. Hier blieb er stehen und sagte zu mir:

„„Der König wird vorüberkommen; geben Sie wohl acht, daß Sie ihm auf eine schickliche Weise antworten, wenn er Sie fragt.““

„Karl der X. erschien in der That bald; er war von dem Herrn Dauphin und von der Madame Dauphine gefolgt. Er nahm mit einer Gnade voll von Wohlwollen einige Bittschriften an, die ihm zugestellt wurden; er plauderte mit befriedigter Miene mit den Personen, welche ihn begleiteten; als er aber meinen Vater bemerkte, trat eine leichte Wolke des Mißvergnügens auf sein Gesicht.“ 3*

„„Sie sind es, Vaucloir?““ sagte er.

„Mein Vater machte seine Verbeugung und nahm mich an der Hand, um mich vorzustellen; der König, welcher diese Bewegung nicht sah, ging weiter, indem er sagte:“

„„Folgen Sie mir.““

„Mein Vater gehorchte, und ich blieb ganz verwirrt stehen; ich wußte nicht was ich beginnen solle, ich glaubte, der König habe es vermieden, mich zu sehen. Ich warf fast verzweifelte Blicke um mich her. Ich begegnete denen der Madame Dauphine! sie näherte sich mir und sagte mit einer Bewegung voll Wohlwollens:“

„„Begleiten Sie Ihren Vater, Fräulein.““

„Ich verneigte mich und gehorchte, ohne die Geistesgegenwart zu haben, ein Wort zu sprechen.“

„Der König ging ziemlich geschwind; ich hatte Mühe, mir durch die Personen seines Gefolgs Platz zu machen, und wir hatten schon mehrere Säle durchschritten, ohne zu dem Könige gelangen zu können, als er in einen neuen Salon eintrat, in welchen ihm Herr von Vaucloir allein folgte. Gerade in diesem Augenblick kam ich herbei, und da ich mich sogleich allein sehen mußte, so konnte ich mich nicht zurückhalten, zu rufen:“

„„Mein Vater . . .““

„Der König wandte sich zurück, betrachtete mich strenge, doch wich diese Strenge nach und nach, um einem Ausdrucke von Theilnahme Platz zu machen.“

„„Sie sind Fräulein von Vaucloir?““ sagte er zu mir.

„„Ja, Sire.““

„„Nun, folgen Sie uns!““

„Ich trat mit meinem Vater ein, welchem meine Anwesenheit sehr im Wege zu seyn schien, und man schloß die Thüren hinter uns. Ich war am Eingange des Kabinets Karls X. stehen geblieben, welchem Herr von Vaucloir bis auf die entgegengesetzte Seite gefolgt war. Mein Vater sprach mit leiser Stimme, und ich konnte nicht hören, was er sagte; aber er schien drin-

gend um eine Gnade zu bitten, welche der König nicht bewilligen wollte. Die Verhandlung wurde lebhaft; man vergaß, daß ich da sey; denn ich hörte den König ziemlich laut antworten:"

„„Ja, ja, ich weiß, daß es Ihr Wort und das von Euch Andern ist ... Undankbar wie ein Bourbon ..""

„Mein Vater schien sich zu entschuldigen, aber Karl X. fuhr mit Lebhaftigkeit fort:"

„„Und mit diesem Worte habt ihr uns Alles das thun lassen, was uns so hart vorgeworfen wurde.""

„Herr von Vaucloix antwortete und ich glaubte zu hören, daß er von Diensten sprach."

„„Ich habe Sie nicht vergessen,"" entgegnete der König."

„„Und dennoch verweigern Sie, Sire, das mir, was Sie mehreren meiner Collegen bewilligt haben, dem Grafen C. . . . . dem Marquis von B . . .; und dennoch haben diese ihr Vermögen nicht in der Emigration verloren, im Gegentheil, sie haben es gewonnen, indem sie der Republik und dem Kaiserreiche dienten.""

„Der König wandte sich verdrießlich ab; endlich antwortete er:"

„„Aber, wer ist denn dieser Mensch?""

„Der König hörte mit Aufmerksamkeit das an, was ihm mein Vater antwortete; endlich schien es, daß Letzterer die Unterredung durch irgend einen gewichtigen Umstand zum Ziele führen wolle; er zog Papiere aus seiner Tasche und stellte sie Karl X. zu. Aber kaum hatte Seine Majestät sie in der Hand, als er rief:"

„„Entschuldigen Sie, Sire, ich habe mich geirrt; es ist nicht das rechte.""

„Der König behielt die Papiere und betrachtete meinen Vater mit einer Strenge, welche diesen zwang, die Augen niederzuschlagen."

„„Lassen Sie,"" sagte er, „„lassen Sie das, Herr von Vaucloix; das wird mich besser unterrichten, als Alles, was Sie mir sagen können.""

„Dann durchlief der König die Papiere. Ich erkannte von Weitem an ihrem Formate und an der rothen Schnur, mit welcher sie zusammengeheftet waren, sie als diejenigen, welche meinen Vater so lebhaft aufgeregt hatten. Je mehr der König las, desto düsterer wurden seine Züge, und er rief endlich:“

„„Eine solche Unordnung ist erschrecklich! Eine solche Summe!““

„Herr von Vaucloir gab dem Könige ein Zeichen, und dieser richtete die Augen auf mich. Ich erkannte, daß er durch dieses Zeichen aufgefordert worden war, vor der Tochter nicht die Worte auszusprechen, welche den Vater anklagen könnten. Er betrachtete mich nun einen Augenblick, und ich sah, daß ich der Gegenstand ihrer Unterhaltung geworden war; denn ihre Bewegungen und ihre Blicke wandten sich, ohne daß sie es wußten, auf mich. Diese neue, mit leiser Stimme geführte Unterredung war beendigt, und ich hörte, daß der König mit Strenge sagte:“

„„Wenn ich es thue, mein Herr, so geschieht es wegen ihr, damit sie nicht im Elende stirbt; es geschieht wegen der Würde des Namens, welchen Sie tragen.““

„Nach diesen Worten, welche ich hörte, obwohl sie der König nicht mit lauter Stimme gesprochen hatte, schritt er lebhaft auf mich zu; mein Vater ging hinter ihm her; sein Gesicht war verstört, er warf verzweifelte Blicke auf mich und faltete die Hände, wie um mich anzuflehen. Diese Bewegung war für mich eine fürchterliche Qual.“

„„Man will Sie verheirathen, mein Fräulein,““ sagte der König barsch zu mir.

„„Ja, Sire.““

„„Und Sie sind bei dieser Heirath glücklich?““

„Ich betrachtete meinen Vater, und dieser machte eine Bewegung.“

„„Lassen Sie sie sprechen, mein Herr,““ sagte der

König, welcher diese Bewegung bemerkt hatte; dann fuhr er fort:"

„„Nehmen Sie diese Verbindung mit Freuden an."''

„„Ja, Sire, mit Freude,"'' antwortete ich mit einem so exaltirten Tone, daß der König darüber erstaunt war."

„Seine Majestät betrachtete mich traurig und mit dem Ausdrucke des innigsten Mitleids, dann sagte er sanft zu mir:"

„„Es ist gut, mein Fräulein; ich habe das Recht nicht, mich einer so edlen Hingebung zu widersetzen. Es ist gut.""

„Er zog an einem Glockenzuge."

„„Sire, später!"" sagte Herr von Vaucloir.

„„Nein, nein, ich will nicht mehr davon sprechen hören.""

„Ein Thürhüter erschien, und Karl X. hieß einen Sekretär kommen, welcher auch bald mit einem Portefeuille eintrat. Der König, welcher in seinem Kabinete auf- und abging, sagte sogleich:

„„Die Ordonnanz, welche den Schwiegersohn des Herrn von Vaucloir betrifft!""

„Der Sekretär reichte sie ihm dar. Der König unterzeichnete sie und gab sie meinem Vater."

„„Hier, mein Herr,"" sagte er zu ihm. Dann wandte er sich zu mir, und sagte, mich grüßend:"

„„Mögen Sie glücklich werden, mein Fräulein.""

„Wir gingen weg und durchschritten schnell die Appartements; wir eilten die Treppen hinab und unser Wagen fuhr vor."

„„In das Hôtel,"" sagte mein Vater; „„fahrt, was ihr könnt!""

„Wir fuhren weg, und sogleich brach die Aufregung, welche er zurückgehalten zu haben schien, mit einer Heftigkeit aus, welche mich erschütterte."

„„Wir haben es,"" rief er, „„wir haben es! .... Das hat Mühe gekostet ..... ohne Dich wäre ich verloren gewesen ... Aber Du warst bewunderswerth ...

und bis auf diese Papiere, die ich so einfältig dem König zugestellt habe ... wenn ich es ausdrücklich so gewollt hätte, würde ich nicht besser zum Ziele gelangt seyn ... Es ist das erstemal, daß die Papiere eines Huissiers zu etwas gut sind ... Aber es gibt Tage des Glückes, wo Alles gelingt ... Ach! meine arme Louise ... Du wirst auch glücklich seyn; ein kolossaler Reichthum, mit dem Du sie lehren wirst, Dir Ehre zu erweisen ... Das war ein meisterhafter Streich ... heute mußte er gelingen ... denn sonst, morgen ... Aber ich habe sie, da ist sie, da ist sie! ...""

„Und er las mit Wohlgefallen die Ordonanz, welche ihm der König zugestellt hatte. Was mich betrifft, so war ich über die Freude meines Vaters ebenso unruhig, als ich es über seine Verzweiflung gewesen war. Begreifen Sie, was in mir nach der Scene, welche ich mit angesehen hatte, an Ungewißheit und Bangigkeit herrschen mußte? Ich ging, wie es schien, der Erfüllung eines großen Opfers entgegen, und ich wußte nicht, was dieses Opfer sey. Man hatte das Ansehen, mich zu bedauern, und ich wußte nicht, warum. Ich zitterte, meinen Vater zu fragen; denn ich fürchtete, daß es jetzt nicht mehr Zeit sey. Ich betrachtete ihn traurig in der Aufregung seiner Freude, ich hoffte und fürchtete eine Erklärung, welche nicht fern seyn konnte. So kamen wir in dem Hôtel an."

III.

Erste Zusammenkunft.

Versammlung der Gläubiger.

„Wir waren angelangt."

„In dem Augenblicke des Aussteigens aus dem Wagen, sagte der Hausmeister meinem Vater:"

„„Herr Carin ist in dem Salon . . .““

„„Sehr wohl! Sehr wohl!““ rief mein Vater, ihn unterbrechend. „„Kommen Sie, meine Tochter; wir wollen ihm diese glückliche Neuigkeit ankündigen.““

„Er zieht mich mit sich fort, und wir treten in den Salon ein.“

„„Da ist sie! Da ist sie!““ rief mein Vater, die Ordonnanz des Königs hinzeigend.“

„„Unterzeichnet?““ sagte Herr Carin, indem er auf meinen Vater losstürzte.

„„Unterzeichnet!““ entgegnete dieser. „„Kommen Sie hieher, daß ich Ihnen dieses Alles erzähle.““

„Und beide gingen weg und ließen mich allein im Salon mit einem jungen Manne, der bei unserem Eintritte in einer Fenstervertiefung stand, und den Herr von Vaucloix ohne Zweifel nicht bemerkt hatte.“

„Er hatte mich schweigend gegrüßt, und kaum hatte ich ihm den Gruß erwidert, als mein Vater und Herr Carin weggingen. Ich war in großer Verlegenheit; denn als ich an ihm vorüberging, begegnete ich seinem Blicke, oder vielmehr seinem Augenglase, welches er auf mich gerichtet hatte. Ich fand das Benehmen des jungen Mannes so impertinent, daß ich die Augen nicht niederschlug, vielmehr ihm in das Gesicht sah. Ich kann Ihnen die Wahrheit sagen, Eduard; er war von seltener Schönheit. Er bemerkte den Anflug von Zorn, welchen er mir verursacht hatte, und er senkte seinen Lorgnon mit einem so eigenthümlichen Anstand, daß man hätte sagen können, mit dem Anstande eines Besiegten, welcher seinen Degen übergiebt. Ich wollte mich entfernen, als er auf mich zuging und mir ohne die mindeste Verlegenheit sagte:“

„„Fräulein von Vaucloix, wollen Sie mir gütigst erlauben, daß ich mich Ihnen selbst vorstelle?““

„Ich wußte nicht, was ich antworten sollte; ich fühlte mich erröthen, ich konnte nichts thun, als mich leicht verneigen. Ich war um so mehr über meine Verlegenheit

ärgerlich, als ich sah, daß er sie bemerkt habe, und daß er ein Mann sey, der eine besondere Liebhaberei darin lege; denn ich hatte alle Worte des Dieners, welchen mein Vater unterbrochen hatte, gehört; er hatte gesagt: „„Herr Carin ist mit seinem Herrn Sohne im Salon.““

„Das war also mein zukünftiger Gatte, dem ich gegenüber stand. Erinnern Sie sich aller der Aufregungen, welche ich empfunden hatte; des Geheimnisses, welches mich umgab; dieses Mitleids, welches mich empfangen; der Seltsamkeit Alles dessen, was sich ereignete, und um diese Sonderbarkeiten vollständig zu machen, dieser plötzlichen, unmittelbaren, unvorbereiteten Zusammenkunft; gewiß lag darin etwas, was ein weniger schüchternes junges Mädchen, als ich war, in Verwirrung setzen mußte. Ich muß Ihnen Alles sagen, Eduard; unter allen Schrecken der Nacht, war das Bild des Mannes, welcher mir bestimmt worden, nicht der letzte, welcher mich verfolgte. Da ich ihn nicht kannte, so hatte ich mir sein Bild nach seinem Vater entworfen, und die Windsorseife so wie das von Herrn Carin gerühmte antike Oel hatten mich sehr erschreckt. Denken sie sich daher mein Erstaunen, als ich ihm begegnete, statt der Karrikatur, die ich mir vorgestellt, einen Mann von vollendetem Anstande und, ich muß es wiederholen, von vollkommener Schönheit zu finden. Sein Anblick erfüllte mich mit einer ganz neuen Ueberraschung, er überstieg weit alle die schönen Liebhaber, welche die Frauen sich einbilden, wenn sie noch nicht geliebt haben. Und dieses begegnete mir in dem Momente, in welchem ich glaubte, einem Ungeheuer überliefert zu werden. Verzeihen Sie mir das Wort, wenn ich sage, daß es mir schien, daß ich einen Augenblick das beglückende Erstaunen der Jungfrau empfand, welche dem Scamander-Flusse überliefert, der sie verschlingen sollte, an seiner Stelle einen schönen jungen Mann findet, der sie auf den Knien anfleht.“

„Ich schwieg also, und es schien mir, daß mein Zukünftiger ebenso verlegen sein müsse als ich; denn er sagte mir nichts. Ich wagte es, ihn zu betrachten,

um mich von seiner Verlegenheit zu überzeugen. Er stand unbeweglich vor mir und betrachtete mich mit einem Lächeln, dessen Ausdruck Ihnen zu schildern ich nicht wagen werde, obgleich ich es jetzt verstanden zu haben glaube. Er machte mir damals, ohne daß ich mir selbst Rechenschaft darüber geben konnte, Furcht und zwar so sehr, daß meine Verlegenheit und der Aerger, den ich darüber empfand, mir fast Thränen auspreßten. Seine Zuversicht erzürnte mich, und ich war in demselben Augenblick darüber ungehalten, daß er sich ihrer nicht bediente, um mir zu Hülfe zu kommen. In diesem Augenblick hätte ich viel darum gegeben, wenn ich, ich will nicht sagen die Geistesgegenwart, aber doch die Impertinenz gewisser Frauen gehabt hätte. Ich schämte mich, so vollständig beherrscht zu werden, ich wollte um jeden Preis aus dieser einfältigen Lage heraustreten, und ich trat aus derselben, auf eine höchst linkische Weise heraus.

„„Sie wünschen, meinen Vater zu sprechen, mein Herr?““ sagte ich mit einem Tone, den ich trocken zu machen suchte:

„„Nein, in Wahrheit, mein Fräulein, Sie sind es welche ich zu sprechen wünsche.““

„„Ich weiß nicht, ob ich darf . . .““

„„Nach der Art und Weise, mit welcher mein Vater und der Ihrige diese Angelegenheit leiten, ist sehr zu befürchten, daß Sie noch lange Zeit die Nothwendigkeit vergessen werden, uns gegenseitig vorzustellen. Wir wollen also thun, als wenn sie es nicht vergessen hätten: denn einmal muß es doch geschehen, ob früher oder später, und Sie werden mir daher erlauben, mit Ihnen eine Unterhaltung zu pflegen, welche ich glühend wünsche.““

„Dieses Alles sprach er mit einem Ausdrucke und mit einer Bestimmtheit, welche beurkundeten, wie sehr der Mann, der so sprach, Herr seiner Gedanken und seiner Worte sey. Ich fühlte mich wie ein ganz kleines Kind gegen diesen Mann, und wenn ich nicht gesehen

gehabt hätte, daß er jung sey, so hätte ich geglaubt, einen bedeutungsvollen Redner sprechen zu hören, der eine Frage erörtert, in welcher er auf den Triumph rechnet."

„Er hatte mir die Hand geboten und mich zu einem Sitze geführt; er setzte sich neben mich."

„„Man will uns verheirathen,"" sagte er geziert zu mir; „„aber dieser Wille bedarf einer hohen Sanction; glauben Sie, daß diese erlangt werden könne?""

„„Sie haben die Freude meines Vaters gesehen, mein Herr; so weit ich darüber urtheilen kann, hat der König erlaubt ...""

„„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, der König kann erlauben, was Sie verbieten können.""

„Ich erröthete und wandte den Kopf ab."

„„Der König,"" sagte er, sich schaukelnd, „„kann ja sagen, aber Sie können nein sagen. Was werden Sie sagen?""

„Diese so directe Rede verletzte mich mehr, als sie mich in Verlegenheit brachte. Dieser Mensch wußte gut was er an meiner Seite sagte, und daß meine Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Ich nahm meine Zuflucht zu einer überall hin passende Phrase, die man aus den gewöhnlichsten Erzählungen kennen lernt, und antworte stotternd:"

„„Mein Herr, ich werde meinem Vater gehorchen ...""

„Durch eine leichte Bewegung entfernte sich Herr Carin etwas von mir, und ohne daß ich ihn betrachtete, bemerkte ich, daß er mich mit einer Miene ansah, welche die vollständigste Impertinenz aussprach. Er schwieg einen Augenblick; dann nahm er mich bei der Hand, küßte sie mit einer ganz sonderbaren Miene und sagte mit dem Tone leichten Scherzes:

„„Es gibt nichts Schöneres und nichts ... Besseres.""

„Der Ton der Stimme, die Art mit der er das Wort: „Besseres" aussprach, schienen mir eine Beleidi-

gung. Eine zornige Aufwallung ergriff mein Herz in der That einem Blitze gleich, denn sie währte nicht lange genug, um mir eine gleich impertinente Antwort einzugeben, oder mir die Kraft zu verleihen mich zurückzuziehen."

„Mein Vater kehrte mit Herrn Carin, dem Vater, zurück:"

„„He! he! da ist ja die Bekanntschaft schon fertig!"" sagte Herr Carin.

„„Nun, Wilhelm, habe ich es Dir nicht gesagt, daß ich Dir eine Frau von vollkommner Schönheit geben werde ... ein wenig verlegen; ein wenig schüchtern.""

„„Mein Herr, Sie wollen sagen, ein wenig dumm,"" erwiederte ich sogleich, durch Herrn Carins Ton zornig gemacht."

„„Das Fräulein hat recht,"" sagte Wilhelm hohnlächelnd.

„Ich blickte auf meinen Vater, er war roth und verlegen; ich blieb verwundert stehen ihn meine Beleidigung hinnehmen zu sehen, ohne sie zu rügen, und ich weiß nicht, welches Mitleid für ihn und für mich in meinem Herzen sich regte, als er versuchte, Wilhelms Rede zu beschönigen, indem er sagte:"

„„In der That meine Tochter hat recht, Herr Carin, Sie scheinen ihr ein schlimmes Compliment zu machen.""

„„Gut, gut, gut,"" sagte Herr Carin, „„hier ist ein lustiger Bruder, der sie lehren wird, wie der Geist über die Mädchen kommt.""

„Und ehe ich die Zeit gehabt hatte, über diese neue Rohheit zu erstaunen, fuhr er fort:"

„„Vorwärts, Vorwärts, es ist jetzt keine Zeit zu verlieren. Du Wilhelm, gehst in die Kirche, auf die Mairie und zu dem Notar; Sie, Herr von Vaucloir, Sie gehen zu Ihren ... Sie wissen schon, ... bieten ihnen fünfundzwanzig Prozent, um vierzig zu geben und sie werden sehr glücklich seyn. Ich für meine Person

habe mir die Widerspenstigsten vorbehalten, und ich verspreche, sie herunterzubringen. Heute Abend ist hier Generalversammlung; heute noch muß Alles beendigt seyn. Sie begreifen, daß wir die feierliche Bekanntmachung nicht eher vornehmen können, als bis das Arrangement unterzeichnet ist. Wenn man die Sache muthmaßte, so würden wir nicht einen Sou Nachlaß erhalten, und das ist unsere Sache nicht. Gieb wohl Acht, Wilhelm, daß man es vor drei Tagen nicht verkündet."

„„Das ist ja festgesetzt,"" sagte Wilhelm mit Ungeduld, „„halten Sie mich denn für ein Vieh?""

„„Herr Wilhelm hat recht,"" sagte ich sogleich, von der Begierde fortgerissen, meinem Zukünftigen seine Ungezogenheit zurückzugeben, und ich bemerkte nicht, daß die Phrase welche ich wiederholte, sich nicht unmittelbar an die von ihm gesprochene anreihte."

„Wilhelm machte eine leichte Grimasse, welche mir anzeigte, daß ich die geringe Meinung bestärkt habe, welche er von mir gefaßt und, und in meinem Zorne strampfte ich mit dem Fuße auf den Boden. Mein Vater, obgleich er errieth, was ich leide, erzürnte sich über dieses Zeichen von Ungeduld und sagte strenge zu mir:

„„Louise, keine Kindereien; seien Sie nachdenkend und suchen Sie mir zu gehorchen!""

„„Das Fräulein läßt mich dieses Glück hoffen,"" sagte Wilhem; dann empfahl er sich und ging mit seinem und meinem Vater fort."

„Nun war ich allein. So war also das erste Zusammentreffen mit meinem Zukünftigen. Ein Zufall, der mich plötzlich ihm gegenüber gestellt hatte, versetzte mich in eine, einem jungen Mädchen sehr natürliche Verwirrung und zeigte mich Wilhelm unter einem Anblicke, den er für wahr hielt, und den er auf keine Weise zu berichtigen suchte. Sie werden später sehen, daß er einer von den Menschen war, für welche der erste Eindruck von einer großen Bedeutung ist, besonders wenn sie ihr Urtheil für untrüglich halten. Eduard, Sie kennen

mich, Sie wissen ob ich eitel bin; indessen werden Sie die Erniedrigung des jungen Mädchens einsehen, welches nicht mehr jung genug ist, um sich als Kind behandeln zu lassen, und welches weiß, daß sie als eine Thörin erklärt werden würde, und zwar für eine solche Thörin, daß man es ihr in das Gesicht sagen könne, ohne daß sie daran zweifle. Verstehen Sie mich wohl, Eduard, und lassen sich durch die Einzelnheiten meines Lebens nicht langweilen; sie sind nothwendig, um Sie fühlen zu lassen, daß das Unglück nicht immer in dem liegt, was man Unglück nennt. Ich war in der That an diesem Tage unglücklich, ohne daß ich jemanden sagen konnte, es sey mir Unglückliches begegnet. Ich begnügte mich zu weinen und regte mich zu dem äußersten Entschlusse auf, Herrn von Vaucloix Widerstand zu leisten. Dieser Entschluß fügte meiner Bangigkeit noch eine zweite hinzu, denn ich fühlte, daß ich vor einem Befehle, oder vor einem Worte meines Vaters zurückschrecken würde, und daß ich dadurch nichts thun, als Waffen gegen mich selbst in die Hand gebe. Und dennoch schämte ich mich so sehr, mit so großer Schwäche mich hinzugeben, daß ich mich nicht entschließen konnte, auf diesen Versuch, mochte ich ihn auch für noch so nutzlos halten, zu verzichten. Es war eine Pflicht gegen mich selbst. Ich erwartete meinen Vater den ganzen Tag hindurch in dieser Bangigkeit; aber ich erwartete ihn vergebens. Vor seiner Rückkehr waren zehn oder zwölf Personen von ziemlich gemeinem Aussehen in das Hotel gekommen und in den Salon eingedrungen. Von Zeit zu Zeit kamen die Bedienten zu mir, um mir zu sagen, daß diese Leute nach meinem Vater mit einer unerhörten Unverschämtheit verlangten, beleidigende Aeußerungen über ihn ausstießen, behaupteten, daß er sein Spiel mit ihnen treibe und drohten weg zu gehen und ihn zu lehren, eine Zusammenkunft zu veranstalten, wobei er seiner Gewohnheit nach fehle wie bei jeder Erfüllung seiner Verpflichtungen. Nachdem was ich Ihnen

von den Gewohnheiten meines Vaters und von den in meiner Gegenwart halb ausgesprochenen Worten gesagt habe, errathen Sie, daß es sich um die Versammlung der Gläubiger handelte. Und ebenso gut begreifen Sie auch, daß ich in gänzlicher Unkenntniß von dem bleiben mußte, was vorging. Die einzige Sache, welche für mich aus dem Allen, was ich hörte und was man mir wiederholt hatte, hervorging, war die Verachtung meines Vaters. Indessen wurde der Lärm im Salon nach den Reden der Bedienten so stark, daß es mir unglaublich schien und mich veranlaßt sah, hinauszugehen, um mich darüber zu vergewissern, daß ich entschlossen war mich selbst zu zeigen, wenn es nöthig seyn sollte, um sie zum Fortgehen zu bewegen."

„In dem Augenblicke, wo ich hinter einer Glasthüre stand, um durch die Ritzen eines Vorhanges zu sehen, wer diese Menschen seyen, und ihre Unterredung zu hören, sah ich meinen Vater eintreten. Ich vernahm ein allgemeines Geschrei, den ironischen Zuruf:

„„Ah, sind Sie da . . . . Das ist ein großes Glück! . . . . Lassen Sie hören, was Sie von uns wollen . . . . Noch einmal Versprechungen ? . . . . Wenn Sie uns sonst nichts anzubieten haben, Dank. Das ist nicht im Curse."" „Und tausend andere Dinge wurden aus allen Ecken des Salons gesprochen durch Stimmen, welche sich gegenseitig durch Unverschämtheit überbieten zu wollen schienen."

„„Es handelt sich hier nicht um Versprechungen."" antwortete mein Vater mit einer Miene, welche mir ziemlich unterwürfig schien, „„es handelt sich um Geld, um baares Geld.""

„„In drei Monaten zu erheben."" sagte Jemand.

„„Morgen zu erheben, diesen Abend, wenn Sie wollen.""

„„Dann ist die Sache ganz einfach,"" bemerkte ein Anderer. „„Bezahlen Sie, und Sie werden wieder angesehen; Sie schulden mir zehntausend, neunhundert drei

und zwanzig Frank, die Quittung wird fertig seyn, so wie die Thaler da sind.““

„Ein Stillschweigen entstand und mein Vater fuhr fort:

„„Sie müssen annehmen, meine Herren, daß ich das erforderliche Geld, Sie zu befriedigen, nur fand, indem ich mir die schwersten Opfer auferlegte. Ich muß Ihnen daher erklären, daß diese Opfer nutzlos seyn werden, wenn Sie mir nicht einen Nachlaß an Ihren Forderungen bewilligen.““

„Es schien, daß eine Stimme, aus zwanzig Stimmen zusammengesetzt, antworte:“

„„Nicht einen Sou!““

Dann sprach Einer:

„„Man schuldet mir, oder man schuldet mir nicht; ich will Alles oder nichts.““

„Ein anderer sagte:

„„Ich kann sehr wohl für zwölftausend Franken das Recht kaufen, daß ein Marquis oder ein Pair von Frankreich mich betrogen hat.““

„Ein Dritter:

„„Kommt, kommt, es ist immer die alte Geschichte, am Ende hat er nicht einmal einen Sou.““

„Mein Vater zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, legte es auf den Tisch, öffnete es, und zeigte eine große Menge von Bankbilletten. Ich kann Ihnen die schändliche Begierde nicht schildern, mit welcher alle diese Menschen auf den Tisch los stürmten.“

„Mein Vater verschwand in diesem Kreise von Geiern, von welchen die hintersten sich auf die Zehenspitzen stellten, um besser zu sehen, was Ihnen angeboten werde. Indessen trennten sich zwei von diesen in diesem Kreise und gaben sich ein Zeichen; sie nahten sich schnell der Thüre, hinter welcher ich stand:“

„„Wo, zum Teufel, hat er das Geld her,““ sagte der Eine, den ich für den Tapezier unseres Hôtel erkannte, „„Es blieb ihm nichts mehr zu verkaufen übrig.““

„„Nicht einmal seine Stimme in der Kammer.““

„„Wenn es nicht gar seine Tochter ist.““

„„Dazu ist er wohl fähig.““

„„Es ist vielleicht gar der König, der seine Schulden auch einmal bezahlt; Karl X. liebt den Marquis sehr.““

„„Halt! das ist ein Gedanke; wie viel hat er da gezeigt?““

„„Zwölf bis fünfzehn Briefe von zehntausend.““

„„Beiläufig fünfzig tausend Thaler; es ist nicht der vierte Theil von dem, was er schuldig ist.““

„„Wenn er den vierten Theil anbietet, so würde er die Hälfte geben; wenn er die Hälfte gibt, so hat er das Ganze in der Tasche. Ich unterzeichne nicht.““

„„Nehmen Sie sich in Acht.““

„„Ei nun, lassen wir die Andern gewähren. Seyen Sie versichert, daß er diejenigen ganz bezahlt, welche fest alten.““

„„Wir wollen hören; er beginnt jetzt, seine Vorschläge zu machen.““

„In der That begann jetzt mein Vater, wie wenn er auf eine Frage antwortete:

„„Was ich anbiete, mein Freund? Ich biete fünfundzwanzig für das Hundert.““

„Die beiden Sprecher stießen sich mit dem Ellbogen.“

„„Fünfundzwanzig für das Hundert,““ schrie ein dicker Mann. „„Ich habe Ihnen die vier Räder zu Ihrer Berline geliefert, und Sie haben mich damit zu sehr mit Koth bespritzt, als daß ich damit zufrieden seyn könnte, nur ein einziges bezahlt zu erhalten. Ich reiße fünf vom Hundert herunter, das ist der ganze Gewinn meines Verkaufs; ich willige ein, umsonst gearbeitet zu haben; aber ich werde nicht eines vom Hundert Nachlaß geben.““

„Nun setzte sich der Wagenhändler an die Seite des Tapeziers, und sagte zu diesem: „„Was denken Sie davon?““

„„Ich?““ antwortete dieser; „„ich acceptire die fünfundzwanzig Procent; ich habe lieber dieses, als

nichts, wenn wir sie haben; man wird uns zehn bezahlen, und den Rest in zwei oder drei Jahren versprechen.""

„„Glauben Sie?"" sagte der Wagenhändler.

„„Ei, Herr von Vaucloix schuldet eine Million zweimalhundert tausend Franken. Und da er Ihnen sechzig oder achtzig tausend Franken gezeigt hat, so scheint es Ihnen, Peru gesehen zu haben. Was mich betrifft, so würde ich, dem er mehr als fünfzig tausend Franken schuldet, auf der Stelle es annehmen, wenn man mir dafür zehntausend auf den Tisch legen legen würde.""

„„Teufel, Teufel,"" rief der Wagenhändler, „„ist das Ihre Ansicht?""

„„Unbedingt, und auch noch eine Verlängerung der Zahlungsfrist, ha, wenn dieses nicht das Privilegium der Pairs wäre, so würde er schon lange in Saint-Pelagie faulen. Aber mit diesem macht er sich über uns lustig. Daher nehme ich an, was er anbietet.""

„„Hören Sie; er spricht jetzt.""

„Mein Vater sprach in der That, und da die, welche in meiner Nähe waren, schwiegen, um ihn zu hören, so konnte ich ihn vernehmen, wie er sagte:

„„Ich habe Sie alle versammelt, damit Sie sich überzeugen können, was ich thun werde. Ich biete fünf und zwanzig für das Hundert, aber ich erkläre Ihnen, daß, wenn es einen einzigen Widerspenstigen gibt, ich gar nichts bezahlen werde.""

„Ein allgemeines Hurrah erhob sich.

„„Gar nichts! wiederholte mein Vater . . . Ich kann mir ein so ungeheures Opfer nur auflegen, um mir meine Ruhe zu erringen, und mich gegen die Verfolgung von tausend Schreiern zu sichern. Also, entschließen Sie sich. Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit.""

„„Das ist ein Diebstahl,"" schrie man von allen Seiten; „„ehrliche Leute behandelt man nicht mit solcher Schamlosigkeit.""

„„He, meine Herrn Negotianten!"" entgegnete mein

Vater. „„Wenn Sie falliren, behandeln Sie Ihre Gläubiger ganz anders; Sie geben Ihnen zehn, und schätzen sie dann glücklich.““

„Bei diesen Worten erhoben sich tausend Rufe, tausende der gröbsten Beleidigungen, die eine stärker als die andere, aus allen Ecken des Salons. Mein Vater schien ihnen entwischen zu wollen, und nahte sich der Thüre, an der ich stand. Der Tapezier hielt ihn an und sagte mit leiser Stimme, während sich die Andern stürmisch beriethen:

„„Geben Sie vierzig, und bringen Sie Ihre Sache in Ordnung.““

„„Ich gebe fünf und zwanzig.““

„„Damit werden Sie nichts erreichen.““

„„Und diese auch nicht.““

„„Ihr Mobiliar ist reich; man kann es verkaufen lassen.““

„„Glauben Sie, daß es 150,000 Franks werth ist, Sie, der Sie es mir verkauft haben?““

„Der Tapezier machte eine ungeduldige Bewegung und entgegnete:

„„Darum handelt es sich nicht. Machen Sie eine Anstrengung, gehen Sie bis zu fünf und dreißig.““

„Mein Vater zögerte und sagte endlich mit leiser Stimme:

„„Dreißig.““

„„Nein, fünf und dreißig.““

„„Dreißig, und es bleibt mir nicht ein Sou.““

„„Auf Ihr Ehrenwort?““

„„Mein Herr?““

„„Nun, dreißig; es sey, lassen Sie mich gewähren.““

„Mein Vater ging heraus, und sah mich; er sagte mir mit erzürnter Stimme:

„„Was machen Sie da?““

„Ich schlug die Augen nieder.“

„„Sie haben gehört?““ sagte er.

„Mein Schweigen war meine einzige Antwort. Plötzlich schien er mich zu vergessen, er nahte sich der Thüre

und lauschte des Lärms im Salon. Ich erwartete den Ausbruch des Zorns meines Vaters, ich wünschte ihn sogar, ich fand es für nöthig, daß er wieder ein wenig Würde annehme, wäre es auch nur mir gegenüber. Er sagte nichts zu mir, er blickte blos vor sich hin, wie ich es selbst gethan hatte. Jetzt sprach er ganz leise für sich: „„Ah, gut ... Sie unterzeichnen. .... gut, sehr gut.““ Dieses währte lange, aber mein Vater verließ nicht einen Augenblick die Thüre; bald seufzte er, bald war er aufgeregt. Nach und nach legte sich der Lärm, und plötzlich fuhr mein Vater zurück, wie um Jemand, der sich nahte, Platz zu machen. In der That kam auch der Tapezier sogleich herein.

„„Nun?““ sagte mein Vater zu ihm.

„„Allgemeine Quittirung.““

„„Zu fünf und zwanzig?““

„„Nein, zu dreißig, wie Sie mir gesagt hatten. Hier ist der Anschlag, den Sie vorbereitet hatten; es bleibt also nichts übrig, als mir die Gelder zuzustellen. Sie haben das Geld für diesen Abend versprochen; man muß sie nicht warten lassen. Ich habe viele Mühe gehabt, und ich hoffe, daß Sie mich nicht vergessen werden. Aber wenn man ein ehrlicher Mann sein ganzes Leben lang war, so findet man seinen Lohn; Sie wären zu nichts gekommen, Sie.““

„Diese schrecklichen Worte hörte ich allein; denn mein Vater vernahm sie nicht, indem er die Quittungen untersuchte, und sie mit seinem Schuldenstande verglich.“

„„Und die Ihrige?““ sagte er zu dem Tapezier.

„„Die meinige?““ sagte dieser; „„es scheint mir Herr Marquis, daß ich genug für Sie gethan habe, und nicht verdiene, gleich den Andern zu verlieren.““

„„Ich kann nicht weiter,““ entgegnete mein Vater.

„„Nun,““ sagte der Tapezier, indem er die Quittungen zurücknahm, „„so wird aus der Sache nichts.““

„„Einen Augenblick,““ sagte mein Vater; „„ich gebe Ihnen fünf und dreißig.““

„„Sehen Sie, ich bin ein guter Mann; sonst gewinnt man genug in meiner Lage; geben Sie sechzig und die Sache ist zu Ende.““

„„Nein. Fünf und dreißig.““

„Der Tapezier ging gegen die Thüre, die Quittungen in der Hand haltend.

„„Fünfzig,““ sagte er, „„und nicht ein Wort weiter!““

„Mein Vater zögerte; der Tapezier öffnete.

„„Vierzig,““ sagte mein Vater.

„„Fünfzig,““ entgegnete der Tapezier.

„„Es sey! Fünfzig!““ versetzte mein Vater.

Der Tapezier machte die Thüre zu. „„Das heißt fünfundzwantigtausend Franken verloren,““ sagte er seufzend. „„Nun lassen Sie uns die Rechnung machen. Sechsmalhundertfünfundzwanzigtausend Franken Schulden zu dreißig, hundertundsechsundachtzigtausend Franken; ferner hiezu zwanzig vom Hundert für meinen Theil, der zweiundfünfzigtausend Franken beträgt, was zehntausendvierhundert Franken macht; beträgt zusammen hundertsechsundneunzigtausendvierhundert Franken.““

Mein Vater prüfte die Berechnung und sagte: „„Da sind hundertsiebenundneunzigtausend Franken. Sie schulden mir also sechshundert Franken.““

„„Die sind mein Honorar,““ sagte der Tapezier.

„„Nein, gewiß nicht.““

„„Seyen Sie nicht so abscheulich; wenn ich Sie hätte gewähren lassen, Sie würden gar nichts erlangt haben.““

„„Gehen Sie doch,““ sagte mein Vater, „„und befreien Sie uns von Allen den Vampirs.““

„„Ich bedarf Zeit, um die Rechnung eines Jeden zu ordnen, und dann werden Sie nichts mehr von ihnen sprechen hören. Aber gehen Sie nicht hinaus; Sie würden garstige Complimente empfangen.““

„Der Tapezier ging hinaus, nahm den Schulden-

stand mit sich, und setzte sich an einen Tisch, um welchen sich Alles her drängte."

„„Sie haben es erhalten?"" sagte man zu ihm.

„„Ich habe es erlangt,"" antwortete er.

„Ein allgemeines Geschrei entstand, aus demselben hörte ich eine Stimme heraus, welche sagte: „„Wenn wir nicht so gedrängt worden seyn würden, so hätten wir dreißig oder vierzig erlangt."" In diesem Augenblicke machte mir mein Vater ein Zeichen, ihm zu folgen."

„Sie werden darüber staunen, Eduard, daß ich Ihnen alle diese Einzelnheiten mit einer solchen Ausführlichkeit erzähle. Damals verstand ich sie nicht im geringsten; aber später hat mir die Gewohnheit von Geschäften sprechen zu hören, die Schlüssel zu dieser Sprache gegeben, die ich nicht verstand. Ich kann diese Erinnerung nicht besser vergleichen, als mit dem, was einer Person begegnet, welche Worte einer fremden Sprache hört, sie im Gedächtnisse behält und später, indem sie diese Sprache erlernt, sich erklärt, was man vor ihr gesprochen hat. Ueberdieß wurden mir diese Details bald wiederholt, und sie wurden oft genug der Gegenstand der Unterhaltung, welche vor mir statt hatte, so daß ich sie jetzt aus dem Grund kenne.

„Ich war also meinem Vater in einem kleinen Salon gefolgt, welcher mir gehörte, und die ersten Worte, die er sprach, waren diese:

„„Da Sie Alles gehört haben, so bin ich darüber entzückt. Dieses wird Ihnen besser, als ich es thun kann, die Nothwendigkeit zeigen, daß Sie den Herrn Baron von Carin heirathen. Dieser Heirath habe ich es zu verdanken, daß ich, wie Sie gesehen haben, meine Schulden bezahlen konnte.""

„Ich habe Ihnen schon gesagt, wie schwach ich bin; ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich dennoch entschlossen war, meinem Vater einige Bemerkungen zu machen. Aber so wie ich einen Grund sah, um mich meines

Widerstandes zu entheben, so acceptirte ich ihn mit Freuden. Ich gewahrte, daß das Opfer, welches man mir auferlegte, und welches ich nicht hinnehmen wollte, ohne es zu kennen, sich ehrenhaft gestalten könne. Ich sagte mir, daß ich meinen Vater rette, und zu glücklich, daß ich nicht gegen seinen Willen zu kämpfen hatte, gab ich mich aus Schwachheit zufrieden und nannte meine Schwäche eine Handlung des Muthes. Ich bin offenherzig, Eduard, ich sage Ihnen die Wahrheit über mich; das erste Gefühl, welches ich empfand, war das Glück, eine gegründete Ursache zu haben, um nachzugeben."

„„Mein Vater,"" antwortete ich ihm, „„Ihr Wille ist mein Gesetz; ich bin stolz, wenn ich bedenke, daß ich, indem ich gehorche, Ihnen einen Theil von allem dem zurückerstatte, was Sie für mich gethan hatten.""

„„Es ist gut, Louise,"" sagte mir mein Vater, leicht gerührt. „„Ihr Verlobter wird zurückkommen; seyen Sie artiger gegen ihn; er ist ein ausgezeichneter Mann.""

„„Was er für Sie thut, mein Vater, sichert ihm schon meinen Dank.""

„Ein bitteres Lächeln war die einzige Antwort meines Vaters, und Herr von Carin erschien mit seinem Sohne alsbald. Unter der Thüre schrie Herr Carin:

„„Ehre sey Ihnen, mein Theurer; ich hätte es nicht besser gemacht. Sie haben die fünfundzwanzig Prozent angenommen.""

„„Sie wollen sagen, dreißig?"" entgegnete mein Vater.

„„Fünfundzwanzig; der Wagenhändler, dem ich begegnete, hat mir von fünfundzwanzig gesagt. Er hat mir gezeigt, was er empfangen hat.""

„„Ich sage Ihnen, daß ich dreißig gegeben habe; und nun hören Sie, wie sich das zugetragen hat; meine Tochter war Zeuge.""

„Nun erzählte ihm mein Vater die Geschichte mit dem Tapezier.

„„Nun,““ sagte Herr Carin, „„der ehrliche Mann hat fünf Prozent von dem Gesammtbetrage des Geschäfts eingesackt, d. h. 31,000 Franken, ferner 26,000 Francs für seine Rechnung zu fünfzig vom Hundert, das macht 57,000 Franken; das schließt also ehrlich eine Rechnung von 52,000 Francs ab.““

„„Aber er ist ein Spitzbube,““ „rief mein Vater.“

„„Gibt es kein Mittel, ihm an die Kehle zu kommen,““ sagte Herr Wilhelm.

„„Ich werde darauf bedacht seyn,““ antwortete Herr Carin; „„aber wir werden dieses später sehen.““

„Später erfuhr ich, daß der Tapezier nur der Geschäftsführer des Herrn Carin selbst war, welcher auf diese Weise einen Theil des Darlehens wieder an sich nahm, welches er meinem Vater gemacht hatte.

„Indessen fügte er bei:

„„Ich bin in das Justizministerium gegangen, um mit der Ordonnanz zu Ende zu kommen; aber man kann vor der Hochzeit nichts machen. Du, Wilhelm, wirst also wahrer Erbe der Pairswürde des Herrn Grafen von Vaucloir erst in vierzehn Tagen werden.““

„Dieses Wort war ein Blitzstrahl für mich; es erklärte mir die Scene, welche bei dem Könige statt gehabt hatte. In diesem Augenblick erkannte ich, daß in allem dem, was vorgegangen, ich für nichts gezählt worden war. Man hatte die Pairswürde meines Vaters gekauft, und ich war ohne Zweifel als eine Dareingabe des Handels betrachtet worden. Diese Erklärung kam mir so plötzlich und so deutlich, daß ich mich nicht verhindern konnte, einen Ruf der Ueberraschung auszustoßen.

„Weiß sie nichts davon?“ fragte Herr Carin.

„„Als Sie kamen, war ich gerade im Begriff, ihr Alles das zu erklären,““ antwortete mein Vater launig.

„„„Teufel!““ sagte Carin in einem ganz aufgereg-

ten Tone; dann wendete er sich an mich: „„Sie willigen ein, nicht wahr? Ich bin es, der sein Geld mit Vertrauen hingab.““

„Mein Vater machte eine lebhafte, ungeduldige Bewegung.

„„Keine neuen Schelmenstücke, hoffe ich, Herr Vaucloir!““ sagte Herr Carin munter, „„das wäre eine Spitzbüberei diesmal; denn ich habe weder eine Urkunde, noch ein Billet über zweimalhundertfünfzigtausend Franken, für Wein, den ich Ihnen geliefert habe. Man muß sich darüber ein wenig erklären.““

„Soll ich es Ihnen sagen, Eduard; mein Vater, dessen Erwiederung mir schon so vielen Schmerz gemacht hatte, zeigte sich mir plötzlich in einem noch traurigeren Lichte; denn indem er den Mangel einer Verpfändung, welchen ihm Carin vorwarf, benützte, antwortete er ihm in hohem Tone:

„„Ei, mein Herr, wenn meine Tochter nicht einwilligte, dann kann ich sie, wie es mir scheint, nicht mit Gewalt in die Kirche schleppen.““

„„Was will Das sagen?““ erwiederte Herr Carin, bleich vor Zorn.

„„Das will sagen,““ entgegnete Herr Wilhelm mit kalter trockener Stimme, „„daß wir durch den Herrn Marquis betrogen sind.““

„„Mein Herr,““ rief mein Vater, indem er ihm drohte.

„Ich warf mich zwischen sie, und sagte zu Wilhelm.

„„Seyen Sie versichert, mein Herr, Sie werden Ihr Geld nicht verlieren.““

„„Wohlan,““ entgegnete der Vater, „„Sie sind ein ehrliches Mädchen, das gilt mehr als Geist.““

„Herr Wilhelm nahte sich mir mit seinem, in Bewegung und Ausdruck so abgemessenen Anstande und sagte:

„„Ich hätte mein Glück verloren.““

„Verzeihen Sie mir, Eduard, was ich Ihnen sage;

aber diese Redensart flößte mir Mitleid ein; mein zukünftiger Mann schien mir ein Dummkopf, und damit Sie sich nicht gegen dieses Wort empören, muß ich Ihnen sogleich diesen Charakter erklären, dessen unerträgliche Tyrannei wenige Personen sich werden vorstellen können. Ich spreche nicht mehr von den Gedanken des jungen Mädchens, ich wollte mich in dieser Erzählung vergebens auf die Aufregungen zurückführen, welche ich in jener Epoche empfand. Aber es ist damit, wie mit jenen Berechnungen, von welchen ich oben gesprochen habe. Jetzt, da ich ihr Geheimniß kenne, haben Sie für mich ihren ersten Sinn verloren, und ich würde vergebens suchen, ihn wiederzufinden. Ich weiß nicht, ob ich mich verständlich gemacht habe; aber stellen Sie sich vor, daß man Ihnen am Horizonte weiße Massen zeige; bei dem ersten Anblick glauben Sie, es seyen Wolken; dann kommt jemand und sagt Ihnen, es seyen Gebirge, welche er Ihnen zeigt, welche er Ihnen erklärt, deren Höhe und Tiefe er Ihnen bemißt. Ist Ihnen einmal diese Erklärung gegeben, so werden Sie vergebens suchen, Ihre erste Täuschung zurückzuführen; Sie können keine Wolken mehr am Horizonte sehen, die wirklichen Gebirge treten ohne Unterlaß vor Ihre Augen. So erinnere ich mich wohl, daß dieses Wort Wilhelms mich verletzte; allein ich setzte damals dieses Wort, welches ich jetzt schreibe, nicht auf seine Rechnung. Die Erfahrung kam, sie ließ mich klar sehen, sie gab dem Mißfallen, welches ich empfand, einen Sinn, und verlöschte für immer den meiner ersten Aufregung."

„Indessen hatte sie mich nicht getäuscht, denn sie kündigte mir das Unglück an."

IV.

Die Frau eines Dummkopfs.

„Ja, Eduard, Fehler ziehen mehr Kummer nach sich, als die schwersten Verbrechen. Ich habe es Ihnen gesagt, Wilhelm war schön, er hatte einen Unterricht erhalten, der zwar nicht sehr gründlich, aber sehr manchfach war; er besaß einen ungeheuren Reichthum, keine Art von glücklichen Erfolgen hatte ihm gefehlt. Ich spreche nicht von seinen Maitressen, obgleich er mir die Erzählung von allem seinem Glücke nicht ersparte. Ich bin zu wenig in der Geschichte des menschlichen Herzens erfahren, um zu wissen, ob er jemals geliebt worden; aber ich glaube die Welt genug zu kennen, um gewiß zu seyn, daß er viele Frauen besessen hat. Wilhelm hatte die Manier, Verse zu machen, und die noch viel unglücklichere, sie zu lesen."

„Wir hatten in unserm Salon einige ausgezeichnete Männer, welche mir einigemal ihre Geistesprodukte anvertrauen wollten, aber ich sah nie einen Erfolg erlangen, welcher dem meines Mannes gleich kam. Er war ein sehr mittelmäßiger Musiker, und er war darauf versessen, zu komponiren und seine Kompositionen zu singen, und das waren dann Rufe des Enthusiasmus, durch welche hindurch ich allein das spöttische Lob der Männer von Geist hörte. Wilhelm war darüber vor Vergnügen außer sich, und er zweifelte nicht, daß er, wenn er nur gewollt hätte, der Nebenbuhler der ersten Dichter und der größten Kompositeure geworden wäre. Ich versuchte manchmal schüchterne Bemerkungen über diesen wüthenden Enthusiasmus, aber dann beschuldigte man mich des Neides. Im Anfange unserer Ehe, als ich die erste Vertraute der Schöpfungen Wilhelms war, wollte ich ihm einige Fehler

bezeichnen, und selbst große Verstöße in der Musik ihm aufdecken; er fand nicht genug Verachtung für meine Bemerkungen; denn ich muß es leider sagen, ich war für meinen Mann nichts, als eine niedliche Puppe, dumm genug, der er bei der ersten Rede Stillschweigen auferlegte, um sie gegen größere Tölpeleien zu sichern. Niemals habe ich, ich schwör es Ihnen, ein vollkommeneres Selbstvertrauen gefunden, als das Wilhelms. Er sprach über alle Fragen mit einer Bestimmtheit ab, welche oft die aufgeklärtesten Männer in Verlegenheit setzte; sein Vater selbst hatte die rohe Unabhängigkeit seiner Meinungen der Herrschaft seines Sohnes unterworfen. Nur ein Punkt war, in dem er seinem Vater sich gleichstellte, das war die Handhabung der Geldgeschäfte und die Geschicklichkeit zinswucherische Spekulationen zu machen. Herr von Carin, der ihn so geschickt in einer Sache sah, in welcher er selbst früher Meister war, traute ihm dasselbe Wissen in Allem dem zu, was ihm fremd war. Von Zeit zu Zeit versuchte ich, durch leichte Epigramme ihnen zu zeigen, daß ich nicht von allem Geiste und von jedem Urtheile entblößt sey; aber der leichte Pfeil glitt an dem dreifachen Harnische von Eitelkeit ab, mit welchem mein Mann geschützt war. Einigemal endlich warf ich, erzürnt über die Verachtung, mit der man mich peinigte, heftige Sarcasmen ihm hin; allein ich erlangte nicht einmal die Genugthuung, ihn zu erzürnen, er lachte darüber, wie über die grobe Beleidigung eines Kindes."

„Wir hatten eine Loge in der Oper und bei den Italienern, und ich versuchte, mich in diese Vergnügungen der Ohren und der Augen zu flüchten; es war vergebens; die Gegenwart und die Bemerkungen Wilhelms verdarben sie mir bei jeder Gelegenheit; diese anmaßende Unabhängigkeit seiner Meinung ließ ihn Alles, was vorüberkam, für schlecht erklären; dagegen rühmte er Alles, was man mittelmäßig fand. Ich versuchte zu streiten, allein er hatte um sich einen Hof von Gefälligen, welche feig ihre Meinung verließen, um der sei-

nigen beizutreten, und ich war immer geschlagen. Sie können sich nicht vorstellen, Eduard, welche erbärmliche Servilitäten die Welt hat, und damit Sie begreifen, wie viel ich davon zu leiden hatte, muß ich Ihnen sagen, welche Welt ich sah."

„Vierzehn Tage nach dem Auftritte, welchen ich Ihnen erzählt, heiratheten wir. Diese Ceremonie wurde mit einer Pracht gefeiert, welche mich blendete; das Hôtel, in welches ich geführt wurde, und mit dem man mich überraschte, war von einer seltenen Pracht."

„Wir gaben keine Feste, aber einige Zeit nach unserer Hochzeit hatten wir eine glänzende Reunion. Ich hatte einige Tage zuvor meine Heiraths-Besuche gemacht, und, so zu sagen, alle unsere Einladungen selbst überbracht. Wenn ich einige Kenntniß von der Welt gehabt hätte, so würden diese Besuche für mich eine erste Belehrung gewesen seyn. Wir gingen gleichgültig in die Häuser des hohen Adels, in welchen ich mich, vermöge des Namens meines Vaters, vorstellen mußte, und in die reichen Häuser der Geldmänner, welche in Verbindung mit meinem Mann waren. In den ersten erhielt ich persönlich einen wohlwollenden Empfang, in den letzteren alle mögliche Artigkeit für meinen Mann. Ich legte wenig Aufmerksamkeit darauf, und erst vierzehn Tage später lernte ich, daß eine Frau außerhalb ihres Hauses die Berücksichtigung erhalten kann, die man ihr in ihrem eigenen Hause, wegen des Herrn des Hauses, verweigert. So erschien niemand aus der Welt, welcher ich angehörte, bei unserer Reunion, und unsere Salons waren nur von persönlichen Bekanntschaften meines Mannes angefüllt."

„Seine Eitelkeit wurde dadurch beleidigt; aber diese Eitelkeit wollte nicht glauben, daß eine gemeine Abkunft und ein, in übelberüchtigten Spekulationen erworbener Reichthum diese so stolze Klasse der Gesellschaft entfernt habe, nein, mir maß er die Schuld bei. Das wurde ein gräßlicher Tag, ich schwöre es Ihnen, Eduard, denn

hundert Briefe langten von Minute zu Minute an, um uns die nicht sehr verschleierte abschlägige Antwort unserer geladenen Gäste zu bringen. Ich wollte sie meinem Manne nicht zustellen, aber durch eine, wie ich glaube, wohl berechnete und beleidigende Vorkehrung, waren sie alle persönlich an ihn gerichtet. Sie verfolgten ihn bis zu der Stunde der Reunion, und allmählig führten sie zwischen uns eine Erörterung herbei, welche so lebhaft wurde und sich so sehr verlängerte, daß man uns meldete, unsere Gäste kommen schon in dem Salon an, ehe wir beide noch an unsere Toilette gedacht hatten."

„Vergessen Sie nicht, Eduard, daß es eine Frau ist, welche Ihnen schreibt, und seyen Sie nachsichtig gegen das, was Sie Frivolität nennen, aus der mitunter sehr peinliche Resultate hervorgehen; eine Kleinigkeit genügt, ein übelbegonnenes Leben entfernt sich wegen der geringfügigsten Ursache weit vom Glücke; es ist wie der Pfeil, der bei seinem Abschießen von der geraden Linie nur ein Haar breit abweicht und der von dem Ziele weit, sehr weit sich entfernt."

„Nach dieser Beschimpfung, welche mir Wilhelm, wenn auch nicht persönlich, doch in so ferne vorwerfen konnte, als ich ein Glied jener hochmüthigen Kaste war, von welcher sie ausging, folgte eine jener Erbärmlichkeiten des Lebens, welche für nichts betrachtet werden, aber mitunter viel sind. Ich hatte zu lange gewartet, es fehlte mir ein Haarkünstler; um nicht zu spät im Salon zu erscheinen, hatte ich mich einer Kammerfrau anvertraut, welche jedoch die gehörige Geschicklichkeit nicht besaß, um mich mit den prachtvollen Diamanten zu schmücken, welche mir mein Mann geschenkt hatte. Ich vergaß auch einen von R.... gemalten Fächer, von welchem er mir gesagt hatte; ich hatte alle möglichen Unannehmlichkeiten. Ich beeilte mich, den Salon zu erreichen, ich trat ein, und ich erschrack über den erzürnten Blick, welchen mir Wilhelm zuwarf, als ich mit Blumen erschien. Ich trat schlimm ein, ich konnte das

Unrecht, bei mir selbst zu spät zu erscheinen, nicht gut machen, ich war betreten, bestürzt und man kam mir mit einem so dringenden Mitleid entgegen, daß ich fühlte, die Thränen überraschten mich; ich wurde lächerlich."

„Begreifen Sie, Eduard, die ganze Bedeutung dieses Wortes einem Menschen gegenüber, wie mein Mann war. Von diesem Augenblick an, war meine Sache verloren. Ich kann Ihnen die tolle Scene nicht schildern, welche dieser Reunion folgte; sie war lebhaft genug um mich so furchtsam zu machen, daß ich in unseren intimsten Reunionen mich scheute, an ein Piano mich zu setzen und zu singen, obgleich frühere Erfolge mich gelehrt hatten, daß ich dieses ohne zu kühn zu seyn, thun könne."

„Stellen Sie sich jetzt das Leben einer Frau vor, welche ohne Energie ist, und der man ohne Unterlaß den Fuß auf den Nacken setzt; ich mußte in diesem Kampfe unterliegen. Ungeachtet dieser Schwäche kämpfte ich. Ich lernte damals eine für die Menschheit sehr traurige Sache kennen, daß man mehr Kraft für seine Eitelkeit, als für sein Glück hat. Mein Glück hatte ich bei dem ersten Angriffe aufgegeben; für meine Eitelkeit kämpfte ich lange. Aber endlich erschöpfte ich darin die wenige Kraft, die ich hatte, denn man griff mich an so gemeinen Stellen an, daß ich mich meistens ohne Vertheidigung befand. Was ich der Dienerschaft befahl, war immer verkehrt; meine Bemerkungen waren immer übel angebracht; ich hatte unrecht, in dieser Stunde Besuche anzunehmen, und wieder unrecht, weil ich sie in derselben Stunde nicht annahm. Das war eine in dem Kopfe meines Mannes so festsitzende Ueberzeugung, daß ich ein dummes Vieh sey, daß er Alles, was ich that, was ich sagte, bitter tadelte, ohne sich die Mühe zu geben, es zu prüfen. Er blamirte mich auf jene zum Thiere herabwürdigende Weise, gegen welche nichts, als das Stillschweigen stark ist; er blamirte mich durch Verlachen und Hohn. Ich muß Ihnen hier sagen,

warum ich allein in meiner Sache stand. Sie haben gesehen wie die Menschen meiner Kaste, wie mein Mann sagte, mich verlassen hatten; ich sah mich daher in eine Gesellschaft verbannt, die mich nur aus Rücksicht auf ihn aufnahm. Ich habe Ihnen von der Servilität der Menschen gesagt, jetzt erkläre ich sie mir. Der größte Theil bedurfte Wilhelms und der ungeheuren Kapitalien, welche er besaß, und sie schmeichelten ihm, indem sie mich verspotten halfen; meine Geburt, was man meine Krautjunkerschaft nannte, machte mir die Frauen dieser ganzen Geldwelt zu Feinden, und wenn sich einige von ihnen nicht scheuten, dem Dünkel Wilhelms derbe Zurechtweisungen zu ertheilen, so geschah es nie zu meinem Vortheile, denn ich hatte ihnen die reichste und schönste Parthie ihrer Art weggenommen."

„Sie müssen staunen, Eduard, daß ich in dieser entsetzlichen Lage einen Schutz gefunden habe. Nur ein Mann, der Graf von Serny, sprach dem auf unser Haus gelegten Banne Hohn. Er kam mehrmals, und er wurde mein Kämpfer. Ich wurde ihm dankbar für diesen Muth, und ich bewies ihm dieses durch einen sehr zuvorkommenden Empfang. Einen Monat später war die ganze Chaussee d'Antin erzürnt über mein skandalöses Betragen. Die Zierpuppen der Börse, die nicht an mich gedacht hatten, fanden sich sehr beleidigt durch das, was sie die Erfolge des Gesandten des Faubourg-St. Germain nannten."

„Eduard, es scheint, daß ich Sie meinen Brief lesen sehe, und daß Sie im Begriffe sind, die Blätter umzuwenden und nachzusehen, ob ich nicht in Mitte dieser Verlassenheit endlich den nennen würde, von dem ich Hülfe bekommen mußte. Ach, habe ich nicht schon zu schrecklich von meinem Vater gesprochen, und soll ich ihn noch einmal anklagen? Mein Vater wohnte nicht bei uns, er besuchte uns nur selten; und wissen Sie, was der Grund eines solchen Besuches war? Eine

Geldverlegenheit, ein Anlehen, welches er bei meinem Manne machen wollte. Wenn Sie wüßten, Eduard, durch welche Erniedrigungen Wilhelm meinen armen Vater die Unterstützungen erkaufen ließ, die er ihm zu Theil werden ließ, dann würden Sie begreifen, daß ich zu dieser schrecklichen Strafe nicht auch noch die Mittheilung meines Kummers hinzufügen konnte. Jetzt, Eduard, bin ich elend genug daran, und Sie erstaunen manchmal über meinen Muth, gewisse Entbehrungen zu ertragen. Ich habe besser als irgend jemand gelernt was es kostet Wünsche zu haben, die über das Vermögen erhaben sind und da eine schreckliche Leidenschaft meinen Vater irre führte; er war Spieler, und ich, Sie wissen es, ich bin nicht stark genug irgend eine Leidenschaft zu haben. So lebte ich im Glanze, ohne ihn zu genießen, und ich sah das Elend, ohne dadurch zu leiden."

„Sie sehen, Eduard, ich war von allen Seiten verlassen, beherrscht durch Wilhelms blinde Dummheit, schimpflich behandelt durch die Servilität seiner Tischgenossen, und der Lächerlichkeit Preisgegeben durch den Haß ihrer Frauen. Ich ergab mich darein, ich schwieg; ich ertrug die Verdammung und nach dem Verlaufe eines Jahres hatte sich bewährt, daß ich eine Thörin war, welche wohl boshaft seyn wollte, die aber nicht verstand, es zu seyn. Alles fehlte mir; ich wurde schwanger und krank. Die Eitelkeit meines Mannes, welche mich zu einem Wettrennen führen wollte, um die prächtigen neuen Pferde zu zeigen, die aber durchgingen und mir einen furchtbaren Schrecken verursachten, verursachte mir eine zu frühe Niederkunft. Wilhelm hatte die Rohheit mir zu sagen, daß ich nicht einmal zum Kindererzeugen tauglich sey. Begreifen Sie dieses Leben, Eduard? Sie werden sich vorstellen, was es Verhaßtes, Erniedrigendes, Schreckliches hat. Und vergessen Sie nicht, daß es ganz in Einsamkeit und ohne Sammlung geführt wurde. Man schleppte es alle Tage zu Bällen, zu Festen, in die Schauspiele, ich war, ohne es zu vermuthen, bestimmt,

eine der Eitelkeiten meines Mannes zu befriedigen; nach Verlauf einiger Zeit begriff ich, daß der unaufhörlich erneuerte Schmuck, den er an mich verschwendete, nicht, wie ich glaubte, eine Aufmerksamkeit von seiner Seite sey; es war eine dem Luxus der Reichsten hingeworfene Herausforderung, und ich glaube, daß, wenn er seinem Pferde mit Gold durchwirkte Kleider, oder werthvolle Halsbänder hätte anlegen können, er mich in einem Winkel gelassen hätte."

„So lebte ich während zweier Jahre, und ich war nach Abfluß derselben zu einem gänzlichen Aufgeben meiner selbst gelangt, welche fast Alles rechtfertigte, was man voraussetzte, als ein an sich ungeheueres Ereigniß, als eine Revolution in unserm Lande entstand, welche mein ganzes Leben dauerte, und die Katastrophe herbeiführte, welche mich in den Zustand versetzte, in dem ich jetzt bin."

„Ich hatte mich im Monat Juli 1828 verheirathet, zwei Jahre darauf brach die Revolution aus, welche die Bourbons vertrieb."

„Wir waren auf dem Lande, in der Gegend von Blois, als uns der Moniteur die Ordonnanz brachte. Die thörichte Freude meines Mannes bei dieser Nachricht kann man sich nicht vorstellen."

„„Endlich,"" rief er, „„wird man diese, so insolente und so schwatzhafte Kammer der Deputirten zum Gehorsam bringen, diesen Haufen von Advokaten und von Kaufleuten, welche weder Sou noch Heller haben, und zu glücklich seyn werden, wenn sie die Sohlen der Stiefel des Königs küssen dürfen, wenn er es wagen wird, sie beim Kopfe zu nehmen. Es ist Zeit, daß die Leitung der Geschäfte an die gelangt, welchen sie von rechtswegen gebührt, an die großen Namen und die großen Reichthümer. Jetzt ist es an der Pairskammer, die Stelle einzunehmen, die ihr wahrhaft gebührt. Ach, wenn ich

in diesem Augenblick darin wäre! . . . . Apropos haben Sie Nachrichten von Ihren Vater erhalten?''''

„Ja, er hat mir aus den Pyrenäen geschrieben, die Heilquellen von Aix haben ihm sehr gut gethan.''

„Mein Mann ließ eine Aufwallung von Verdruß durchblicken, deren schändliche Bedeutung ich nicht begriff.''

„„Endlich,'''' fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „„muß es doch kommen und indem ich dieses erwarte, ist meine Lage nicht so schlimm. Die Aristokratie kann jetzt eine feste Gestaltung erhalten. Sie schreitet an der Spitze des Landes voran, statt wie eine alte, unbrauchbare Maschine hintennachgeschleppt zu werden. Eine junge, starke, reiche Aristokratie, die die neuen Bedürfnisse der Zeit kennt, und geschickt ist, die Vergangenheit wieder herzustellen.''''

„Mein Mann ging, indem er dieses sagte und den Moniteur las und wieder las, heftig auf und ab. Er rief von Zeit zu Zeit mit einer zornigen Ungeduld:

„„Und jetzt nicht da zu seyn!''''

„„Können wir nicht nach Paris abreisen,'''' sagte ich zu ihm.

„„Spreche ich denn davon?'''' antwortete er mir mit Achselzucken, und verächtlich mich betrachtend.

„Sie sehen es, ich war sehr einfältig. Ich begriff nicht, daß es das Leben meines Vaters war, welches diesen lebendigen Schmerz in der Seele meines Mannes hervorrief. Ach, ich trug diesen Irrthum nicht lange; ohne mich mit der Politik zu beschäftigen, war ich natürlicher Weise von der Parthei meines Vaters und meines Mannes. Ich fand also nichts Verwerfliches in seinem Enthusiasmus; aber bald hatte ich Gelegenheit zu erkennen, daß diese Gedanken auf keinem guten Grunde beruhten. Herr Carin, der Vater, der mit uns auf das Land gekommen war, befand sich nicht im Schlosse, als diese Nachricht eintraf; er kam bei den heftigsten Ausrufen seines Sohnes zurück, und hörte diese zuerst mit sorglicher Miene, dann erhob er sich plötzlich und ant=

wortete, den Kopf schüttelnd: „„„Das Alles ist schön und gut, aber ich sage Dir, daß es eine ungeheure Dummheit ist.""

„„„Wohl,"" erwiederte mein Mann, „„„Sie kommen von Herrn D.... einem wüthenden Liberalen und der hat Ihnen den Kopf verrückt.""

„„„Ich komme von dem Grafen M... einem wüthenden Ultra, der mir diese Nachricht mitgetheilt hat, und ich habe gesehen, daß er ein Narr ist, wie Du einer bist.""

„„„Ha, mein Vater, Sie denken nicht an Das, was Sie sagen,"" sagte mein Mann mit höhnischem Tone.

„„„Ich bedenke, was ich sage, und ich sage, was ich denke; diese Maßregel ist eine ungeheure Dummheit; ich habe es gesagt und ich wiederhole es.""

„„„Es sey,"" antwortete mein Mann, mit der vollständigen Verachtung, welche er allem dem entgegensetzte, was nicht nach seiner Ansicht war. „„„Eine Dummheit nach Ihren Begriffen!""

„„„Und meine Begriffe sind eben so viel werth als die Ihrigen, Herr Baron von Carin,"" entgegnete sein Vater zornig. „„„Ich habe den dummen Enthusiasmus des Grafen von M... entschuldigt, der ist von altem Erbadel und stellt sich vor, daß er ein viel größerer großer Herr werde, weil die Patentisirten nie zu der Wahl gehen werden. Aber Du, glaubst Du denn, daß Frankreich diese Ohrfeige hinnehmen werde, ohne sie zurückzugeben?""

„„„Frankreich! O, Frankreich!"" antwortete mein Mann, mit derselben verächtlichen Miene, „„„wo ist denn dieses Frankreich? Was ist dieses Frankreich, besteht es aus fünfzigtausend dummen Wählern und aus zweihundert unverschämten Deputirten? Frankreich wird schweigen, und wird wohl daran thun.""

„„„Es wird nicht schweigen, mein Herr Baron,"" schrie Herr Carin mit einer Aufgeregtheit, die ich an

ihm nie gegen seinen Sohn bemerkt hatte. „„„Die fünfzigtausend dummen Wähler und die zweihundert unverschämten Deputirten sind die Elite der Nation, verstehen Sie wohl, Herr Baron, und Sie werden sich nicht zum Vortheile einer Kaste insultiren lassen, die Ihnen die Thüre gewiesen hat, Ihnen, meinem Herrn Sohne, Wilhelm Carin.''''

„„Ich mache die Sache des Königs nicht von der Insolenz einiger Menschen abhängig.""

„„Nun, um so besser für Dich; Du hast Vorrath an Seelengröße, aber das wird nicht überall der Fall seyn, ich stehe Dir gut dafür. Ich bin Royalist, ich habe es bewiesen. Ich habe es nicht vergessen, daß dieser Tyrann von Bonaparte mich wegen der Lieferung von 1813 vor Gericht stellen wollte, und daß ich ohne die Ankunft der Alliirten in einer sehr gefährlichen Lage gewesen wäre, gleich meinen Millionen. Ich bin also Royalist mit Leib und Seele, aber ich bin Royalist für den König und nicht für diesen Haufen von Emigrirten, die er uns zurückgebracht hat, und die uns aussaugen.""

„„Und wem hat man denn alle seine Güter genommen?"" sagte mein Mann.

„„Und Du ißt von diesen Gütern,'''' sagte Herr Carin. „„„Uebrigens hasse ich, wie Du siehst, die Adeligen; das steckt in meiner Haut, wie in der Deinigen, Sie anzubeten. Du bist mein Sohn, das will ich wohl glauben, aber gerade nicht darum.""

„„Und ich mache mir eine Ehre daraus,"" sagte Wilhelm zornig.

„„„Du machst Dir eine Ehre daraus, Herr Wilhelm, und woher stammst Du denn?""

„„„Mein Vater, nehmen Sie sich in Acht, man könnte Sie hören.''''

„„„Und was liegt mir daran? Habe ich vor meiner Geburt zu erröthen?''''

„Und er fing an zu schreien:

„„„Mein Vater war Zimmermann und meine Mutter

war Seefischhändlerin. Sie haben ihr Glück gemacht, das ist wahr, und ich habe es fortgesetzt; aber ich bin deßwegen nicht stolzer und ich verlange nicht, daß eine Schaar von bettelarmen Adeligen hinter mir herlaufe.""

„„Es handelt sich nicht darum, mein Vater,"" entgegnete mein Mann, welcher durch die Heftigkeit des Herrn Carin aufgeregt war, „aber es handelt sich von einer durch die Noth gebotenen Maßregel, zu welcher der König berechtigt und verpflichtet war.""

„„Du machst mich lachen mit Deinen Rechten und mit Deinen Pflichten. Glaubst Du denn, daß weil ein Minister an der Spitze der Ordonnanzen ein langes Jesuitengewäsch gemacht hat, dieses die Wähler bestimmen werden, sich ihrer Rechte berauben zu lassen, ohne ein Wort zu sagen, daß man mit einem Schlage die Freiheit der Presse vernichte, ohne welche das Volk gedrückt wird?""

„„Wie? Beschäftigt sich denn das Volk mit solchen Sachen? Was kümmert es die Wahl? Es nimmt nicht Theil daran. Was kümmert es die Freiheit der Presse? Es kann ja nicht lesen!""

„„Du erregst mein Mitleid, mein armer Knabe. Ich weiß wohl, daß es an der Wahl nicht Theil nimmt, aber diese ist in den Händen der Bürger, auf welche es Vertrauen hat.""

„„Sie sind viel unverschämter, als die Adeligen.""

„„Ja, aber sie sind keine Adeligen, und der Handwerker, so wie der Bürger sind Verwandte des Bürgerstandes. Im Jahr 89 war ihre Sache dieselbe, und sie werden sie wieder zu derselben machen, wenn sie ihnen dieselben Feinde, den Adel und die Geistlichkeit geben. Ihr seyd große Papierpolitiker, Ihr Herrn Gelehrte von heute. Aber Ihr kennt das Volk nicht. Ihr haltet weder mit seinem Haß, noch mit seinen Erinnerungen, noch mit seinen Befürchtungen Rechnung.""

„„Aber es handelt sich nicht um den Adel und um die Geistlichkeit, es handelt sich um das Königthum.““

„„Und was will dieses Königthum?““

„„Es will respectirt seyn; dieses Königthum von vierzehn Jahrhunderten will nicht der Sklave einer rebellischen, gestern gebornen Kammer seyn.““

„„Ach, Sie sind ein Narr. Gibt es denn eine Kammer gerade darum, daß sie nicht sey, und Du, der Allererste, wenn Du seyn würdest, was Du seyn willst, würdest Du einwilligen, daß man Dich vor die Thüre hinausweist, wenn Du nicht der Ansicht der Regierung bist.““

„„Ha, die Kammer der Pairs, das ist etwas Anderes, das ist die wahre Elite der Nation.““

„„Eine hübsche Elite, wenn Du dazu gehörst.““

„„Aber mein Vater . .““

„„Laß mich in Ruhe, man wird die Bourbons noch einmal zur Thüre hinausjagen.““

„„Das werden wir sehen!““

„„Das ist schon geschehen. Paris wird morgen in Aufstand seyn.““

„„Sie glauben noch an 93, mein armer Vater?““

„„Ich glaube an das, was ich denke. Siehst Du, als ich diesen Moniteur da gelesen habe, da ist mir das Herz angeschwollen, wie wenn man mir eine Ohrfeige gegeben hätte. Ich habe über dieses Gefühl nicht gesprochen, ich war wüthend, und ich bin geschaffen wie die ganze Welt, und die ganze Welt ist geschaffen wie ich, und Du wirst sehen, was sich ereignen wird.““

„Dieser Streit währte lange und obgleich kein Theil besonders großes Licht über die bedeutungsvolle Frage verbreitete, so war ich doch im Stillen der Ansicht des Herrn Carin. Ich vertraute auf denselben Instinct des Zorns des Volks, von welchem er aufgeregt war, und ich bedachte, was in diesen Massen gähren könne, welche nicht, wie er, den Reichthum und eine Verbindung als Grund hatten, um dieser ersten Auf-

wallung zu widerstehen. Wie es gewöhnlich Menschen von einem großen Eigendünkel geht, so wurde der Enthusiasmus meines Mannes um so mehr aufgeregt, je mehr er Widerstand gefunden hatte. Er nahm mit seiner gewöhnlichen Verachtung die Nachrichten von den ersten Volksbewegungen auf und rief:

„„„Eine Compagnie Garde du Corps, die Reitpeitsche in der Hand, und Alles ist beendet.““

„Als er gesehen hatte, daß drei Tage genügten, um dieses Königthum von vierzehn Jahrhunderten umzustürzen, verläugnete er sein wüthendes Selbstvertrauen nicht, und da er nicht zugeben wollte, daß eine von ihm gebilligte Maßregel schlimm seyn könne, wandte er sich gegen die, welche den Vollzug derselben geleitet hatten, und behauptete, daß durch ihren Fehler Alles fehlgeschlagen sey, daß einige Regimenter mehr in Paris den Erfolg gesichert haben würden. Er stand von diesem großsprecherischen Tone wenig ab, bis die Journale die Nachricht von der Erhebung Louis Philipps auf den Thron und von der Annahme der neuen Charte brachten.“

„Hier, Eduard, begann für mich eine neue Reihe von Kummer, welchen ich Ihrer Ehre anzuvertrauen nicht fürchte. Scheint es Ihnen nicht sonderbar, daß das Leben einer Frau wegen eines Artikels der politischen Konstitution ihres Landes, ein martervolles werden konnte? Die neue, durch die beiden Kammern votirte, von dem Könige angenommene Charte sagte, daß im Verlaufe eines Jahrs ein Gesetz würde vorgeschlagen werden, um die Erblichkeit der Pairswürde bestimmt zu regeln. Der Sturm, welcher sich in Wilhelms Herz in diesem Augenblick erhob, war wahrhaft thöricht. Sein Vater gefiel sich darin, ihn zu erzürnen, indem er ihn wegen des Verlustes seiner Hoffnungen verspottete, und Sie werden einsehen, daß ich trotz Allem den Rückprall des Zorns des Sohnes und der Spöttereien des Vaters erlitt. Ich werde Ihnen die Scene, die in dieser Hinsicht statt hatte, nicht erzählen, es folgten ihr andere, so grausenhafte,

daß sie in meinen Erinnerungen nicht mehr als Schmerz zählten."

„Einige Tage gingen vorüber, während welcher mein Mann Briefe von meinem Vater erhielt, die er mir jedoch nicht mittheilte. Herr Carin war nach Paris gereist, und von da zurückgekommen; während dieser Zeit hatte mein Vater die Heilquellen von Aix verlassen und war auf unserem Schlosse angelangt. Sein Schmerz war ungeheuer. Bei ihm war die politische Meinung ein Glaube, die treue Anhänglichkeit an die Bourbons eine Religion, und schon im ersten Augenblicke seiner Ankunft kündigte er uns seine Absicht an, ihnen noch einmal in die Verbannung zu folgen."

„„Wir werden davon morgen wieder sprechen,"" sagte mein Mann mit einem Tone, der affektirter war als gewöhnlich. „„Sie müssen Sich bald zur Ruhe begeben.""

„Als der Abend herbeigekommen war und ich mich auf meinem Zimmer befand, kam Wilhelm, schloß die Thüren vorsichtig und kündigte mir an, daß er eine sehr wichtige Unterredung mit mir zu pflegen habe. Meine Ueberraschung war groß, und mein Mann, der es bemerkte, glaubte mich auf seine Art über die Wichtigkeit dessen versichern zu müssen, was er von mir erwarte."

„„Erschrecken Sie nicht,"" sagte er, „„es handelt sich nicht um eine ganz außerordentliche Sendung. Ich wünsche blos, daß Sie Ihren Vater überreden möchten, Frankreich nicht zu verlassen, seine Abreise würde Ihnen, ich glaube es wenigstens, einen so lebhaften Kummer verursachen, daß Sie Gründe genug finden werden, welche Herrn von Vaucloix bestimmen, sein Vorhaben zu ändern.""

„„Ich kann nichts, als diesen Kummer selbst geltend machen, und ich hoffe von der Zärtlichkeit meines Vaters, daß er mir diese Trennung ersparen wird.""

„„Sehr gut gesagt"" entgegnete mein Mann.

„„Ueberzeugen Sie ihn wohl, daß Sie darüber in Verzweiflung seyn würden, wie auch ich.““

„„Ich danke Ihnen für diese Gesinnung,““ sagte ich meinem Mann, „„weil Sie aber hinsichtlich dieses Schrittes auf mich rechnen, so glaube ich, daß es andere Gründe sind, die ich anrufen könnte.““

„„Und welche sind diese Gründe?““ sagte Wilhelm, indem er sich vor mich hinsetzte, und mich forschend betrachtete.

„Soll ich es Ihnen sagen, Eduard, ich glaubte eine Hoffnung durchschimmern zu sehen, in einigen Punkten die Meinung Wilhelms über mich zu zerstören, und ich bemühte mich, ihm diese Gründe zu entwickeln, weil ich von ihnen glauben mußte, daß sie ihn rühren würden."

„„Mein Vater ist alt,““ sagte ich, „„und in seinem Alter Frankreich zu verlassen, das hieße in der Fremde sterben zu wollen.““

„„Das ist wahr; das ist wahr.““

„„Er hat nicht nothwendig, den Bourbons diesen letzten Beweis seiner Ergebenheit zu liefern, sein Leben spricht genug für ihn.““

„„Geht gut, sehr gut.““

„„Er kann überdies seine Treue ihnen durch einen letzten Willensact bewähren; er kann, wie so viele andere, der gegenwärtigen Regierung den Eid verweigern, den man von ihm als Pair von Frankreich fordert; er kann durch seinen Zutritt protestiren.““

„„Ich bitte Sie,““ sagte Wilhelm, „„ihm nicht ein Wort hievon zu sagen.““

„„Und warum?““

„„Ha, warum?““ entgegnete er, „„weil ich Sie blos darum geheirathet habe.““

„„Was wollen Sie sagen?““

„„Hören Sie, Louise, suchen Sie, mich nur einmal in Ihrem Leben zu verstehen; das ist nicht zu viel, nicht wahr?““

„„Ich werde es versuchen, mein Herr, ich werde es versuchen.““

„„O nehmen Sie nicht Ihre Miene als Schlachtopfer an, ich bitte Sie darum; was ich Ihnen sagen will, das ist bedeutungsvoll. Verstehen Sie mich wohl, das Gesetz, welches die Erblichkeit der Pairswürde regeln soll, wird vor einem Jahre nicht vorgelegt werden; es geschah nicht ohne Grund, daß man eine solche Maßregel vertagt hat; man wollte den Gemüthern Zeit lassen, sich zu beruhigen. Nach meiner Meinung ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Aufhebung der Erblichkeit nicht ausgesprochen werde. Wenn dem so ist, bestehen meine Rechte fort, wenn Ihr Vater den Eid leistet; und Sie begreifen, daß ich nicht erwarte, wie er sie durch eine Grille veralteter Treue opfern werde; sie sind mir theuer genug zu stehen gekommen.““

„Ich konnte nicht verkennen, daß Wilhelms Bemerkung vernünftig sey; aber er hatte eine Art, in Alles, was er sagte, etwas Gehässiges zu legen. Dieser rohe Vorwurf des Preises, um welchen er seine Hoffnungen erkauft habe, empörte mich, und ich antwortete ihm:

„„Es ist eine Frage der Ehre, und diese beurtheilt jeder Mensch ausschließend für sich; ich habe daher nicht das Recht, meinem Vater einen solchen Rath zu geben.““

„„O, o,““ sagte mein Mann, „„wo haben Sie diese schöne Redensart gelernt? sie klingt sehr gut, aber ich bemerke Ihnen, daß sie sehr übel angebracht ist. Ich will, verstehen Sie wohl, ich will, daß Sie Herrn von Vauclois überreden, den Eid zu leisten.““

„„Einer solchen Mission kann ich mich nicht unterziehen, ich nehme sie daher nicht an.““

„„Hören Sie,““ sagte Wilhelm zornig: „„Ihr Vater wird den Eid leisten, wenn und wie ich will; aber es beliebt mir nicht, ihn selbst zu diesem Entschlusse zu treiben, Sie müssen ihm denselben eingeben. Es widerstrebt mir, heftige Mittel zu ergreifen, aber Ihre Weigerung würde mich dazu zwingen,““

„„Heftige Mittel, meinem Vater gegenüber,““ rief ich, „„und Sie wagen es, mir damit zu drohen!““

„„Spielen wir nicht eine Tragödie, wenn es Ihnen gefällig ist; wollen Sie, ja oder nein, mir die Unannehmlichkeit ersparen, einen unangenehmen Auftritt mit Ihrem Herrn Vater zu haben? Besuchen Sie ihn diesen Abend noch; ich habe ihn in Kenntniß gesetzt, daß Sie ihn allein zu sprechen wünschen; er erwartet Sie. Und da Sie nun mit schönen Redensarten im Zuge sind, so verpflichte ich Sie, ihm eine zu sagen, die nämlich, daß die einzige Mitgift, welche er Ihnen gegeben, die Erblichkeit seiner Pairs-Würde ist, und daß es einem Manne von Ehre obliegt, sie mir durch alle Mittel, welche in seiner Macht stehen, zu erhalten.““

„„Durch alle, einen Meineid ausgenommen.““

„„Thorheit und Eigensinn; das ist ein wenig zu stark;““ sagte Wilhelm wüthend; „„Sie weigern sich! Geben Sie Acht, ich hasse die Skandale und das Geschrei, aber wenn es dazu kommen muß, dann werde ich es wissen, und dann ... aber Sie werden gehen.““

„Die erste Drohung Wilhelms gegen meinen Vater hatte mich wenig erschreckt, aber der Ton, in welchem er seine letzten Worte aussprach, erschütterte mich wahrhaft; ich nahm mich zusammen, und sagte ihm:

„„Meine Weigerung wird von wenigem Belang für Sie seyn, denn Sie dürfen versichert seyn, daß dieser Schritt, wenn ich ihn auch thun würde, ganz nutzlos wäre.““

„„Das werden wir sehen!““

„„Sie wollen es!““ sagte ich ihm. „„Wohlan. morgen werde ich es versuchen.““

„„Diesen Abend, habe ich Ihnen gesagt.““

„„Diesen Abend; es sey! ich werde auf der Stelle gehen.““

„„Auf der Stelle ..... Mein Gott, ich habe meine Gründe. Folgen Sie mir, ich will Sie bis an

das Zimmer Ihres Vaters begleiten, und vergessen Sie nicht, daß Sie zum Ziele gelangen müssen.““

„Obgleich ich von der Nutzlosigkeit meiner Anstrengung überzeugt war, so willigte ich ein, meinem Manne zu folgen, und meinem Vater die Scene, mit der er ihm gedroht hatte, zu ersparen. Ich glaubte, daß meine Nachgiebigkeit der Forderung Wilhelms genügen würde. Er führte mich bis an die Thüre des Zimmers meines Vaters, und machte mir ein Zeichen, einzutreten.“

V.

Ein politischer Eid.

„Ich gehorchte meinem Manne zitternd und trat in das Zimmer meines Vaters ein. Ich kehrte aber [illegible]leich wieder zurück.“

„„Er ist ganz angekleidet auf seinem Bette,““ sagte [illegible] zu Wilhelm.

„„[illegible] weiß es wohl,““ antwortete dieser.

„„O, [illegible]““

„„Aber er schlaft. [illegible]

„„Nun,““ schrie er heftig, „„so wecken Sie ihn auf.““

„„Wer ist da?““ sagte mein Vater, indem er sich im Bette herumwarf.

„Mein Mann stieß mich in das Zimmer, und ich antwortete.

„„Ich bin es!““

„„Du hast Dich sehr verspätet, Louise, und ich fürchtete, gezwungen zu seyn, abzureisen, ohne Dir Lebewohl sagen zu können.““

„„Was,““ rief ich, „„Sie wollen uns so bald wieder verlassen.““

„„Ich kann auf dem Boden Frankreichs nicht mehr bleiben, nachdem der König ihn verlassen hat. Ich gehe zu ihm.““

„„Ach, mein Vater,““ sagte ich, „„Haben Sie wohl bedacht, was eine solche Verbannung in Ihrem Alter ist.““

„„Der König ist älter als ich.““

„„Haben Sie bedacht, daß Sie mich allein in Frankreich zurücklassen?““

„„Allein, Louise, allein mit Deinem Manne! Du bedachtest nicht, was Du gesagt hast.““

„„Aber, weiß er das Vorhaben Ihrer Abreise?““

„„Was liegt daran? Er muß es billigen.““

„„Indessen können Sie ihn zu Rathe ziehen, mein Vater.““

„„Warum? Um meine Pflicht zu erfüllen, bedarf ich von keinem Menschen Rath.““

„„Diese unerwartete Trennung könnte ihn erzürnen.““

„„Erzürnen! Und warum?““

„Ich waffnete mich mit allem meinem Muthe, und sagte mit niedergeschlagenen Augen:

„„Seine Heirath hat ihm eine Hoffnung gegeben, welche Ihre Abreise zerstören wird.““

„„Ich verstehe Dich nicht.““

„„Indem Sie sich verbannen, verzichten Sie auf die Pairs-Würde.““

„„Und wenn ich bleibe, glaubt er denn, daß ich sie ihm erhalten kann?““

„„Er hat vielleicht das Recht, es zu hoffen.““

„Mein Vater hob mir den Kopf, den ich gesenkt hatte, in die Höhe und blickte mir in das Angesicht. Er sagte:

„„Louise, sprichst Du aus Dir selbst?““

„„Ich wünsche mich von Ihnen nicht zu trennen, und ich wollte Sie deßwegen überreden . . . . .““

„„Meineidig zu werden?““

„„Nein, mein Vater, aber . . . .““

„„Man hat Dich gezwungen, hieher zu gehen. Du hast weder Ehrgeiz, noch Feigheit im Herzen. Ich verzeihe es Dir, aber sprechen wir nicht mehr davon.““

„„Mit ihr, das mag seyn!““ sagte mein Mann. indem er eintrat und die Thüre heftig hinter sich zuwarf. „„Aber mit mir, das ist eine andere Sache.““

„„Ich hätte mich also über die in Ihren letzten Briefen enthaltenen Ansinnungen nicht getäuscht? ....““

„„Diese Ansinnungen haben Sie, wie ich sehe, verstanden, und da Sie Ihren Reisewagen auf der Post gelassen haben, so habe ich auch begriffen, daß Sie darauf rechnen, mir zu entwischen.““

„„Und wer könnte mich verhindern, abzureisen?““

„„Ich.““

„„Sie sind ein Thor!““

„„Nicht so sehr, als Sie glauben. Hören Sie mich, Herr von Vaucloir, der Brief, den Sie mir vor einer Stunde zugestellt haben, und welcher der Pairskammer Ihre Abdankung überbringen soll, ist in den Händen eines Kouriers, welcher unten zu Pferde wartet. Wenn Sie es wollen, so wird er abreisen. Morgen frühe wird er in Paris seyn, morgen Mittag sind Sie nicht mehr Pair von Frankreich, und alle Vorrechte der Pairs werden für Sie aufhören. Uebermorgen wird ein amtliches Erkenntniß die persönliche Haft gegen Sie aussprechen. Dieses Erkenntniß wird auf der Stelle in Vollzug gesetzt werden können; mit Geld vermag man Alles, was man will, und ehe Sie, in einer Stadt, welche es auch seyn mag, angelangt seyn werden, um sich einzuschiffen, werden Sie verhaftet seyn, und Sie werden nach Saint-Pelagie wandern, um da die Treue für Seine Majestät Karl X. zu bewähren.““

„„Aber das ist ein abscheuliches Verbrechen!““ rief ich im Tone der Verzweiflung.“

„„O, verschonen Sie uns mit Ihren Unterbrechungen, Madame, Madame. Ihr Herr Vater wird mich viel besser verstehen als Sie.““

„In der That hatte die erste Regung des Zorns, welche ich auf dem Gesichte meines Vaters wahrge-

nommen, dem Ausdrucke vollkommener Ruhe Platz gemacht."

„„Ich verstehe Sie, Herr von Carin,"" sagte er; „„Sie haben Recht, es sey, wie Sie wollen. Geben Sie mir meine Abdankung zurück, ich will sie nicht wegschicken.""

„Ich hatte nicht Zeit, um über diese Nachgiebigkeit meines Vaters zu erstaunen, denn mein Mann rief:

„„Wahrhaftig! Und wenn Ihre Abdankung nicht abgeht, so werden Sie Pair von Frankreich und frei, und Sie haben Zeit von Paris bis nach Havre zu gehen, und von da, wenn Sie auf einem englischen Schiffe in Sicherheit sind, werden Sie nach Ihrem Belieben Ihre Abdankung einschicken. Nein, mein Herr von Vaucloir, nein, so dumm bin ich nicht.""

„„Was wollen Sie denn, daß ich thun solle?""

„„Ich will,"" entgegnete mein Mann, „„daß in einer Stunde, von jetzt an, der Kourier, welcher da unten wartet, nach Paris abreise: ich will, daß er entweder Ihre Abdankung dahin bringt, und dann wissen Sie, was Sie erwartet, oder ich will, daß er Ihren Eid der Treue der neuen Regierung überbringt, und dann...""

„„Das ist eine Niederträchtigkeit, die ich nicht begehen werde,"" entgegnete mein Vater."

„„Halt, Herr von Vaucloir, wir wollen den Worten nicht mehr Bedeutung geben, als sie haben. Stellen Sie sich vor, daß ein Eid für den König ein Wechsel sey, den Sie unterzeichnen. Sie wissen besser als Jemand, wie man zur Verfallzeit nicht bezahlt.""

„„Und Sie wissen eben so gut als ich, was denen begegnet, die nicht bezahlen.""

„„Man macht Uebereinkünfte mit ihnen, wenn man deren bedarf, und da schlage ich Ihnen jetzt eine vor. Leisten Sie den Eid, und ich überliefre Ihnen eine Quittung über alle Ihre neuen Schulden.""

„„Nein,"" erwiederte mein Vater, „„meine Abdankung soll abgehen.""

„„Haben Sie darauf geachtet, daß Sie Ihre Pension als Pair von Frankreich opfern?““

„„Ja.““

„„Sie wissen, daß diese die einzige Hülfsquelle ist, welche Ihnen bleibt.““

„„Ja.““

„„Sie haben nicht vergessen, daß es Saint-Pelagie ist, was Sie erwählen.““

„„Ja.““

„„Mein Herr,““ rief ich, „„Sie werden es nicht wagen!““

„Mein Mann warf mir einen Blick zu, der mich zittern machte, und mein Vater entgegnete:

„„Louise, er wird es wagen; Du kennst ihn noch nicht. Ich kenne ihn schon lange, daß er zu Allem fähig ist.““

„„Er wußte es sogar vor Ihrer Heirath““, bemerkte Wilhelm hohnlachend, „„und Sie müssen ihm für die Eile danken, mit der er sie bewerkstelligt hat.““

„Ich senkte den Kopf, um nicht diese zwei Menschen zu sehen, von welchen der eine mein Vater, der andere mein Gatte war. Indessen schauderte ich vor dem Unglück zurück, das dem einen drohte, und vor dem Verbrechen, auf welches der andere sann, und ich wagte es noch einmal die Stimme zu erheben.“

„„Im Namen des Himmels,““ sagte ich ihnen, „„nehmen Sie beide einen Tag zum Ueberlegen, und dann, wenn Sie ruhiger ....““

„„Die Entscheidung muß auf der Stelle erfolgen,““ entgegnete Wilhelm, „„morgen wird es zu spät seyn.““

„„Nun denn,““ entgegnete mein Vater, indem er sich erhob, „„der Kourier gehe ab.““

„Mein Mann stieß bei diesem Entschlusse mit Heftigkeit eines der Möbel um und zeigte dadurch, wie wenig er darauf gerechnet hatte.“

„„Ja,““ fuhr mein Vater fort, in welchem der Zorn Wilhelms seinen Entschluß bestärkte, „„ja, er

gehe ab. Ich werde eine Laufbahn der Treue und der Ehre durch einen Akt der Ehre und der Treue beschließen.""

„„Der Ehre,"" schrie Wilhelm wüthend. „„Sie prechen von Ehre, Sie, der Sie bei den gemeinsten Verpflichtungen ein Spiel mit der Ehrlichkeit getrieben haben. Sie, der Sie mit Ihrer Tochter speculirten, Sie .....""

„„Lassen Sie Ihren Kourier abgehen, mein Herr,"" sprach mein Vater, „„ich ziehe das Elend, ich ziehe das Gefängniß der Niederträchtigkeit eines solchen Eids vor. Ja,"" fuhr er begeistert fort, „„die Ehre meiner Treue ist unbefleckt, und ich setze sie hoch genug über alle anderen, um zu hoffen, daß sie mir Verzeihung dafür bringen wird, arm gewesen zu seyn, und nicht vermocht zu haben, die Armuth zu ertragen, und heute, da ich gezwungen bin, sie diesem Glücke zu opfern, welches mir immer entwischt ist, heute stoße ich dieses zurück. Ja, ich werde elend bleiben, ja ich werde im Gefängnisse sterben, aber diese Pairswürde, welche der Gegenstand Ihres Ehrgeizes ist, wird Ihnen entgehen, und ich werde so das Unrecht sühnen, welches ich begangen habe, indem ich Sie zum Erben derselben machen wollte.""

„„Es sey!"" rief mein Mann mit Wuth. Er öffnete die Fenster und rief:

„„Mein Herr,"" sagte ich, „„warten Sie.""

„Er kehrte sich um, mein Vater, welcher noch krank war, fiel von dieser Erörternng niedergedrückt, in einen Fauteuil. Mein Mann schloß das Fenster und schien sich plötzlich zu beruhigen.

„„Ein Wort noch,"" sagte er. „„Diese Unterredung hat eine solche Wendung genommen, daß ich Sie kein vernünftiges Wort vernehmen lassen konnte. Beruhigen Sie sich und verstehen Sie mich wohl, Herr von Vaucloir, daß als ich Ihnen vorschlug, den Eid zu leisten, einen Verrath nicht vorgeschlagen habe. Nein, aber wissen Sie denn nicht so gut als ich, daß ein po-

litischer Eid ein Band ist, welches noch nie jemand gebunden hat.""

„„Männer von Ehre ausgenommen.""

„„Aber es gibt solche Männer von Ehre, welche den Eid leisten, um nicht auf der Stelle das Schlachtfeld zu räumen. Was soll aus der Sache der Bourbons werden, wenn Sie Alles so verläßt; ist es nicht besser zu bleiben, um sie Fuß für Fuß zu vertheidigen, und die neue Gewalt durch eine thätige Opposition zu erschüttern?""

„„Durch die Opposition eines Einzigen, durch die Opposition eines Mannes, der keine andere Empfehlung hat, als die seiner Treue?""

„„Durch die Opposition eines Mannes, welcher die Hoffnung seiner Parthei werden wird. Hören Sie, unterzeichnen Sie den Eid, und ich befreie Sie von allen Schulden, ich öffne Ihnen mein Haus, in welchem Sie Gebieter seyn sollen. Es wird der Mittelpunkt aller Versammlungen der wahren Royalisten werden.""

„„Ihr Haus, wo ich Ihr Unterpfand seyn werde, nicht wahr, wo ich der Diener Ihres Ehrgeizes seyn soll?""

„„Nein, mein Herr, ich werde Ihnen eine Unabhängigkeit geben, die größer ist, als Sie hoffen. Sie lieben den Luxus, das Spiel, den Aufwand; ich werde Sie darin unterstützen.""

„„Sie werden mir, wie einem Commis, 10,000 Franken jährlich geben"". „„Weder 10,000 noch 20,000; 40,000 Franken jährlich.""

„Mein Vater schüttelte den Kopf."

„„Fünfzigtausend, Sechzigtausend.""

„Mein Vater schüttelte noch immer den Kopf, aber er betrachtete mich."

„„Gehen Sie fort!"" sagte mein Mann zu mir.

„Ich stand auf und ging hinaus. Ich fürchtete keine Mißhandlung mehr von Seite Wilhelms, ich sah unter der Versuchung des Geldes, dieses alte Ueberbleibsel an

Ehre sich beugen, welches vor der Bedrohung mit dem Elende und mit dem Gefängnisse nicht gewankt hatte. Ich zog mich zurück, um meinem Vater die Schande zu ersparen einen Zeugen dieses traurigen Handels zu haben. Ich ging hinaus, aber statt in mein Zimmer zu gehen, blieb ich in einem kleinen Salon, welcher an das Zimmer meines Vaters stieß, und nicht beleuchtet war. Hier setzte ich mich in einen Winkel, vernichtet durch das, was ich gesehen und gehört hatte, und ich blieb da, ohne es zu wagen über das nachzudenken, was sich ereignete. Noch waren kaum einige Minuten verflossen, als mein Mann herauskam und durch den Salon ging, ohne mich zu sehen. Als er in das Vorzimmer trat, begegnete er seinem Vater, welcher wahrscheinlich auf ihn gewartet hatte und nun zu ihm sagte:"

„„Ist es abgemacht?""

„„Ja.""

„„Wie viel?""

„„Hunderttausend.""

„„Hunderttausend jährlich! Du bist ein Narr, das ruinirt!""

„„Ja, wenn es bezahlt werden müßte.""

„„Du hast Dir also ein Mittel vorbehalten?""

„„Das Gesetz, welches die Erblichkeit abschaffen wird, wird vor einem Jahre nicht vorgelegt werden; von da an haben wir Zeit zu sehen; es ist so gebräuchlich.""

„„In diesem Körper, da gibt es viele Hülfsquellen.""

„Ich hörte nichts mehr, denn Wilhelm und sein Vater sprachen jetzt leise. Endlich sagte mein Mann:

„„In Erwartung der Dinge muß man den Kurier abgehen lassen.""

„„Komm.""

„Beide gingen weg."

„Diese Worte würden vielleicht keinen Sinn für mich gehabt haben, wenn ich sie unter andern Umständen gehört hätte; allein nach dem Vorgange, dessen Zeuge ich gewesen, erhellten sie sich in einem schrecklichen Lichte."

„Man rechnete auf den baldigen Tod meines Vaters. Aber was würde man thun, wenn dieser Tod nicht so bald erfolgt? Ich schauderte vor dem Gedanken an ein gräßliches Verbrechen zurück, und ich wollte mich überreden, daß mein Schrecken den Worten einen Sinn gebe, den sie nicht haben."

„Indessen wollte ich zu meinem Vater zurückkehren, um ihm Alles zu sagen; in dem Augenblicke, in welchem ich über die Schwelle schreiten wollte, blieb ich stehen, denn ich hätte meinen Gatten der abscheulichsten Entwürfe anklagen müssen, ohne einen andern Beweis zu haben, als einige Worte, welche meine Verwirrung vielleicht falsch verstanden hatte. Ich wollte mir Zeit zum Ueberlegen lassen, und ich ging in dieser schrecklichen Ungewißheit in mein Zimmer, indem ich mich für die Sache meines Vaters entschied, weil er der Unglücklichste war, während ich es doch nicht wagte, zu seinem Vortheile zwischen ihm und meinem Gatten zu sprechen."

„Nicht vergebens war ich solch äußerst traurigen Aufregungen ausgesetzt gewesen; ein heftiges Fieber befiel mich, und mehrere Tage sah ich meinen Vater nicht, man sagte mir, daß er durch ein starkes Unwohlseyn in seinem Zimmer zurückgehalten werde. Mein Verdacht war nicht von mir gewichen, und jeden Morgen erkundigte ich mich mit Bangigkeit nach Neuigkeiten von meinem Vater. Die Dienstboten, welche zu mir kamen, antworteten mir verlegen. Ich glaubte, daß man mir seinen Tod verberge, und in einer Anwandlung von Verzweiflung stand ich auf, um zu ihm zu gehen. Man widersetzte sich meinem Hinausgehen, aber mein Fieber und meine Angst gaben mir eine solch ungewohnte Kraft, daß man vor mir zurücktaumelte. Ich stürzte mich halb angekleidet durch die Corridors des Schlosses. Ich nahte mich den Gemächern des Herrn Vaucloir, als ich aus dem Erdgeschosse lärmendes Geschrei vernahm. Ich lauschte, und ich erkannte die Stimme meines Vaters, welche die andere übertönte, der Lärm war so heftig, daß es mir schien, es gäbe einen

Streit. Plötzlich öffnete sich eine Thüre, und ich erkannte die Beschaffenheit dieses Lärms. Man war bei Tafel, man lachte, man stritt, man sprach über dieses und jenes; es war ein Trinkgelag. Eine Kammerfrau war mir gefolgt, ich wandte mich an diese und fragte sie mit erstauntem Tone:

„„Was ist denn das?““

„„Ach, mein Gott, das ist wie alle Tage seit der Woche, seit welcher Sie krank sind.“

„„Und mein Mann ist dabei?““

„„Ja, Madame.““

„„Und mein Vater?““

„„Der Herr Marquis ist der unvernünftigste von Allen,““ antwortete das Mädchen, indem sie die Augen niederschlug.

„Gewiß, Eduard, würde man, wenn eine Frau gezwungen wäre, sich zwischen ihren Mann und ihren Vater zu werfen, auf dessen Brust der erstere den Dolch gezückt hat, sagen, daß dieser Frau das schrecklichste Unglück begegnet sey; und dennoch wäre dieses Unglück auf tausend Stunden hinter dem zurück, welches mich damals betraf. Ich hatte eine schreckliche Gewißheit über die Entwürfe Wilhelms, und ich konnte ihnen weder vorbeugen, noch sie denunciren. Denn durch welche Mittel konnte ich, eine Frau, diese Orgien beseitigen, welche ein vorbedachter Mord waren? Wie konnte ich, die Tochter, meinem Vater sagen: „Man mißbraucht die Unordnung eines Lebens leicht, um sich zu allen Excessen fortreißen zu lassen, um dieses Leben, welches zu lange ist, und hindert, zu tödten.“ Vielleicht würde eine andere, stärkere als ich, welche sich das Schreckliche dieser Lage in seinem ganzen Umfange vorstellen konnte, eine Närrin geworden seyn. Vielleicht auch würde es eine andere, stärkere gewagt haben, ihrem Manne in das Gesicht zu sagen: „Das sind Deine Projekte;“ oder ihrem Vater: „da sehen Sie, wie man Sie durch Ihre Laster tödtet.“ Aber ich konnte das nicht. Ich kehrte kränker auf mein

Zimmer zurück, aber mit einem Willen, gesund zu werden, der mir besser diente, als die Sorge, die man mir widmete. Ich muß es Ihnen sagen, Eduard, ich hatte in den Nächten meiner Einsamkeit alle Arten, meinen Vater zu retten, geprüft, und ich hatte erkannt, daß die sicherste die sey, ihm die Wahrheit zu sagen, aber indem ich sie erkannte, zitterte ich immer vor einem so energischen Schritt. Sie wissen nicht, was es um die Schwäche ist, welche gewisse Seelen im Augenblicke jeder Handlung ergreift, welche ihren Entschluß fordert. Sie haben vielleicht in Ihrem Leben Feigen begegnet, solchen Menschen welchen keine Beleidigung den Muth geben kann, einer Gefahr zu trotzen, welche die Gefahr selbst nicht so genügend aufregt, um sie bis zu einer Muthentwicklung zu bringen, um ihr Leben zu retten. Was diese Menschen einem Degen oder einer Pistole gegenüber sind, das war ich einer kräftigen Handlung meines Willens gegenüber. Ich wollte genesen, und ich genaß, aber nicht um meinen Mann zu erschrecken, nicht um meinen Vater zu warnen, sondern um mich zwischen sie zu stellen und das Verbrechen abzuwenden.

„Ja, Eduard, ich legte mir die traurige Rolle auf, allen diesen Orgien beizuwohnen, um zu versuchen, sie durch meine Gegenwart zu mindern. Unter dem Vorwand der Gesundheit meines Vaters versuchte ich, einige schüchterne Bemerkungen, wobei ich fürchtete, sie nicht mit der gehörigen Ehrfurcht gegen ihn zu machen, wobei ich zitterte, mich von meinem Manne verstanden zu sehen. Ich fürchtete zu gleicher Zeit, sie aus dem Schlosse gehen, und in demselben bleiben zu sehen. Wenn mein Vater in einen Wagen stieg, untersuchte ich diesen mit Aengstlichkeit, wählte er sich ein Pferd zu einem Spazierritte aus, dann fürchtete ich dieses Pferd. Ich begleitete ihn überall, wo ich nur konnte; ich folgte ihm auf die Jagd, ich setzte mich bei Tisch neben ihn, ich ermüdete ihn durch meine Reden, ich nahm ihm sein Glas. Was soll ich Ihnen

sagen? Ich verlebte sechs Monate in schrecklichen Bangigkeiten, ich bewachte das Schlachtopfer und wagte es nicht, dem Mörder in das Angesicht zu schauen; ich sah die Gesundheit meines Vaters schwächer werden und zweifelte nicht an den Entwürfen meines Mannes, denn die Mühe, welche er sich gab, die Begierden dieses unglücklichen Greises aufzuregen, sagte es mir genug. Wenn Sie wüßten, wie er, der so eitel, so kalt, so gebieterisch war, sich zum Sklaven der geringsten Wünsche meines Vaters gemacht hatte! Das war für ihn eine Gutmüthigkeit, eine Aufmerksamkeit, die ihn entzückten. Es währte lange, ohne daß ich auf das traurige Vorhaben verzichtete, welches ich mir auferlegt hatte; ich war glücklich, wenn ich einige Tage der Rast und der Ruhe für meinen Vater gewonnen hatte; ich war verzweifelt, wenn mein Mann einige neue Gründe fand, ihn zu seinen abscheulichen Excessen mit fortzureißen."

„Indessen war ich auf dem Punkte, der Nothwendigkeit nachzugeben, der Augenblick des Sprechens, oder des Aufgebens einer nutzlosen Ueberwachung war gekommen, denn man stieß diese als eine lächerliche und langweilige Thorheit zurück. Ich mußte stumme Mitschuldige des Verbrechens werden, oder es anzeigen, denn mein Vater, dessen Kräfte erschöpft waren, sank plötzlich krank darnieder. Durch einen unglücklichen Zufall wurde in demselben Augenblicke das Gesetz, welches die Erblichkeit der Pairie aufhob, an die Kammern gebracht, und mit den ersten Blättern der Journale, die wir erhielten, war es nicht zweifelhaft für uns, daß es durchgehen würde."

„Man erzählt leicht vollendete Thatsachen, Eduard, aber es ist schwer, jene begreiflich zu machen, die uns nur durch eine instinktmäßige Ahnung enthüllt sind. An dem Tage, an welchem der Moniteur uns die Neuigkeit dieses Gesetzes brachte, saß mein Mann am Bette meines Vaters. Gott allein ist im Besitze des Geheimnisses der Gedanken der Menschen, die Feder soll in

meinen Händen zerbrechen, wenn ich lüge; aber ich schwöre, daß Wilhelm, der den Finger auf das Datum des Moniteurs und das Auge auf den Kranken gerichtet hatte, berechnete, daß die zur Discussion und zur Sanction des Gesetzes erforderliche Zeit hinreiche, damit mein Vater sterbe, bevor dieses Gesetz ihn beraube. Ein finsteres Lächeln folgte dieser stummen Betrachtung Wilhelms, und ich fühlte mich erstarren, als er meinem Vater sagte: „„das hat nichts zu bedeuten. Zwei Tage Ruhe und übermorgen eine Spazierfahrt und ein gutes Mittagessen, und es wird nichts mehr da seyn.““

„Noch in diesem Augenblicke war ich bereit, meinem Vater zuzurufen: „„Man tödtet Sie, man wird Sie tödten.““ Aber eine jener leeren Hoffnungen, welche meine Feigheit immer aufsuchte, erschien mir noch einmal und verleitete mich zu dem beweinenswerthen Auskunftsmittel, von der Zeit und von dem Zufalle ein Heil zu erwarten, welches ich vielleicht auf der Stelle erringen konnte. Ich dachte, daß ich das Leben meines Vaters bis nach der Verkündung dieses unheilvollen Gesetzes sichern könne, und daß dann Wilhelm von einem Verbrechen abstehen würde, welches keinen Erfolg mehr für ihn haben konnte. Ich logirte mich nahe bei meinem Vater ein, und ließ mein Bett in einem Kabinette aufschlagen, welches mit dem von ihm bewohnten Zimmer zusammenhing. So überwachte ich mit unaufhörlich geöffnetem Auge die Pflege, welche man ihm widmete. Ich selbst bereitete die beruhigenden Getränke, welche die Aerzte verordnet hatten, ich wies die Besuche der Fremden ab, ich war ein unerträglicher Kerkermeister. Indessen konnte ich meinen Mann nicht verhindern, hereinzukommen, und fast überzeugt, daß er kein materielles Wagniß gegen dieses Leben unternehmen werde, welches ich jeden Augenblick beschützte, sah ich ihn doch moralische Kräfte, die ihm noch geblieben waren, machen. Wilhelm machte die Journale zu einer beständigen und emsigen Lectüre meines Vaters, gewiß suchte er

die aufregendsten Reden, die gräuelhaftesten Artikel der Journale aus, um eine Erörterung herbeizuführen, von der er gewiß war, daß sie ihn aufregen würde. Dann reizte er ihn, veranlaßte ihn zu dem heftigsten Zorne und verließ den unglücklichen Greis nicht eher, als bis ihm jede Kraft mangelte."

„Ich bat sie vergebens, solche Gegenstände der Unterhaltung zu vermeiden; aber Wilhelm regte meinen Vater nicht blos durch Klagen auf, im Gegentheil riß er ihn, indem er seinem Haß schmeichelte und mit Reden Beifall zollte, zu einer tödtlichen Wuth fort und mein Vater erwartete jeden Tag mit Ungeduld die Neuigkeiten. Wilhelm hatte sehr gut berechnet, daß es ebenso gefährlich war, ihm diese zu verbergen, als sie ihm zukommen zu lassen."

„Ich lebte so zwischen dem Schlachtopfer und dem Henker; ich erlitt den Schmerz von allen Seiten, ohne einem einzigen ausweichen zu können, ich wurde jedoch durch die Hoffnung erhalten, welche mich zum Schweigen gebracht hatte. Das Ende dieser Discussion nahte, und mit ihr das Ende dieser tödtlichen Befürchtung, welche in unserem Hause herrschte. Das Gesetz war in die Pairskammer gebracht worden und durch eine Vorsicht, deren Zweck nichts mich errathen ließ, hatte Wilhelm meinem Vater mit der Hoffnung geschmeichelt, daß dieses Gesetz von der Kammer verworfen werden würde, welcher er das bedeutendste Vorrecht rauben würde. Dank dieser Hoffnung hatte ich einige Tage Ruhe erlangt, und die leichte Besserung in dem Befinden meines Vaters, welche sie herbeigeführt hatten, ließ mich hoffen, daß ein regelmäßigeres und von heftigen Aufregungen befreites Leben bald seine Gesundheit wiederherstellen würde. Wilhelm schien mir selbst auf seine schändliche Absicht verzichtet zu haben, er brachte keine Journale mehr und sagte, daß sie von keiner Bedeutung seyen, und daß das Gesetz nicht lange discutirt werden würde."

„Mit einer gewöhnlichen Schwachheit beurtheilte

ich die Beharrlichkeit Anderer nach der meinigen, glaubte daß mein Mann der schrecklichen Rolle, die er sich zugetheilt hatte, müde sey, und bewahrte keine andere Bangigkeit, als die, daß er sein Unternehmen fortsetzen würde, wenn die Discussion des Gesetzes sich erneure. Ich fand schon einiges Vertrauen in der Zukunft, und ich verscheuchte die Voraussicht neuer Gefahren, denn diese waren eine sehr schwere Last für mich. Ein und zwanzig Tage beruhigten, so zu sagen, meine Unruhe; während einer langen Unterhaltung, welche in der Familie statt hatte, war alle Politik vergessen, und wir hatten nur von Reiseprojekten, von einer glücklichen Zukunft und von der einzigen Sorge gesprochen, den Reichthum, geschützt vor jeder Revolution, zu genießen. Wenn der Abend kam, zog ich mich mit freudigem Herzen zurück, und ich gab mich gerne dem Schlafe hin, welchen ich so lange Zeit bekämpft hatte. Uebrigens war ich ruhig, weil ich die Thüre meines Vaters festverschlossen hatte, und niemand zu ihm hinein konnte. Plötzlich wurde ich durch ein Schmettern aufgeweckt Ich erhebe mich eilig, ich sehe meinen Mann mit einigen Bedienten hereintreten, welche die Thüre gesprengt hatten: „„Was gibt es?““ rief ich, indem ich mich gegen meinen Vater stürzte.

„„Wie?““ rief mein Mann mit Heftigkeit, „„seit einer halben Stunde klingelt Ihr Vater wie verzweifelt, und Sie, die Sie so nahe bei ihm sind, Sie fragen, was es gibt, und seit zehn Minuten, die wir fruchtlos an der Thüre klopfen, weigern Sie sich zu öffnen.““

„„Ich!““ rief ich, „„ich schlief.““

„„Wir trafen Sie auf!““

„Bei diesem Worte glaubte ich, das Verbrechen zu sehen, welches begangen worden war, und die Berechnung, mich desselben anzuklagen. Ich wandte mich gegen meinen Vater. Er saß auf seinem Bette und sagte lachend zu uns:

„„Ha, Ihr seyd alle Narren. Ich habe geläutet,

weil ich dieses arme Kind nicht aufwecken wollte, ich habe stärker geläutet, als ich niemand kommen sah, und ich muß sagen, daß ihre Ungeduld ziemlich heftig war, denn ich schickte mich an aufzustehen und die Thüre zu öffnen, als Ihr sie eingebrochen habt."

„„Und was wollen Sie denn, mein Vater?""

„„Nichts, als ein wenig Tisane, die, die ich auf meinem Tische, nahe bei mir fand, hatte einen so ekelhaften Geruch, daß ich sie nicht nehmen konnte.""

„Ich wollte mich der Tasse bemächtigen, aber mein Mann nahm sie weg, schüttete ihren Inhalt in die Asche und sagte:

„„Das ist die Sorge, die Sie für Ihren Vater haben, da lohnt es sich nicht der Mühe, uns die Thüre zu verschließen.'"

„Ich schwöre es noch einmal, das verstörte Gesicht meines Mannes, die Sorgfalt, die er sich nahm, dieses Getränk bei Seite zu schaffen, dessen Geruch meinen Vater angeekelt hatte, dieses alles überzeugte mich, daß ein Verbrechen versucht worden sey, und ich erbebte vor dem Zusammentreffen der Umstände, durch welche man mich für dasselbe verantwortlich gemacht hätte, wenn es gelungen wäre."

„Mein Vater nahm eine Tasse Tisane, welche ihm durch meinen Mann dargereicht wurde, während ich dastand, vernichtet durch den Gedanken an die Gefahr, welcher ich und er entronnen waren."

„„Jetzt,"" sagte mein Vater lachend, „„da der Schrecken vorbei ist, gehen Sie weg, denn ich fühle mich in der Stimmung, noch etwas zu ruhen.""

„Alles ging fort, ich allein blieb."

„„Nun, Du gehst nicht wieder zu Bett?"" sagte mein Vater.

„„Ach, mein Gott, mein Gott!"" rief ich aus, Thränen vergießend, „„beschütze mich!""

„„Was hast Du denn, Louise, was hast Du denn? Warum antwortest Du nicht, was hast Du denn?""

„„O, fragen Sie mich nicht, mein Vate, aber aus Gnade, aus Barmherzigkeit, essen Sie nichts trinken Sie nichts, außer was ich Ihnen dargereicht habe.““

„„Louise, Louise, Du bist eine Thörin, denkst Du an das Gewicht Deiner Worte?““

„„Hören Sie mich, mein Vater, hören Sie mich; erinnern Sie sich dieses schrecklichen Abends, an welchem Wilhelm Sie zwang, Ihren Eid einzuschicken.““

„„Ja.““

„„Nun so vernehmen Sie, was ich ihn sagen hörte, als er von Ihnen weggegangen war.““

„Und ich wiederholte ihm die Worte Wilhelms und die des Herrn Carin, ich erklärte ihm jetzt, wie sehr ich über alle die Unklugheiten erschrocken gewesen sey, zu welchen man ihn hingerissen hatte. Ich sagte ihm, warum ich mich immer so an seine Seite gesetzt habe, ich sagte ihm endlich Alles.“

„Die Erbitterung meines Vaters stieg aufs Höchste, er sprach von nichts, als Rache, und befahl mir das tiefste Stillschweigen gegen Wilhelm.“

„„Er wird sich nicht für geschlagen halten,““ sagte er zu mir, „„er wird wieder anfangen und wenn ich einmal Beweise seines Verbrechens in Händen habe, dann wird es an mir seyn, ihn zum Gehorsam zu bringen.““

„Ich habe mich des Wortes Erbitterung bedient, um Ihnen den Zorn meines Vaters zu zeichnen, denn es war in Wahrheit weder Erstaunen, noch Unwillen. Sein einziger Gedanke war Böses mit Bösem zu ver, gelten, und das was er vernommen hatte zu benützen Ich hatte meinen Vater gerettet, aber nun sah ich ihn unaufhörlich versuchen, meinem Mann eine Falle zu stellen, um ihn verderben zu können. Was soll ich Ihnen sagen? Am folgenden Morgen empfing mein Vater Wilhelm mit Danksagungen voll von Güte über seine Unruhe in der vergangenen Nacht. Ich wurde be-

schämt, eine Thüre geschlossen zu haben, welche einem so trefflichen Schwiegersohne Tag und Nacht offen bleiben müsse."

„Aber Wilhelm merkte die Falle, oder vielleicht bedurfte er dieses Scharfsinns nicht, vielleicht war er, während ich ihn anschuldigte, hinter derselben Thüre, welche ihm jetzt offen stand, die er aber nicht öffnete. Um Wilhelm die Möglichkeit eines neuen Versuchs zu lassen, verlangte mein Vater, daß ich sein Appartement verlasse. Ich gehorchte. Ich war matt von so vielen Schrecken; mein Herz und mein Kopf vermochten nicht mehr, den Abscheu zu ertragen, von dem ich belagert war. Alle Morgen erwartete ich zu vernehmen, entweder, daß mein Vat:r todt sey, oder daß ich die Behörden erscheinen sehe, welche von ihm gegen meinen Mann angerufen worden. Doch nichts von dem ereignete sich, und acht Tage darnach, sagte mir mein Vater, welcher durch Wilhelm sicher gemacht worden, daß ich eine Thörin sey, deren Einbildungskraft die traurigsten Geschichten ersonnen habe. Es scheint, Eduard, daß mein Unglück nicht weiter gehen konnte. Enttäuschen Sie sich, dieses einfältige Wort, welches mir mein Vater lächelnd gesagt hatte, wandte mein Mann ernst gegen mich an. Ich wurde den Aerzten übergeben, und als Beweis der Narrheit wagte er, ihnen Alles zu sagen, was ich gegen ihn gedacht hatte. Ob einer solchen Frau bedauerte man den unglücklichen Mann, und ich wurde einer immerwährenden Aufsicht unterworfen. Zwei Monate später und als das Gesetz, welches die Erblichkeit der Pairie abschaffte, votirt war, starb mein Vater. Wilhelm kündigte es mir an, in meinem Unwillen konnte ich mich nicht enthalten zu rufen:

„„Es ist zu spät, nicht wahr?""

„Der Arzt war zugegen und sagte ganz leise:

„„Das ist eine fixe Idee.""

„Acht Tage darauf war ich in einer Krankenanstalt,

es ist die, aus welcher ich Ihnen schreibe, Eduard. Ich bewohne sie seit einem Jahre, und ich werde bald darin sterben, wenn Sie mich nicht aus derselben befreien."

Das Manuscript war zu Ende und der Teufel stand vor dem Baron.

„Wo sind wir denn," rief Luizzi.

„In einem Irrenhause," entgegnete der Teufel.

„Und diese Frau, die schlief?"

„Ist Frau von Carin."

„Ist sie denn närrisch?" versetzte Luizzi.

„Frage die Aerzte."

„Hat ihr Mann alle diese Verbrechen versucht?"

„Frage die Justiz."

„Wie kann sie es wissen," bemerkte Luizzi.

„Indem sie sich an den wendet, welcher Alles weiß."

„Nicht wahr, an Dich, Satan? Nun sage mir die Wahrheit."

„Gut!" sagte der Teufel, indem er pfiff; „Du wirst sagen, ich verläumde die Gesellschaft. Aber hast Du in dieser Geschichte nichts errathen?"

„Ich habe errathen, daß ich wahrscheinlich die zwanzig Monate, die ich Dir hingegeben, geschlafen habe."

„Du hast Tage, an welchen Du vernünftig bist."

„Und während dieser Zeit hat sich eine Revolution ereignet?"

„Das heißt eine drollige Komödie."

„Ich denke, daß Du mir es erzählen wirst; denn ich kann nicht in die Welt zurückkehren, ohne die Einzelnheiten eines so bedeutungsvollen Ereignisses zu kennen."

„Du verlangst viel von mir: Unverschämtere Glückskinder als die waren, welche sie ersetzt haben, gemeinere Servilitäten, als die, aus deren Verachtung man sich eine Ehre machte, eine ungeordnete Opposition von

Seite der Menschen, welche jede Opposition verdammt hatten. Dieselben Fehler, dieselben Verbrechen, dieselben Dummheiten, nur in einer anderen Livree; das ist Alles."

„Ich will sie kennen lernen."

„Wohlan, vielleicht werde ich sie Dir erzählen, wenn die Aufgabe, welche Du noch zu lösen hast, Dir Zeit läßt, mich zu hören."

„Welches ist denn diese Aufgabe."

„Henriette Buré ist hier, und Deine Schwester, jenes junge Mädchen, welches Du bei Madame Dilois gesehen hast, stirbt im Elend."

„Sie müssen gerettet werden."

„Wohlan es sey. Gehen wir gleich. Folge mir."

Und der Teufel ging voran.

VI.

Eine Chouans-Scene.

Es handelte sich darum, aus dem Irrenhause zu entfliehen, und Luizzi folgte dem Teufel. Solang sie in diesem ungeheuren Gebäude liefen, ging Alles auf das Beste von der Welt, Thüren und Mauern öffneten sich vor dem Satan, um ihn einen leichten Durchgang zu verschaffen, und Luizzi schlüpfte schnell hinter ihm nach. So wie sie aber auf dem freien Felde waren, hatte Luizzi viele Mühe seinem höllischen Führer zu folgen. Die Nacht war rabenschwarz; ein heftiger Wind jagte auf das Gesicht Armands einen unaufhörlichen, eisigen Regen. Die Erde dieses Weges, durch den Regen weich gemacht, hing sich an die Schuhe des Barons und ließen ihn wie auf einer Art von Stelzschuhen von Koth einhergehen, bis endlich der Koth selbst die Schuhe

auszog und unserm Freunde einen Fuß in der Luft ließ, so daß er in der Finsterniß seinen Schuh in dem Schmutze suchen mußte. Satan ging mit einer solchen Leichtigkeit auf diesem abscheulichen Erdreiche, als wenn er auf glühenden Kohlen ginge, womit gewöhnlich die Straßen seines Reichs macadamisirt sind. Er blieb schweigend stehen, wenn Armand anhielt und wie ein Ketzer schrie; er erwartete geduldig bis dieser seine Schuhe wieder angezogen hatte. Sie befanden sich gerade in einem Hohlwege, der von beiden Seiten durch steile Abhänge gebildet war, welche undurchdringliche Hecken bedeckten. Von Zeit zu Zeit erhoben sich große Eichen, oder hundertjährige Ulmen aus der Mitte der Hecke und streckten ihre ungeheuren Arme über den schmalen Weg aus, den sie nicht blos nach seiner ganzen Breite bedeckten, den sie vielmehr auch überragten, indem sie sich auf die entgegengesetzte Hecke herabsenkten.

Wie eine Truppe luftiger Reiter im Galopp ansprengt, so strich der Wind mit einem Zuge durch die Bäume und Hecken, er schrie und heulte, und brachte auch Wolken von Blättern mit sich, welche in der Nacht einem Fluge von Vögeln glich, die eiligst fliehen. Dann hielten diese unsichtbaren Escadronen plötzlich an, als wenn sie mächtigern begegnet wären, sie schienen geworfen, man hörte sie zurückweichen und dann in ungleichen und klagenden Stoßwinden wiederkommen; die umhergestreuten Blätter wurden vom Wirbelwind herumgetrieben und fielen hie und da auf die feuchte Erde nieder, gleich einem Fluge Sperlinge, welcher durch die Bleischrote eines Flintenschusses auseinander gesprengt und decimirt worden ist. Dann schwieg dieser große Lärm auf einen Augenblick, um das Plätschern des auf die Bäume fallenden Regens, den traurigen Schrei einer Eule, oder den fernen Ruf eines Hahns hören zu lassen. Das Ungewitter begann nun wieder, gehend, kommend, streitend, schlagend mit großen starken Streichen, und mit einem scharfen Pfeifen. Es

war nicht eines jener siedenden und herrlichen Gewitter, die von mächtigen Blitzen durchfurcht sind, die majestätisch durch das Brüllen des Donners sprechen, die in die Seele einen heiligen Schrecken voll von Bewunderung werfen, denen man sich mit entblößtem Haupte aussetzt, um sich von ihren glühenden Ausdünstungen anfüllen zu lassen und ihre elektrische Atmosphäre einzuathmen; aber es war eines von jenen schwarzen Gewittern, welche den Körper durch Kälte und das Herz mit Traurigkeit erfüllen, eines jener Ungewitter, bei welchen man sorgsam seine Fenster und seine Thüre schließt, um sich neben den brennenden Feuerherd zu setzen, oder sich in die Decken seines Bettes zu wickeln.

Indessen folgte Luizzi dem Teufel immer, und er hatte so genug zu schaffen um ihm zu folgen, daß er ihn nicht fragte. Je weiter sie kamen, um so größer wurden die Schwierigkeiten des Marsches, und der Baron schrie endlich in einer Aufwallung von Ungeduld:

„Es ist der Weg zur Hölle, auf dem wir sind."

„Der Weg zur Hölle, mein Meister, ist leicht und nur einer. Er hat in der Mitte eine schöne Chaussée für die Leute im Wagen und Trottoir's von Asphalt für die Fußgänger, er ist durch grün belaubte Bäume beschattet, er ist begrenzt durch große Linden und durch niedliche Häuser mit anmuthigen Schenken, durch große Restaurationen mit Roulettespielen, die wie Prinzen logirt, und durch Freudenmädchen, die wie ehrbare Frauen gekleidet sind. Man ißt, man trinkt, man schläft dort, man freut sich da seiner Gesundheit, seines Lebens und seines Reichthums zu jeder Stunde und mit jedem Schritte; der Weg zur Hölle ist fast eben so schön als der Boulevard der Italiener eines Tages werden wird.

„Dann ist dieser hier wahrscheinlich der Weg der Tugend?" entgegnete der Baron hohnlächelnd.

„Vielleicht."

„In diesem Falle ist er rauh und unfreundlich."

„Bist Du schon müde," sagte der Teufel. „Du bist überdies nicht ein Kind, kaum gekleidet, und kaum genährt, wie die dieses Landes; Du bist nicht ein blinder Greis, gebückt am Stabe; Du bist nicht ein blasses und kraftloses Mädchen, und Du folgst nicht diesem Wege, um einer Unglücklichen, die Du nicht kennst, Hülfe zu bringen; Du bist ein Mann in der Kraft des Alters, und Du laufst um Dich selbst zu retten, und das Glück und die Freiheit wieder zu finden."

„Wenn auch," entgegnete Luizzi, „so bezweifle ich doch sehr, daß es andere menschliche Wesen gibt, welche zu einer solchen Stunde und bei einem solchen Wetter spazieren gehen, es müßten denn Diebe seyn, und im Allgemeinen sind diese Herren nicht schwache Kinder, nicht blinde Greise und auch nicht blasse und kraftlose Mädchen."

„Am Ende dieses Wegs, an der Stelle, wo er sich mit mehreren Fußwegen kreuzt, wirst Du dem Kinde, dem Greise und dem jungen Mädchen begegnen, bitte sie um eine Zufluchtsstätte für diese Nacht."

„Unter welchem Vorwande?"

„Du wirst ihnen sagen, daß Du ein verirrter Reisender bist."

„Diese Leute da aber werden mir nicht glauben, denn es ist nicht natürlich, daß ein Mann von Stand mitten in der Nacht zu Fuß und nachdem er den Weg verloren hat, komme. Sie werden mich für einen Dieb halten."

„Gibt es denn in der Welt nichts zwischen den Reichen, die auf den Heerstraßen in ihren Wagen und mit Postpferden fahren und zwischen dem Diebe, der bei Nacht auf geheimen Fußsteigen schleicht. Es gibt die Oekonomie, es gibt die Armuth, es gibt das Unglück, welche ebenso gut den Stürmen trotzen."

„Aber wenn sie mich nach meinem Namen fragen, wie werden sie glauben, daß der Baron Luizzi in einem solchen Aufzuge in diesem Lande sey?"

„Wenn Du Ihnen sagst, daß Du der Baron von Luizzi bist, so werden sie Dich packen, als den Narren, der aus dem Irrenhause entsprungen ist, welches wir so eben verlassen haben; denn Dein Name muß in der Nachbarschaft bekannt seyn. Suche einen Namen und ein Gewerbe, und richte Alles so ein, um Dich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen."

„Du willst mich also darin lassen?"

„Was habe ich Dir versprochen? Dir die Freiheit zu geben; Du bist frei; Dein Vermögen, Du wirst in Paris Deine 200,000 Livres Rente wieder finden. Dein Banquier hat im Gegensatze zu vielen anderen die Juli-Revolution benützt, um seine Geschäfte wieder herzustellen, und Rigot ist mit seinen Ansprüchen auf Deine Güter abgewiesen worden."

„Du hast mir versprochen, mir auch meinen guten Ruf wieder zurückzugeben."

„Du bist von dem Assisenhofe freigesprochen worden; die ganze Welt zeugte zu Deinem Vortheile, indem sie erklärte, daß Du schon seit langer Zeit an Geistesverirrung leidest, und da der Notar genesen ist, und sich wohl befindet, hat man aus der Sache sehr wenig gemacht."

„Auf diese Art werde ich in die Gesellschaft, wie eine Art von einem befreiten Galeerensklaven wieder eintreten."

„Du irrst, mein Meister, das Verbrechen, welches Du begangen hast, ist eines von denen, welche die Gesellschaft leicht verzeiht."

„Warum das, weil es keine augenscheinlichen Motive hat. Wenn Du versucht hättest, einen Menschen zu tödten, um ihm sein Geld, oder seine Frau, oder seinen Namen zu nehmen, dann würdest Du ein Elender seyn. Wenn Du versucht hättest, ihn aus Rache oder Haß zu tödten, dann wärst Du ein schrecklich Lasterhafter; aber Du hast ihn tödten wollen, um ihn zu tödten, und da bist Du von Monomanie befallen, ein von Schwin-

del ergriffener Mensch, für welchen die Wissenschaft eine Menge unwiderlegbarer Argumente hat, die Dich sehr interessant machen. Das ist eine ganz neue Erfindung, welche ich dem jungen Barreau verdanke und von der ich hoffe, sie in meinem Interesse Früchte bringen zu sehen. Uebrigens ist Deine Sache in Mitte des großen Sturmes, welcher Frankreich aufregte, ganz unbemerkt vorübergegangen. Der größte Theil der Leute, welche Dich kennen, wissen es nicht mehr, und da Du Deinen Aufenthalt änderst, wirst Du ein ganz neuer Mensch für den seyn, in den Du eintreten willst."

„Aber wie weit bin ich denn von Paris?"

„Vierundzwanzig Stunden?"

„In welcher Gegend?"

„In der Gemeinde Vitré."

„Wie werde ich ohne Geld in die Hauptstadt kommen können?"

„Das ist meine Sache nicht."

„Aber es muß ein Mittel geben, sich solches zu verschaffen."

„Es gibt deren drei: borgen, stehlen, gewinnen, Du kannst sie aussuchen. Was mich betrifft, so habe ich mein Versprechen gehalten. Lebewohl."

Und als sie an den Ort kamen, wo der Weg sich in mehrere Fußsteige theilte, verschwand der Teufel und Luizzi befand sich einige Schritte von einer kleinen Gruppe von Menschen entfernt, an welcher er vorüber gehen wollte."

„Wer geht da?" rief eine starke Stimme.

„Ach!" sagte Luizzi, „ich bin ein armer Reisender, der von einer Truppe von Räubern angehalten wurde. Sie haben mir mein Geld und meine Papiere geraubt, nachdem sie mich in ein kleines Holz geschleppt hatten, und ich habe mich verirrt, indem ich die Heerstraße von Laval nach Vitré suchen wollte."

Kaum hatte Luizzi geendet, als ein Kind von ungefähr zwölf Jahren, welches, ihn aufmerksam betrach-

tend, um ihn herumgegangen war, mit einer etwas verächtlichen Stimme rief:

„Das ist ein Herr, Großvater."

„Betrachte ihn genau, Matthäus!" sagte der Greis.

Sogleich fragte eine Frau mit sanfter Stimme: „Was wünschen Sie, guter Mann?"

„Eine Zufluchtsstätte für diese Nacht, wenn es Sie nicht stört."

„Das stört uns nicht, mein Herr," sagte der Greis, „man schläft bei uns diese Nacht wenig, und einer mehr oder weniger um den Kamin, das wird den Uebrigen nicht erfrieren machen. Kommen Sie also, mein Herr, und folgen Sie uns; Sie werden es nöthig haben, sich zu wärmen."

„Großvater Bruno," sagte das Kind, „wir sind auf zwei Flintenschüsse vom Haus und ich will voranlaufen und es sagen, daß nebst der Schwester Angelika ein Herr da ist. Jetzt kann man nicht mehr fehlen, Sie haben weiter nichts zu thun, als ganz gerade auszugehen."

„Es ist gut," antwortete der Greis, indem er sich auf dem Fußsteige zurecht richtete, auf welchen sein Enkel ihn geführt hatte.

„Beeilen wir uns."

Luizzi erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher der Blinde seine Fabel aufgenommen hatte, aber er erstaunte noch mehr, als dieser zu ihm von seinem imaginären Abenteuer, wie von einer ganz natürlichen Sache sprach.

„Waren Die, die Sie angegriffen haben, zahlreich?"

„Ein Dutzend," antwortete Luizzi, dessen Eitelkeit mit der Zahl seiner Besieger nicht kargte.

„Und haben Sie unter diesen nicht einen großen, magern Mann mit einem Ziegenfelle auf dem Rücken und mit einer rothen Mütze unter dem Hute bemerkt?"

„In der That," sagte Luizzi, „ich glaubte einen

sehr großen Mann, der auf diese Art gekleidet war, wie Sie sagen, bemerkt zu haben."

„Dessen war ich sicher," antwortete der Blinde, „es ist die Bande Bertrands! O, wenn ich nicht die Augen verloren hätte, der alte Lump würde es nicht wagen, sich in der Gegend herumzutreiben, er weiß, daß ich sicher ziele, oder vielmehr, daß ich früher sicher zielte."

„Aber," sagte die Schwester Angelika, welche zur Seite des Greises ging, „war denn dieser Bertrand nicht Ihr Freund?"

„Ja, ja, aus den Zeiten der Republik, wir haben zusammengerufen: „„Es lebe der König!"" und ich glaube wohl, daß er, wenn ich ihn nicht halbtodt von der Haide von Croix-Bataille weggeschleppt hätte, längst dort schon mit den heiligen Priestern begraben seyn würde, welche an jenem blutigen Tage zu Grunde gegangen sind. Aber zu jener Zeit führten wir einen guten Krieg, wir griffen nicht einsam stehende Häuser an, um sie zu plündern und uns in Wein vollzutrinken, wir hielten nicht die Reisenden an, die sich auf dem Wege verspätet hatten, um sie zu entblößen und auszurauben, denn sie haben Euch Alles genommen, diese Räuber, nicht wahr, mein Herr."

„Alles, ganz und gar Alles," antwortete der Baron.

„Hm, das sind feige Taugenichtse!" sagte der Vater Bruno.

„Sie haben mir aber dennoch gesagt, daß sie sich vor einigen Stunden brav geschlagen haben," sagte die barmherzige Schwester.

„Das ist wahr, und wenn sie, statt den Rückzug der rothen Hosen zu begünstigen, welchen sie die Barrieren der geschlossenen Maierei öffneten, sie im Rücken gefaßt haben würden, so wäre nicht einer von ihnen am Leben geblieben."

„War das in dem Augenblick, als der Offizier,

welcher verwundet worden war, sich zu Ihnen flüchtete," fragte die Schwester Angelika.

„Er hat sich nicht dahin geflüchtet, er wurde an der Hecke des Hofs verwundet, und wie er der Erste gewesen war, beim Vorrücken, so war er der Letzte beim Rückzuge. So kam es, daß seine Soldaten, die ihn nicht hatten fallen sehen, weil sie schon ferne waren, und daß die Chouans, welche sie verfolgten, an ihm vorüber liefen, indem sie ihn ohne Zweifel für todt hielten. Ungefähr zwei Stunden hernach, als wir um das Haus her gingen, haben wir ihn auf der Erde liegend bemerkt und zu uns hineingeschafft. Mein Sohn Jakob holte den Arzt und da sich keiner von unsern Burschen fand, der sich bestimmen ließ, Sie zu holen, so bin ich selbst gegangen. Nur hat mich, da ich vor sechs Monaten das Unglück hatte, die Augen zu verlieren, und den Weg nicht mehr selbst finden konnte, Matthäus begleitet."

Indem er so sprach, kamen der alte Bruno, die Schwester Angelika und Luizzi an den Eingang eines kleinen, eingezäunten, durch eine Barrière geschlossenen Platzes. Ein kleiner Durchgang war von jeder Seite frei, und als unsere drei Reisenden eingetreten waren, konnte der Baron, welchen das Herbeikommen zweier ihn neugierig beriechenden Hunde beunruhigt hatte, eine ziemlich lange Reihe ungleicher Gebäude bemerken die nichts als ein Erdgeschoß hatten. Eine Thüre war geöffnet und in das Innere des Hauses, welches durch ein lebhaftes Licht erhellt war, sehen ließ, wenn nicht einige Personen vor derselben gestanden wären.

„Seyd Ihr's, Vater," rief eine starke Stimme, während Wind und Regen sich verdoppelten.

„Ich bin es, Jacob," sagte der Greis.

Sogleich wurde die Thüre frei, die, welche sie besetzt hatten, zogen sich zurück. Der Greis trat zuerst ein, und entledigte sich eines Mantels von Ziegenhaaren, und sein Enkel hing ihn an einen Nagel in

dem Innern des Rauchfangs, wo schon mehrere andere zum Trocknen aufgehangen waren.

Der Mann, welcher gesprochen hatte, saß an einer Ecke des Kamins, den Fuß auf einen Hacken des Kessels mit einem ungeheuren Feuerbocke gestützt, die Ellbogen auf seinem Knie, das Kinn in der Hand. Er folgte mit aufmerksamem Blicke dem kleinen Matthäus, welcher seinen Großvater führte, und neben das Feuer setzte, dann wandte er sich gegen die barmherzige Schwester, welcher eine Magd einen großen schwarzen Schleier abgenommen hatte, und sagte, indem er mit dem Finger auf eine Thüre wieß:

„Hier ist die Frau mit dem Kranken, gehen Sie einen Augenblick hinein, Sie werden die Verordnung sehen, welche der Arzt zurückgelassen hat, und wie er sagte ihnen gezeigt werden soll. Wenn es nichts Eiliges darin gibt, so kommen Sie zurück, um sich ein wenig zu trocknen, denn es ist heute abscheuliches Wetter."

Die barmherzige Schwester ging in das Zimmer, welches ihr gezeigt worden war, und der Herr des Hauses wandte sich dann an den Baron und sagte:

„Setzen Sie sich, mein Herr, und wärmen Sie sich. Sie haben Ihnen nicht einmal einen Mantel gelassen, um sich zu schützen?" Dann, als er die Kleider des Barons sah, von welchen das Wasser rann, fügte er bei: „Sie können so nicht bleiben, davon könnte selbst ein Frosch einen Schnupfen bekommen."

„Frau," rief er, „Du bringst Wäsche und Kleider in das Zimmer des Verwundeten, und Ihr laßt den Herrn einen kurzen Augenblick allein, um sich anzukleiden."

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wir haben nur diese zwei Zimmer, und wir müssen uns behelfen, wie wir können."

Luizzi dankte dem Bauern, und dieser rief mit erzürnter Stimme:

„Wer hat diese Thüre offen gelassen? Wollt Ihr,

daß man uns die Gewehrkugeln bis an unsern Feuerheerd hereinschicke? Macht zu und schiebt die Riegel vor."

„Vater, ich war es," sagte der kleine Matthäus, „aber Lyon und Bellot sind in dem Hofe, und diese lassen keinen Fremden herankommen."

„Es ist gut," sagte Jakob besänftigt, dann murmelte er zwischen den Zähnen: „es sind nicht die, welche die Hunde nicht kennen, die ich fürchte, es sind die, welche hier oft als Freunde eingetreten sind."

„Du hast Recht," erwiederte der blinde Alte, welcher seine Füße auf die Holzschuhe gesetzt hatte, wie auf eine Art Fußschemel, um sie der Wärme des Feuers besser auszusetzen. „Du hast recht, nach dem, was mir dieser Herr gesagt hat, ist es Bertrands Bande, die ihn angegriffen hat."

„Kennen Sie diesen Bertrand?" sagte Jakob.

„Nein," sagte Luizzi, „aber nach dem Porträt, wleches mir Ihr Vater entworfen hat, ist er ein sehr großer Mann ...."

„Es gibt mehr als einen Chouan von Bertrands Wuchs, und wenn Sie ihn nicht gesehen haben ...."

„Es war Nacht, als er meinen Wagen anhielt," entgegnete Luizzi.

„Ihren Wagen," sagte Jacob mit erstaunter Miene; „wo das?"

„Auf der Straße von Vitré nach Lavale," sagte Luizzi, der schon bereute, das Wort Wagen ausgesprochen zu haben.

„Und Sie kamen?"

;,Von Vitrè," antwortete Luizzi, mehr und mehr verlegen.

„Und was ist aus den Pferden und dem Postillon geworden, der sie führte?"

„Ich gestehe Ihnen, daß ich das nicht weiß," antwortete der Baron.

„Bon fils," sagte der Hausherr zu einem Bur-

schen, welcher eine Heugabel in einer Ecke dieses großen Zimmers ausbesserte, „Du gehst auf die Post, um Dich nach dem angehaltenen Wagen zu erkundigen.“

„Wie lange ist es ungefähr?“

„Zwei Stunden,“ sagte der Baron, ohne sich zu bedenken.

„Zwei Stunden,“ wiederholte Jakob; „das ist sonderbar.“

Indem er diese Worte aussprach, warf er einen argwöhnischen Blick auf Luizzi; aber in dem nämlichen Augenblick kam Marianne, Jakobs Frau, und sagte:

„In dem Zimmer ist Alles für den Herrn bereitet.“

Jakob gab dem Baron ein Zeichen, hineinzugehen, und folgte ihm aufmerksam mit den Augen. Als Armand durch die Thüre ging, die in das Zimmer des Kranken führte, begegnete er der barmherzigen Schwester, welche herauskam, und sah zum ersten Mal ihr Gesicht. Die Züge dieser Frau machten den Baron betroffen, wie die einer Person, welche er irgendwo gesehen hatte, und es schien ihm, daß sein Gesicht dieselbige Wirkung auf die barmherzige Schwester habe: denn sie blieb plötzlich stehen, und ein leichter Ausruf entschlüpfte ihr. Beide gingen jedoch zu schnell an einander vorüber, als daß jemand außer ihnen diese Bewegung bemerkt hätte. Luizzi befand sich in einem Zimmer, welches weniger geräumig war, als das erste; eine der Ecken war durch ein Bett mit Säulen, durch einen Vorhang von grüner Sarsche ganz geschlossen, eingenommen, und das Licht, welches eine kleine Lampe, am Fuße des Bettes verbreitete, konnte nicht bis zu dem Kranken dringen. Luizzi sah auf einem Stuhle die ihm bestimmten Kleider. Er kleidete sich an, suchte jedoch hiebei immer sich zu erinnern, an welchem Orte und zu welcher Zeit er dieser barmherzigen Schwester begegnet haben könne; aber sein Gedächtniß, welches ihm sonst so stark geschienen, verließ ihn gänzlich, und er folgerte, daß er durch die Aehnlichkeit der Schwester

Angelika mit irgend einer Person seiner Bekanntschaft getäuscht worden sey.

Luizzi benützte auch diesen ersten Augenblick der Einsamkeit, um über seine Lage nachzudenken. Er erkannte, daß er, Dank seiner Unklugheit, ganz und gar gleichgültig geworden, und daß die Manie, immer zu sagen: „Meine Leute, mein Wagen," sein angebliches Abenteuer ziemlich schwer erklärbar gemacht habe. In der That verschwindet auch ein Wagen nicht, ohne daß man eine Spur findet; er sann daher darüber nach: wie er sich aus dieser Verlegenheit retten könne, und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht seinen Namen dem verwundeten Offiziere anvertrauen und sich unter dessen Schutz stellen könne. Wenn dieses ein junger Mann ist, sagte Luizzi zu sich, so wird er sich leicht überreden lassen, daß ich ohne Grund in einem Irrenhause eingesperrt war, und er wird mir nach Paris zu kommen helfen. Um sich über seine Hoffnung zu versichern, öffnete der Baron den Vorhang, allein er konnte das durch den Schatten des Vorhangs bedeckte Gesicht des Kranken nicht unterscheiden, und er wollte eben die Lampe zu Hülfe nehmen, als er Jakob unter der halb geöffneten Thüre sah und dieser zu ihm sagte:

„Sie sind neugierig, mein Herr."

Luizzi, durch diese Anrede überrascht, wollte seine Geistesgegenwart zeigen, und antwortete mit leichtsinniger Unbedachtsamkeit:

„Ich habe einige Freunde, welche in dem Regimente dienen, das in diesem Lande garnisonirt, und ich fürchtete, daß es einer von ihnen sey, welcher verwundet worden, daher wollte ich mich überzeugen."

„Da würde es genügt haben, uns um seinen Namen zu fragen," sagte Jakob.

„Wissen Sie ihn?"

„Ja."

„Und wie nennt er sich?"

„Sagen Sie mir erst, wie sich ihre Freunde nennen."

Der Baron warf auf gut Glück einige Namen hin, und der Bauer antwortete trocken.

„Der ist es nicht.“ Dann fügte er rauh hinzu: „Man erwartet Sie beim Abendessen.“

Luizzi folgte dieser Einladung, und kehrte in das große Zimmer zurück. Während seiner Abwesenheit hatte man das Tischtuch auf den langen Tisch gelegt, welcher in der Mitte stand. Ein Stuhl für den Hausherrn stand oben, und die übrigen Tischgenossen saßen auf beiden Seiten auf hölzernen Bänken. Außer den schon genannten Personen waren noch zwei Mägde und drei Arbeitsbursche gegenwärtig. Das ganze Abendessen bestand aus einer Schüssel Kraut mit Fladen von Buchwaizen. Als Luizzi den ihm bezeichneten Platz zwischen dem alten Bruno und seiner Schwiegertochter, gegenüber der barmherzigen Schwester, eingenommen hatte, sprach jedes für sich sein Benedikte und man setzte sich. Luizzi allein hatte an diesem Gebete keinen Theil genommen, und dieses wurde mißfällig bemerkt. Die kleinen Cider-Krüge standen da und dort auf dem Tische, und jeder bediente sich daraus nach Belieben. Jacob allein hatte eine Flasche Wein neben sich, doch bediente er sich derselben nicht, sondern begnügte sich, daraus seinem Vater und der Schwester Angelika einzuschenken, welche letztere es aber ablehnte.

„Trinken Sie! Trinken Sie!“ sagte er zu ihr, „das gibt Kraft, um eine schlaflose Nacht zuzubringen.“

„Ich bin an das Wachen gewöhnt, und es ist mir nicht Bedürfniß, Wein zu trinken,“ entgegnete die Schwester, „aber ich glaube, daß Sie besser thun würden, dem Herrn davon anzubieten, welchem wohl der Cider nicht behagen dürfte.“

Jacob schien unzufrieden über diese Bemerkung der jungen Ordensschwester, doch wagte er nicht, dieses zu offen zu zeigen, und er bot Luizzi die Flasche dar; aber dieser wies sie auch zurück, indem er sagte, er habe weder Hunger noch Durst. Dann fügte er bei:

„Ich habe um eine Zufluchtstätte für einige Stunden gebeten, und so wie der Tag erscheint, werde ich Sie von einem Lästigen befreien.“

„Wie es Ihnen beliebt, aber ich muß Sie in Kenntniß setzen, daß wir Ihnen kein Bett anbieten können.“

„Ich habe auch nicht darauf gerechnet,“ entgegnete der Baron, „und ich werde den Tag erwarten, indem ich mit der Schwester Angelika plaudere, wenn sie die Güte haben wird, mir es zu erlauben.“

Diese machte ein Zeichen der Zustimmung und schlug die Augen nieder, welche sie seit dem Beginne des Abendessens unabgewendet auf Luizzi gerichtet hatte. Luizzi betrachtete sie mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und ohne sich erinnern zu können, jemals dieses reine und schöne Gesicht gesehen zu haben, welches vor ihm war, sah er sich gezwungen, anzuerkennen, daß sie ihm dunkele Erinnerungen aufrege.

Das Abendessen war zu Ende, das tiefste Stillschweigen herrschte an dem Tische und ließ die Wuth des Sturmes vernehmen, welcher an den Thüren und Fensterläden heftig rüttelte. Alles schien sorgenvoll und verlegen, und Schwester Angelica sagte zu Jacob:

„Die Anordnung des Arztes bringt es mit sich, daß die Compressen des Verbandes in so viel als möglich kaltes Wasser eingetaucht werden, um die Schmerzen, die Aufregung zu beruhigen. Wenn ich Brunnenwasser haben könnte, so wäre dies vortrefflich.“

„Johann,“ sagte der Pächter, „zieh' einen Eimer Wasser herauf.“

Der Bursche ging hinaus und Luizzi bemerkte da, daß der, den sein Herr auf die Post zu gehen beauftragt hatte, nicht mehr im Hause war. Er sah eine neue Verlegenheit voraus, doch Jacob stand auf und sagte mit einer Simme voll von Laune.

„Wir wollen einen letzten Beitrag zur Genesung des Kranken machen, und die, welche diese Nacht schlafen müssen, legen sich jetzt nieder.“

Jeder schenkte sich zu trinken ein, und schickte sich an, die Mahlzeit zu beenden, um der Aufforderung Jacobs zu folgen, als ein Mann an der Thür erschien, welche der Bursche des Pächters offen gelassen hatte, und in einem spottenden Tone sagte:

„Ihr werdet nicht ohne mich trinken, hoffe ich."

Kaum hatte der Mann diese Worte ausgesprochen, als Alles aufstand und der alte Blinde, welcher ein Messer von dem Tische weggenommen hatte rief:

„Bertrand, das ist dieser Lumpe von Bertrand!"

Jacob hielt seinen Vater zurück, während alle übrigen Tischgenossen unbeweglich um den Tisch herstanden und den tiefen Schrecken, den sie empfanden, nicht verkennen ließen. Marianne, Jacobs Frau, hatte sich vor ihren Mann geworfen, aber dieser schob sie sanft zurück und sagte mit frostigem Tone zu dem Neuangekommenen:

„Wenn du Durst hast, hier ist Cider für Dich."

„Und Wein auch, wie ich sehe," sagte Bertrand, indem er vorwärts ging, um die Flasche zu ergreifen.

Er war ein Mann von einem sehr hohen Wuchse, seine rothen langen Haare, mit weißen Streifen untermischt, fielen auf seine Schultern herab, er trug das Ziegenfell, welches in der Regel alle Bauern der niedern Maine und der Bretagne tragen. Er war mit einer Doppelflinte bewaffnet, die einen gewissen Werth hatte und mit einem ziemlich geschmückten Jagdmesser. Man betrachtete sich, man erwartete in einem Zustande grausenhafter Bangigkeit, was sich ereignen würde, als Jakob die Flasche ergriff, deren sich Bertrand bemächtigen wollte, und mit entschlossenem Tone zu ihm sagte:

„Ich gebe, was ich anbiete, ich verweigere was man nehmen will."

„Wie du willst," sagte Bertrand, ohne durch diesen Widerstand aufgeregt zu scheinen.

Er erfaßte einen Ciderkrug und trank ihn in einem Zuge aus. Kaum war er damit fertig, als ein großer Lärm vor der Thüre entstand.

„Was giebts?“ fragte Jacob.

„Ich bin es,“ sagte Johann von außen. „Ich bin es.“

„Es ist das kalte Wasser für den Verwundeten,“ sagte Angelika. „Lassen Sie den Burschen herein.“

„Ah!“ sagte Bertrand mit finsterem Tone. „Der Officier ist also da. Laßt ihn herein,“ fügte er bei, „und bewacht die Thüre wohl.“

Der Knecht des Pächters trat herein und stellte seinen Wassereimer in eine Ecke.

„Schließe die Thüre,“ sagte sein Herr.

Der Knecht zögerte zu gehorchen.

„Laß die Thüre offen,“ sagte Bertrand, „meine Bursche können dann wenigstens das Feuer des Kamins sehen, das wird sie freuen.“

Sogleich pflanzten sich zwei Männer auf jeder Seite der Thüre auf, mit dem Leibe halb inner, halb außer dem Hause, ihre Flinten in der Hand.

„Ist Alles auf seinem Posten?“ sagte der Chouan.

„Ja,“ antwortete einer der beiden Schildwachen.

„Gut,“ erwiderte der Anführer der Chouans, welcher sich der Thüre genähert und einen Blick außer dem Hause geworfen hatte.

Jacob folgte ihm mit aufmerksamem Blicke, und Marianne folgte mit Bangigkeit den geringsten Bewegungen ihres Mannes.

„Und nun,“ begann Jacob, „wirst Du mir sagen, was Du willst.“

Bertrand setzte sich an den Feuerheerd; Jacob gab seiner Frau, seinem Sohne, seinem Dienstboten ein Zeichen, sich in den Hinterrund des Zimmers zurückzuziehen, und er stellte sich dem Kamine gegenüber an die Seite seines Vaters. Angelika und Luizzi traten zwischen den Chouan und den Bauern, und machten sich, so zu sagen, zu unbetheiligten Vermittlern und Rathgebern in der Frage, welche sich erheben würde. Bertrand spielte mit

gesenktem Haupte und verlegener Miene mit dem Riemen seiner Flinte, und schien nicht wagen zu wollen, zu sprechen. Man hörte nichts als das Ungewitter, welches von allen Seiten an das Haus schlug.

„Ich warte," sagte Jacob nach einem augenblicklichen Schweigen.

„Hast Du nicht einen Officier der Linie bei Dir aufgenommen, welcher verwundet wurde?" sagte Bertrand barsch und wie entzückt, endlich zum Sprechen veranlaßt zu seyn.

„Ja."

„Du mußt uns diesen Officier ausliefern."

„Er ist am Sterben," sagte die barmherzige Schwester, „und das hieße ihn tödten."

„Und wenn er sich sowohl befände als ich, so würde ich ihn nicht ausliefern," sagte verächtlich Jacob Bruno.

„Höre Jacob," entgegnete Bertrand, „ich bin als Freund hieher gekommen, und ich verlange in Güte von Dir, was ich mit Gewalt nehmen könnte."

„Es ist wahr," sagte Jacob, „Du kannst uns Alle hier tödten lassen, mich, meinen Vater, meine Frau, meine Kinder; Du kannst uns morden, wenn dieses Dein Vergnügen ist, Du kannst ...."

„Du weißt wohl, Jacob, daß ich dieses nicht thun werde," antwortete der Chouan ungeduldig, „obgleich Du dich geweigert hast, für die gute Sache in's Feld zu gehen."

„Du wirst es thun," antwortete der Pächter, „weil ich Dir den Officier nicht ausliefern werde, und weil Du, wenn Du ihn haben willst, über meinem Körper hinwegschreiten müßtest, um zu ihm zu gelangen."

„Du hast Dich sehr verändert, und Du liebst die neue Regierung sehr, weil Du Dich wegen eines Menschen, den Du nicht kennst, so blos stellst," entgegnete Bertrand kalt.

„Ich stelle mich blos, weil dieser Officier, wer er auch seyn mag, in meinem Hause ist, und weil ich nicht

will, daß man diesem Manne etwas zu Leid thue, ebenso wenig als meiner Frau, meinem Vater, und ....."

Jakob schien sich plötzlich in seinen eigenen Gedanken zu erhitzen, denn er rief:

„Ich will, daß man ihn so wenig als einen Strohhalm oder einen Nagel dieses Hauses berühre!"

„Man wird weder einen Nagel, noch einen Strohhalm berühren," sagte Bertrand; „aber dieser Officier ist ein Fremder, und Dir kann wenig daran liegen, ihn uns auszuliefern. Uebrigens höre mich: Diesen Morgen wurde Georges von zwei Gendarmen gefangen genommen, man brachte ihn in die Gefängniße von Angers. Wir brauchen Jemand der uns für das Leben Georges verantwortlich ist; wenn Du diesen Mann uns überliefern willst . . ."

„Ihr hättet ihn diesen Morgen auf der Straße auflesen sollen, als er dort sterbend lag," sagte Jakob.

„Ihr hättet ihn dort lassen sollen, wir würden ihn da gefunden haben;" erwiderte Bertrand.

„Ihr hättet ihn dort todt gefunden," bemerkte die Schwester Angelika.

„Das ist möglich," versetzte der Chouan, „und in diesem Falle wäre eben einer weniger gewesen. Allein da er lebt, muß er uns zu etwas nützen; wir können ihn gegen Georges auswechseln; laßt sehen, wo ist er?"

Bertrand erhob sich und ging gegen das Zimmer des Kranken. Die Schwester Angelika stellte sich schnell vor die Thüre.

„Geht nicht hinein," rief sie in bittendem Tone, „die geringste Aufregung könnte ihn tödten."

„Bertrand!" rief mit starker Stimme der alte Blinde. „Du hast mich vor einiger Zeit gefragt, warum mein Sohn nicht zu dem Gewehre gegriffen, warum ich ihn hievon durch meinen Rath abgehalten habe; darum, weil ich nicht gewollt habe, daß er sich in einen Krieg einlasse, den Mörder und Räuber führen."

„Sprichst Du so von mir?" sagte Bertrand.

„Von Dir!" antwortete Vater Bruno, indem er gegen Bertrand los ging.

„Ich werde Dir gleich antworten," sagte dieser, „aber zuvor muß ich diesen Offizier sehen. Entschuldigen Sie, Schwester," fügte er hinzu, indem er sich an Angelika wendete, „zwingen Sie mich nicht Gewalt zu brauchen, ich werde hineingehen, weil ich hineingehen will."

„Wagt es denn," sagte Angelika, indem sie sich mit dem Rücken an die Thüre lehnte und Bertrand das an ihrem Rosenkranz hängende Cruzifix vorhielt.

Bertrand nahm seinen Hut ab und bekreuzigte sich. Er warf einen zornigen Blick um sich her; aber er wagte es nicht sein Haupt vor dem jungen Mädchen zu erheben, er setzte sich wieder an seinen Platz und murrte wie eine Dogge, welche den sucht, auf welchen sie sich stürzen kann.

„Bist Du bald mit Deiner Komödie zu Ende?" sagte Jakob zu ihm.

„Auf der Stelle, wenn Du willst" rief Bertrand donnernd, indem er rasch aufstand.

Und mittels einer schnellen Bewegung zielte er auf Jakob; aber während der Chouan sich der Thüre des Kranken nahte, hatte der kleine Matthäus sich hinter seinem Vater geschlichen und ihm seine Flinte zugesteckt, welche in einer Ecke des Zimmers verborgen war; und in demselben Augenblick hatte Jakob sie auf seinen Feind angelegt, während das Kind auf Bertrand sich gestürzt und die Mündung seines Gewehrs niedergedrückt hatte. Dieß Alles geschah so schnell, wie ein Blitz, und Jakob rief mit schallender Stimme.

„Bei dem ersten Schritte, den einer in das Zimmer thut, oder wenn sich einer rührt, ist Bertrand todt."

Nun folgte eine schreckliche Stille, während welcher man die Windstöße heulen und den Regen auf die Steine der Schwelle fallen hörte, dann fiel plötzlich ein Schuß und die Flinte Jakobs fiel von seiner Schulter, welche

durch eine Kugel zerschmettert war. Einer von Bertrands Leuten, durch die Finsterniß im Hofe gedeckt, hatte seine Flinte zwischen den beiden Schildwachen hindurchgesteckt und so den Bauern leicht auf das Korn genommen.

„Wer hat geschossen?“ rief Vater Bruno.

„Ein Chouan,“ sagte Jakob.

Fast zu gleicher Zeit kündigte das Geschrei Mariannes und des kleinen Matthäus dem blinden Greise an, daß sein Sohn getroffen worden sey, und es folgte nun ein Auftritt unbeschreiblichen Tumults und furchtbaren Schreckens. Der blinde Greis, mit einem langen Messer bewaffnet, stürmte nach der Seite, auf welcher er den Chef der Chouans glaubte und schrie:

„Bertrand! Bertrand!“

Aber dieser wich ihm aus, und der Greis durchlief nun das Zimmer und rief, das Messer hocherhebend, mit Wuth:

„Bertrand! Bertrand! Wo bist Du? Todtschläger! Mörder! Wo bist Du! O, Du fängst wieder an.“

So schritt er durch das große Zimmer an die Geräthschaften sich stoßend, sein Messer schwingend, und immer ausrufend:

„Bertrand, wo bist Du?“

Alle, die ihm in den Weg kamen, wichen ihm aus, indem sie ihren Namen voll Schrecken sagten.

So kam er bis zu seinem Sohne, welchen er beim Arme ergriff und mit rauhem, wüthendem Tone fragte:

„Wer bist Du?“

„Ich bin es, mein Vater! haltet Euch ruhig, Ihr bringt uns sonst alle um das Leben.“

„Sie haben Dich verwundet.“

„Sie haben mir meinen Arm zerschmettert. Den, welchen Ihr haltet; Ihr thut mir wehe!“

Der Blinde fuhr zurück, stieß einen Schrei aus, ließ den Arm seines Sohnes los und das Messer entfiel seinen Händen.

Bertrand stieß die Waffe mit dem Fuße zurück und versetzte ruhig: „Du hast es gewollt, Jakob.“

„Mörder und Räuber!“ rief der blinde Greis.

„Weder das Eine, noch das Andere,“ sagte Bertrand, „aber ich will, was ich will, es scheint mir Du könntest es wissen. Wenn Jakob seine Flinte nicht genommen hätte, wäre ihm nichts begegnet. Er wollte sprechen, man hat ihm geantwortet.“

„Die Rache wird auch an dich kommen!“ versetzte Bruno.

„Wann es dem Himmel gefällt.“

„Ihr wagt es, ihn nach einem solchen Verbrechen anzurufen!“ sagte Angelika.

„Ja, meine Schwester,“ versetzte Bertrand „denn ich bin nicht wie einige unter uns, ich thue das Böse nicht des Bösen wegen, und ich tödte nur die, welche mich angreifen.“

„Aber Du plünderst die aus, die Du nicht tödtest,“ sagte Vater Bruno für welchen vielleicht ein Raub ein größeres Verbrechen war, als ein Mord, weil derselbe nicht die politische Entschuldigung hatte, welche die Chouans ihrem Aufstande gaben.

„Du machst mich nachdenkend,“ sagte Bertrand „und das ist ohne Zweifel,“ fügte er auf Luizzi zeigend bei, „der Reisende, welcher sich beklagt, angehalten worden zu seyn. Wohlan ich schwöre Euch, wenn einige von uns diese Handlung begangen haben, so sollen sie streng bestraft werden, und dieser Fremde soll nicht sagen können, daß wir Straßenräuber sind.“

Marianna und die barmherzige Schwester hatten indessen schon das Kamisol Jakobs aufgeschnitten und die Wunde blos gelegt. Während sie diese auswuschen, nahm Bertrand seinen Platz auf dem Stuhle wieder ein. Das Feuer, welches nicht unterhalten worden, war fast ausgelöscht und das Licht der Lampe, von dem Winde hin- und herbewegt, der in dieses Zimmer hereinblies, beleuchtete mit einem traurigen todten Schein diese Scene der Ver-

wüstung. Bertrand nahm das Wort, und an Luizzi sich wendend, fragte er:

„An welchem Orte sind Sie angehalten worden?"

„Das kann ich Euch nicht wohl sagen," entgegnete der verlegene Baron, dessen Muth in Gegenwart einer so neuen und ihm so unbekannten Gefahr ihn verlassen hatte.

„Nun" versetzte Bertrand, „in welcher Entfernung von Vitrè waren Sie denn."

„Ich schlief in meinem Wagen," bemerkte der Baron, „und ich kann nicht wissen....."

„Zittern Sie nicht so," entgegnete der Chouan, „wir haben Ihnen nichts vorzuwerfen, Niemand will hier etwas von Ihnen; antworten Sie mir, was hat man Ihnen genommen?"

„Nun," antwortete der Baron plötzlich stotternd, „meine Papiere, mein Geld..."

„Welches waren diese Papiere? Wie viel Geld hatten Sie?"

„Mein Paß und meine Briefe, waren darunter."

„Und wieviel Geld?"

„Wieviel Geld... Ich weiß nicht."

„Wie, Sie wissen es nicht."

„Zweitausend Franken ungefähr," sagte der Baron.

„In Gold, oder in Silber?"

„In Gold," erwiderte der Baron, welcher schnell antwortete, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Und in welchem Wagen reisten Sie?"

„In einer Postchaise."

„Von diesen gibt es viele Arten," versetzte Bertrand, der den Barone mit einem Blicke betrachtete, welcher besonders dazu beitrug diesen in Verlegenheit zu bringen.

„Es war, es war... in einer Kalesche."

„Ah, und es waren ohne Zweifel Koffer und Felleisen darin."

„Ja, ja," sagte der Baron.

„Und was war in diesen Koffern?"

„Nun,“ sagte der Baron mit Ungeduld, „was gibt es in Koffern? Wäsche, Kleider.“

„Es ist darum, weil Ihnen Alles pünktlich zurückgestellt werden soll, mit Ausnahme der Waffen, wenn Sie dergleichen hatten.“

Da dieses keine Frage war, so umging Luizzi zu antworten, und Bertrand fuhr fort:

„Und wie ist Ihr Name?“

„Mein Name,“ sagte der Baron, „ich kann nicht... ich will ihn Euch nicht sagen.“

„Wir werden ihn auf Ihrem Passe sehen,“ sagte Bertrand, „wenn Sie wirklich einen Paß hatten, der sich zeigen läßt.“

Der Baron sah ein, in welche Verlegenheit er sich durch seine Lügen und durch sein Stocken gestürzt habe; daher sagte er:

„Es scheint mir, daß Euch wenig daran liegen kann, zu wissen, wer ich bin, ich fordere von Euch weder meinen Wagen, noch mein Geld zurück, laßt mich frei, das ist Alles, was ich von Euch will.“

„So,“ sagte der Chouan, „davon bin ich überzeugt, und ich glaube selbst, daß Sie nicht viel auf Ihr Geld und auf Ihren Wagen, welchen Sie verloren, zu halten haben.“

Als er diese Worte gesprochen hatte, kam der Bursche, welchen Jakob Bruno auf die Post geschickt hatte, zurückgelaufen.

„Nun, Bonfils,“ sagte Bertrand, „hast Du den Auftrag Deines Herrn ausgerichtet?“

Der Bursche blieb stehen, betrachtete den verwundeten Jacob und senkte den Kopf.

„Wirst Du antworten, elender Knabe,“ sagte Bertrand zornig. „Ich habe gehört, wie dieser Mensch an dem Kreuze von Véziers dem Vater Bruno seine Geschichte erzählt hat, und ich weiß, wohin man Dich schickte, also sprich, was hast Du erfahren?“

„Meiner Treue,“ sagte Bonfils, „ich will es Euch

sagen; seit zwei Tagen ist keine Chaise mit Post durch Vitré gekommen."

„Ich zweifelte," sagte Bertrand, „hollah, ihr Bursche, ergreift mir diesen Hallunken da, bindet ihn, wie ein Kalb an den vier Füßen und werft ihn in den Grund der großen Pfütze."

„Mich!" rief Luizzi, indem er vor den vier oder fünf bewaffneten Bauern, welche plötzlich eintraten, zurückbebte. „Mich, und warum."

„Weil wir alle Spione so behandeln."

„Aber ich bin kein Spion, in bin fremd in diesem Lande."

„Und wer bist denn Du endlich?" sagte Bertrand.

„Ich bin . . . . . Ich bin der Baron von Luizzi."

„Der Baron von Luizzi!" wiederholte plötzlich eine weibliche Stimme, und sogleich naht sich die Schwester Angelika Armand, und betrachtete ihn im Gesicht, worauf sie sagte:

„Sie sind der Baron von Luizzi?"

„Ja, Armand von Luizzi."

„In der That," sagte die Schwester, indem sie ihn forschend betrachtete. „Ja es ist wahr!"

„Aber, wer sind Sie, meine Schwester? Sie, die Sie mich zu kennen scheinen? Sollten Sie vielleicht einigemal in das Haus gekommen seyn, aus welchem ich komme."

„Ich weiß nicht woher Sie kommen," antwortete Angelika... „und was mich betrifft... ich bin... aber vielleicht haben Sie mich vergessen, seit zehn Jahren... ich habe mit Ihnen zu sprechen, Armand, obgleich ich Sie zu spät wieder gefunden habe..."

Während der durch diese Dazwischenkunft gerettete Baron dieser Frau einen Namen zu geben suchte, deren Züge ihn so lebhaft ergriffen hatten, trat Bertrand vor und fragte die Schwester Angelika:

„Sie kennen also diesen Menschen?"

„Ja."

„Sie stehen für ihn gut?"

„Ja."

„So mag er bleiben," sagte Bertrand, „und wir Andere," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „wir wollen fort, denn der Tag naht."

„Und der Officier, der Officier!" schrieen die an der Thür gebliebenen Chouans.

„Die Tragbahre ist fertig, nicht wahr? Nehmt ihn, aber gebt darauf Acht, daß man ihm nicht wehe thut."

Bruno stand von seinem Stuhle auf und sagte zu Bertrand: „Heute bist Du der stärkere, Bertrand, aber die Reihe wird auch an mich kommen."

„Halte Dich ruhig," entgegnete der Chouan, „bringe sie nicht auf den Gedanken, Dein Haus anzuzünden, und Deine Scheune auszuplündern. Was ich vermochte habe ich gethan, um ein Unglück abzuwenden."

Jacob, von seiner Frau und seinen Dienstboten umgeben, sprach nicht mehr, und während diese Gruppe im Hintergrunde des Zimmers zusammendrängte, traten Luizzi und die Schwester bei Seite, um die Tragbahr, auf welcher der verwundete Officier lag, durchzulassen. In dem Augenblicke in welchem die Tragbahre an der Schwester Angelika vorüber kam betrachtete sie den Verwundeten, fuhr entsetzt zurück und rief: „Heinrich."

Der Verwundete wendete sich um, erhob sich ein wenig, stieß einen Schrei aus, und murmelte mit erloschener Stimme:

„Karoline!... Karoline!..."

Die Träger waren stille gestanden, aber auf ein Zeichen Bertrands setzten sie ihren Marsch fort, während die barmherzige Schwester sich in die Arme Luizzis warf und ausrief:

„O, mein Bruder! Mein Bruder!"

VII.

Eine Kloster Intrigue.

„Karoline! Karoline!“ sagte Luizzi überrascht, wie wenn der Name der Frau, welche er vor sich hatte, in seinem Geiste nichts als ein dunkles Erinnern errege, dem gleich, welches ihre Züge in ihm erweckt hatten. „Karoline! Karoline!“ wiederholte er, ohne dem Worte „„Bruder,““ welches sie ausgesprochen hatte, einen innigeren Sinn beizulegen, als er dem Worte Schwester beilegte, wenn er die Klosterfrau bei ihrem Namen nannte.

„Was?“ sagte das junge Mädchen mit Schmerz, „erinnern Sie sich nicht mehr?....“

Sie hielt inne und blickte um sich; Jacob, welcher diese Bewegung sah, beeilte sich zu sagen:

„Wenn Sie mit diesem Herrn allein zu sprechen haben, so gehen Sie in dieses Zimmer, Sie werden da allein seyn, nud ich hoffe, daß Sie jetzt durch Niemand darin gestört werden.“

Die barmherzige Schwester dankte durch eine Bewegung Jacob, trat dann zuerst in das Zimmer und sagte ganz leise:

„Mein Gott, mein Gott, was das seltsam ist.“

Luizzi folgte ihr und machte die Thüre zu, dann näherte er sich der Schwester Angelika und sagte ihr:

„Karoline! Karoline! Ja, ich kenne diesen Namen; aber seitdem ich ihn aussprechen hörte, ist mir so vieles begegnet...“

Die barmherzige Schwester hob die großen Ränder ihrer weißen Haube, welche ihr Gesicht verbargen, auf und sagte:

„Betrachten Sie mich, Armand, betrachten Sie

mich genau. Finden Sie in meinem Gesichte nichts, was Ihnen bekannt ist?"

„Ja," sagte Armand, indem er das schöne und heilige Gesicht des jungen Mädchens forschend betrachtete; „Aber die Erinnerung, die sich mir darbietet, ist sehr seltsam; man könnte sagen sie sey doppelt. Ich glaube Sie viel jünger gesehen zu haben, und zu gleicher Zeit scheint es mir, Sie viel älter gesehen zu haben."

„Und Sie haben recht, Armand, denn Sie erinnern sich zu gleicher Zeit des Kindes, welches Sie zu Toulouse sahen, und der edlen Frau, der armen Schwester, welche mich als Mutter gehalten hat, und der ich wie man sagte, so sehr gleiche."

„O! Karoline! meine Schwester!" rief Luizzi, „Karoline! Armes Kind, mußte ich Sie so wieder finden!"

„Ach!" sagte das junge Mädchen, „seit Sophie, Sie wissen, Madame Dilois, gezwungen war, Toulouse zu verlassen...."

„Durch mein Verbrechen," sagte der Baron.

„Seit dieser Zeit, Armand, habe ich viel gelitten."

„Und jetzt, seit sie todt ist..."

„Todt!" erwiderte die Ordensschwester.

„Ja, gestorben unter dem Namen Laura von Farkley; und immer durch mein Verbrechen," antwortete Armand, „denn ich war immer ein Unglück für die, welche ich geliebt habe, oder die sich mir genaht hatten."

„Mein Gott, wie?" sagte Karoline.

„Ich kann nicht.... ich darf es Ihnen nicht sagen; aber was ist aus Ihnen geworden Karoline, seit der zehn Jahre? Wie war Ihr Leben?"

„Das sehr traurige und schmerzliche Leben eines Kindes ohne Familie."

„Sie müssen mir Ihr Unglück erzählen, Karoline; ich muß es wieder gut machen...."

„Ich bin Ihnen diese Mittheilung schuldig, mein Bruder, und ich will sie Ihnen machen. Ich werde Ihnen Alles sagen. Möge Gott mir und Ihnen ver-

zeihen, wenn ich noch in diesem heiligen Gewande von den Fehlern spreche, für welche ich diese grausame Züchtigung erlitten habe, wenn ich von den Gefühlen spreche, welche die Buße nicht erlöschen konnte und welche der Herr ohne Zweifel in mir fortleben läßt, damit sie meine ewige Marter seyen."

„Sprechen Sie, Karoline, sprechen Sie! Ich werde nachsichtig seyn. Das Geschick, welches Sie allem Unglück unserer Familie geweiht hat, lastete, ich fürchte es, auf Ihnen, wie auf mir; aber Sie, Sie haben weder Reichthum, noch Namen, noch Jemand der sie beschützte, und ich werde nichts vermögen, als Sie zu beklagen."

Luizzi reichte seiner Schwester einen Stuhl und setzte sich neben sie; er war traurig durch den Gedanken, daß er die Geschichte eines schuldbelasteten oder verirrten Lebens hören sollte. Das junge Mädchen sammelte sich einen Augenblick, und begann also:

„Sie wissen, wie Sophie gezwungen war, Toulouse zu verlassen. Ihre Verzweiflung ließ sie jedoch das arme Kind nicht vergessen, welches sie angenommen hatte; sie legte die Summe von 60,000 Franken bei Herrn Barnet, ihrem Notare, wie ich glaube auch der Ihrige, an. Diese Summe muß mir nach Sophiens Willen bei meiner Großjährigkeit zugestellt werden, ein Theil der Einkünfte hat dazu gedient, die Kosten meines Unterhalts und meiner Erziehung zu decken; der andere wurde durch Herrn Barnet angelegt, um zum Kapital geschlagen zu werden, und vor wenigen Tagen erst habe ich einen Brief dieses würdigen Mannes empfangen, welcher mir meldet, daß mein Vermögen sich jetzt fast auf 80,000 Franken belaufe, was eine ziemlich beträchtliche Mitgift ist, um eine ehrenvolle Parthie machen zu können, wenn ich in die Welt zurückkehre; denn ich habe das Gelübde noch nicht abgelegt."

„Und Sie werden es nie ablegen, hoffe ich," sagte der Baron.

„Ich werde es bald ablegen, mein Bruder,“ antwortete Karoline. „Ich kenne die Welt und ich weiß, was sie von Falschheit in sich schließt.“

„Wo haben Sie denn gelebt, arme Schwester, um eine so schlimme Meinung von ihr zu bekommen.“

„Seit der Zeit, seit welcher Sophie Toulouse verlassen hat, bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke, habe ich im Kloster gelebt.“

„Und Sie behaupten, die Welt zu kennen?“

„Genug, um sie nicht weiter kennen lernen zu wollen,“ antwortete Karoline; indem sie einen Seufzer ausstieß, und während einige Thränen ihren schönen, blauen, zum Himmel erhobenen Augen entrollten.

„Aber geschah es denn durch Herrn Barnet in der Meinung, die Wünsche der unglücklichen Sophie zu erfüllen, daß er Sie in ein Kloster brachte?“

„Der gute Notar hielt es für das Beste. Sie erinnern sich vielleicht der Madame Barnet, Sie wissen wie zänkisch und wie hart sie war. Nachdem ich zwei Wochen in ihrem Hause verlebt hatte, erschien es mir als eine Wohlthat meines Vormunds, als er mir den Vorschlag machte, mich in das Kloster der barmherzigen Schwestern zu bringen. Noch ein Grund schien Herrn Barnet zu bestimmen, er hat ihn zwar nie gesagt, aber ich habe nie die eigenen Worte vergessen, welche er in dieser Beziehung zu mir sprach:

„„Sie sind die Tochter eines Luizzi,““ sagte er zu mir, „„obwohl Sie nicht das Recht haben, diesen Namen zu führen. Für alle Glieder dieser Familie war die Welt eine unheilvolle Klippe; es scheint, daß ein unversöhnliches Verhängniß sie darum verfolgt. Gehen sie in ein Kloster, mein Kind, und möge Gott Ihnen das Verlangen erwecken, darin zu bleiben, bis er Sie einst zu sich ruft! Möchten Sie darin ein Asyl gegen das Geschick finden, welches Alle Ihres Blutes niedergeschmettert hat.““

Karoline schwieg, und Luizzi versank in Nachdenken.

„Barnet hat Ihnen dieses gesagt?“ fragte der Baron, nachdem er einen Augenblick geschwiegen.

„Er hat es mir gesagt, mein Bruder, und vielleicht können Sie mir das Verhängniß erklären, mit welchem er mir gedroht hat.“

„Ich mag es kennen, aber ich kann es Ihnen nicht erklären, das ist mir verboten. Immerhin ist es sehr schrecklich und sehr mächtig, weil es Sie sogar in dem Gott geweihten Hause erreicht hat, und weil Sie darin schuldbelastet und unglücklich wurden. Aber sprechen Sie, meine Schwester, sprechen Sie, ich höre.“

Karoline fuhr fort:

„Ich zählte eilf Jahre, als ich bei den Schwestern in der Eigenschaft als Pensionärin eintrat. Ich lebte glücklich und fröhlich bis zu meinem sechzehnten Jahre, wohl ein wenig verzogen durch die Güte der Nonnen, wenn ich den Reden meiner Gefährtinnen glauben wollte. Diese sagten mir nämlich, man hoffe, daß ich das Gelübde ablege und daß so mein bescheidenes Vermögen, welches aber in den Augen der Frauen, die das Gelübde der Armuth abgelegt hatten, als beträchtlich erschien, für das Kloster erworben werde.“

„Das ist nicht unmöglich,“ sagte der Baron.

„Glauben Sie es nicht, Armand,“ entgegnete Karoline mit einem offenherzigen Ausdrucke; „niemals hat man an mich ein Wort gerichtet, welches mein Vermögen betraf, niemals hat man eine Anspielung gemacht, welche mich mit Recht voraussetzen ließe, daß das Wenige was ich besitze, ein Gegenstand des Gelüstens der Mütter gewesen sey.“

Der Baron dachte, daß dieses weiter nichts, als viele Geschicklichkeit beweise; aber er behielt diese Betrachtung für sich, nicht sowohl, um die Erzählung des jungen Mädchens nicht zu unterbrechen, als um ihr vielmehr eine Enttäuschung über die Personen zu ersparen, mit welchen zu leben sie entschlossen schien. Karoline fuhr fort:

„Mein erster Kummer begann, als ich sechzehn Jahre erreicht hatte. Bis zu diesem Alter hatte ich mit den jungen Mädchen gelebt, welche gleich mir, als Pensionäre, in das Kloster getreten waren; wir waren zusammen groß geworden, waren alle von demselben Alter, alle von gleichem Geschmacke, wir suchten und liebten dieselben Vergnügungen, wir widmeten uns denselben Beschäftigungen, wir theilten die gleichen Studien und die gleichen Arbeiten. Ein einziger Verdruß trübte von Zeit zu Zeit meine süße Sorglosigkeit. Es gab gewisse Tage, an welchen meine Gefährtinnen aus dem Kloster gingen, um ihre Familien zu besuchen, und an diesen Tagen luden sie sich gegenseitig zu ihren Eltern ein; wenn Sie in das Kloster zurückkehrten, erzählten sie den Anderen ihre Vergnügungen. Niemals erhielt ich eine solche Einladung, ich fragte die Oberin oft um die Ursache, sie antwortete mir, daß die Familien dieser Mädchen mich nicht kennen, daher auch nicht vermögen, mich einzuladen; dann stillte sie meine Thränen, indem sie mir einen Gegenstand, den ich lebhaft wünschte, oder eine Ausnahme von der Arbeit bewilligte, und ich tröstete mich spielend darüber, daß ich keine Familie und keine Freunde habe."

„Einmal mußte ich jedoch einige Tage auf dem Lande bei Herrn Barnet zubringen, ich verpflichtete eine meiner Freundinnen, mich dort zu besuchen, sie willigte ein, aber sie hielt ihr Versprechen nicht. Bei meiner Rückkehr in das Kloster machte ich ihr darüber Vorwürfe, allein sie begnügte sich, mir zu antworten: „Mama hat es mir verboten." Ich lief ganz gedemüthigt zu der Oberin, und diese suchte mich zu überreden, daß die Mutter meiner jungen Freundin meine Einladung ungenügend habe finden müssen, indem sie gewußt habe, daß ich bei Herrn Barnet nicht in meiner Familie sey. Es war das erstemal, daß mich eine solche Erklärung nicht befriedigen konnte, zum erstenmal kam mir der Gedanke meines Alleinstehens in der Welt und erfüllte

mich mit einer Traurigkeit, welche zwar die Sorge der Mütter alsbald zu zerstreuen suchte, welche mir aber durch die neue Isolirung, in welcher ich mich bald im Kloster befand, stärker wieder gegeben wurde."

„Nach und nach, von Tag zu Tag, verließen alle Gefährtinnen, mit welchen ich meine ersten Jahre verlebt hatte, das Kloster, um in ihre Familien zurückzukehren; andere ersetzten sie zwar, aber diese waren nicht von meinem Alter. Ich blieb Kind, so sehr ich konnte, um nicht allein zu bleiben; aber niemand alterte mit mir, denn wenn die Pensionärinnen das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hatten, kehrten sie zu ihren Eltern zurück, und mit neunzehn Jahren stand ich so einsam, wie ein Greis, dessen Leben sich zu sehr verlängert hat, und der vor sich alle seine Freunde hinsinken sah. So jung noch, waren alle Erinnerungen meiner Kindheit blos für mich, und ich hatte niemand, dem ich das so süße Wort sagen konnte: „Erinnerst Du Dich?"

„Zu dieser Zeit erbat und erhielt ich die Gunst, das Kleid der Novizinnen zu tragen, zu derselben Zeit trat auch Juliette in das Kloster."

„Wer ist diese Juliette?" sagte Luizzi.

„Juliette war nach Sophie meine einzige Freundin in der Welt," antwortete Karoline.

„War sie von Toulouse?"

„Ich weiß es nicht; sie war die Tochter einer armen Wittwe, der Madame Gelis, welche zu Auterive wohnte, diese hielt dort einen kleinen Kramladen und lieh Bücher aus. Aber die Erträgnisse Ihres Handels waren so gering, daß sie für ihre Tochter eine entsprechende Heirath nicht finden konnte, und sie bestimmte, das Ordenskleid zu nehmen. Madame Gelis und ihre Tochter waren von guter Abkunft, und Juliette zog die Armuth der Clausur einer Stellung in der Welt vor, welche von

Leuten abhängig gewesen wäre, deren rohes Betragen, sie hätte demüthigen können."

„Es schien jedoch, als wenn sie dieser Entschluß Ueberwindung gekostet habe; denn als sie in das Kloster eintrat, war sie traurig, blaß, und schien so leidend, daß ich mich bald von der lebhaftesten Theilnahme für sie ergriffen fühlte, ich hoffte eine Freundin."

„Es waren wohl mehrere Novizen von meinem Alter da; aber die, welche sich dem Krankendienst widmeten, waren größtentheils arme, unwissende und rohe Landmädchen, und die, welche sich der Erziehung der Zöglinge widmen sollten, affektirten schon einen so belehrenden Ton und eine so unfreundliche Haltung, daß ich nicht wußte, mit wem ich mein sorgenloses Lächeln theilen sollte, wenn ich freudig war, oder wem ich meine Thränen anvertrauen sollte, wenn ich traurig war."

„Juliette wurde die Gefährtin, welche ich wünschte, sie war nur zwei Jahre älter als ich, obgleich ihre Blässe und ihre Magerkeit sie bei ihrer Ankunft viel älter erscheinen ließ. Zuerst mißfiel sie mir selbst, oder sie machte mir vielmehr Furcht; sie hatte kleine Augen, aber ihr Blick war so durchdringend, daß er in das Gewissen derer, welche sie betrachtete, einzudringen schien; ihre blonden, fast rothen Haare gaben ihr ein ganz besonderes Aussehen. Sie war groß und schlank, aber ihre Bewegungen waren so langsam, und so kraftlos, daß es schien, ihr ganzes Leben habe sich in dem Feuer ihrer Augen concentrirt, so wie ihre ganze Anmuth und ihr ganzer Ausdruck in einem Lächeln voll von Zärtlichkeit, oder von beißendem Spotte beruhte, je nachdem ihre Laune war, die mir gleich von Anfang an grillenhaft genug schien. Während der ersten Tage unseres Zusammenseyns im Kloster war unser gegenseitiges Benehmen ziemlich kalt; aber bald verstanden wir uns besser und als ich ihre Geschichte erfahren, und ihr die meinige erzählt hatte, schwuren wir uns aufrichtige und ewige Freundschaft. Diese Freundschaft war für mich eine

süße Hoffnung, für sie ein Trost; ich wurde wieder zutraulich und ruhig, wie ich es gewesen war, und ihre Gesundheit erstarkte alsbald. Ich liebte sie um so mehr, weil sie von der Oberin und von den Laienschwestern mit vieler Härte behandelt wurde, und oft gelang es mir, die Strenge zu mildern, welche sie wohl nur aus dem Grunde erdulden mußte, weil sie arm war.“

„Juliette war nicht undankbar und wenn ich eine meiner Noviziatspflichten zu erfüllen vergaß oder in irgend etwas gegen die Regeln des Hauses verstieß, so verbarg sie meine Fehler sorgsam und ersparte mir so entweder eine kränkende Strafe, oder die noch ärgerlichere Buße, hinzugehen, mich schuldig zu bekennen und die Oberin um Gnade anzuflehen. So bestand zwischen uns eine sehr heilige und sehr aufrichtige Freundschaft, ich hatte nichts, was nicht ihr gehörte, und ich hatte kein Verlangen, welches sie nicht bereitwillig getheilt hätte. Indessen kam ein Tag, der mich daran zweifeln ließ, daß sie mich so aufrichtig liebe, als sie sagte. Sie erhielt einen Brief von ihrer Mutter, und ich sah sie den ganzen Tag weinen. Ich fragte sie vergebens um die Ursache dieser Thränen, sie weigerte sich hartnäckig, mir diese zu sagen. Als endlich der Abend gekommen war, und wir gemeinschaftlich im Garten auf und ab gingen, bat ich sie so dringend, daß sie mir zuletzt antwortete:

„„Warum willst Du, daß ich Dich ein Unglück kennen lasse, für welches weder Du, noch ich ein Mittel finden kann, denn es ist meine arme Mutter, welche es betroffen hat.““

„„Aber was ist es denn?““

„„Du würdest es nicht verstehen;““ antwortete sie mir. „„Du, der Du niemals außer dem Kloster gelebt hast; meine Mutter wurde das Opfer der Spitzbüberei eines Negozianten; sie hat für ihn gut gestanden.““

„„Handelt es sich um einen Wechsel?““ sagte ich.

„Juliette betrachtete mich mit einer solchen Ueber-

raschung, daß ich ungeachtet ihres Schmerzes lachen mußte.“

„„Woher kennst Du dieses Wort?““ sagte sie mir.

„„Hast Du denn vergessen, daß ich, ehe ich hieher kam, bei Madame Dilois war und daß, so sehr ich noch Kind gewesen, mir schon mein Platz in dem Bureau des Handelshauses, welches meine Adoptivmutter dirigirte, angewiesen war.““

„Ja, ja,“ sagte Luizzi, indem er diese Erzählung Karolinens unterbrach, „ich erinnere mich dieses lieblichen Kindes, welches hinter einem großen Schreibtische saß, und mit einer so emsigen Miene, die Fakturen schrieb, welche Charles ihm diktirte.“

„Der arme Charles,“ antwortete Karoline, „auch er ist todt!“

„Ja, auch er, mein armer Bruder,“ antwortete der Baron, von dieser traurigen Erinnerung hingerissen, die ihm, wohin er auch blickte, immer nur das Unglück darbot, welches sein Werk war. Aber alsbald, und wie um diese Erinnerung zu verscheuchen, sagte er: „Fahren Sie fort, Karoline, fahren Sie fort!“

Und sie fuhr fort:

„Es war in der That ein Wechsel, welchen diese gute Madame Gelis nicht bezahlen konnte und durch welchen sie gezwungen war, ihre Waaren mit Beschlag belegen und verkaufen zu lassen. Wie ich glaube, handelte es sich um 1200 Franks.“

„„Wie!““ rief ich „„Du hast mir das nicht gesagt. Ich hätte sie Dir schenken können.““

„„Ich verlange, ebenso wenig als meine Mutter, Almosen,““ erwiederte Juliette mit einem Stolz, der mir verletzend vorkam. Ich entschuldigte sie aber sogleich wieder.“

„„Wenn Du nicht willst, daß ich sie Dir schenken soll,““ sagte ich, „„so kann ich sie Dir leihen.““

„„O, welch eine Verbindlichkeit,““ rief sie. Dann hielt sie inne und bald darauf sagte sie: „„Aber nein,

wenn man das im Kloster erführe, dann würde man, Gott weiß was, sagen. Man würde behaupten, daß ich Dich darum gebeten habe, daß ich gelogen, Deine Freundschaft mißbraucht habe..... Nein, nein.""

„„Und aus Furcht vor einigen üblen Nachreden, weigerst Du Dich Deine Mutter zu retten.""

„„Meine arme Mutter, meine gute Mutter!"" rief Juliette, in Thränen ausbrechend, „„muß ich nichts, nichts, nicht das mindeste Hülfsmittel, nicht ein Geschmeide, nichts, gar nichts haben, um es ihr schicken zu können!""

„„Aber ich habe Geld, sagte ich zu Julietten.""

„„Nein,"" entgegnete Sie, „„die Oberin würde mich grausam strafen, diesen Dienst angenommen zu haben, sie würde sagen, daß ich Dich darum gequält habe.""

„„Sie erfährt aber nichts davon,"" bemerkte ich.

„„Das ist unmöglich.""

„„Ich versichre es Dir.""

„„Aber wie wirst Du das anfangen?""

„„Das ist meine Sache, vorausgesetzt daß Du es annimmst.""

„Juliette zögerte lange. Aber meine Bitten und besonders mein Versprechen, daß die Oberin nichts davon erfahre, ließ sie ihren Stolz überwinden und einwilligen. Ich schrieb sogleich an Herrn Barnet und bat ihn, zu mir zu kommen. Er kam auch sogleich, denn mein Brief war dringend. So wie wir im Sprachzimmer allein waren, sagte ich ihm plötzlich."

„„Herr Barnet, ich bedarf 1200 Franken.""

„„Ach mein Gott, wozu?"" rief er ganz erstaunt.

„„Ich bedarf 1200 Franken,"" sagte ich. „„Sie haben mein Vermögen in Ihren Händen und ich bitte Sie um diese Summe.""

„„Aber ich muß wissen, zu welchem Gebrauche sie bestimmt sind, denn wenn die Oberin sie zu einem solchen Schritte bestimmt hat, so will ich mich nicht zum Gehülfen einer solchen Erpressung machen.""

„„Im Gegentheil“‟ sagte ich, „„die Oberin darf hievon nichts wissen.“‟

„„Dann ist es aber noch viel bedenklicher, und zuverläßig werde ich Ihnen eine solche Summe nicht geben, wenn ich nicht weiß, wozu sie dienen soll.“‟

„„Es handelt sich darum,“‟ sagte ich, „„eine arme Frau, welche man ruiniren will, zu retten.“‟

„Sogleich erzählte ich ihm das Unglück der Mutter Juliettens. Herr Barnet sann lange nach, dann antwortete er:“

„„Es ist möglich .... Ich will sogar glauben, daß es wahr ist, denn man muß von dergleichen Dingen nicht immer schlimm denken; indessen, mein Kind, ist es die erste Anforderung von Geld, welche Sie an mich machen, und es geschieht einer guten Handlung wegen. Vielleicht wird es Ihnen Glück bringen, vielleicht wird es das böse Geschick beschwören, welches Sie verfolgt.... Ich will es Ihnen nicht abschlagen. Ich werde Ihnen die 1200 Franken bringen.“‟

„„Nicht hieher,“‟ antwortete ich ihm, „„und damit Sie sicher sind, daß ich Sie nicht täusche, so schicken Sie dieses Geld direkt an Madame Gelis zu Auterive.“‟

„„Karoline,“‟ sagte mir Herr Barnet zärtlich, „„ich habe nicht einen Augenblick dem Gedanken Raum gegeben, daß Sie mich täuschen können; ich könnte nur glauben, daß Sie betrogen worden seyen.“‟

„„Ach, mein Herr!“‟

„„Ich glaube es nicht mehr ... Ich werde das Geld diesen Abend noch abschicken, und Sie sollen mit mir zufrieden seyn.“‟

„Ich dankte diesem trefflichen Mann, als wenn er mich selbst gerettet hätte, und ich beeilte mich, Julietten diese gute Botschaft zu bringen. Sie sagte mir ein Wort, welches mir ihr ganzes Zartgefühl, den ganzen Stolz ihrer Seele malte.

„„Du bist sehr glücklich,“‟ entgegnete sie, indem sie

ihre Thänen unterdrückte, „„Du kannst denen wohl thun, welche Du liebst.““

„Und ich tröstete sie, so gut als ich konnte, über diesen Dienst, welchen sie, gezwungen durch ihre Armuth, angenommen hatte, und wir gehörten einander mehr als jemals an.“

„Was Sie auch gethan haben, Karoline,“ sagte der Baron, „es ist eine Handlung, welche Ihnen als eine Ausgleichung für Ihre Fehler angerechnet werden wird; es ist sehr gut, sein Leben mit einer Wohlthat begonnen zu haben.“

„Ach diese Wohlthat wurde die Quelle all' meines Unglücks. Die Wohlthat, auf welche Herr Barnet zu hoffen schien, diese Wohlthat ... hat mich in das Verderben gestürzt.“

„Was!“ rief Luizzi mit dumpfer Stimme, „ist das Uebel immer der Preis oder die Folge des Guten! Aber sagen Sie mir, Karoline, wie konnte diese Handlung die Quelle Ihres Unglücks werden.“

„Vernehmen Sie es. Das was ich Ihnen erzählte, ereignete sich im Monate August. Gegen das Ende des Septembers kam Madame Gelis nach Toulouse, und wir sahen sie im Kloster. Die Art und Weise, mit welcher diese so treffliche und so unglückliche Frau mir dankte, machte mich verlegen. Ihr Dank fand nicht genug an lebhaften Ausdrücken, für die, welcher ihr die Ehre und das Leben gerettet hatte; dann, sagte sie mir in ihrer Begeisterung: „„ich war entschlossen zu sterben.““

„„Und ich würde Sie nicht überlebt haben, meine Mutter,““ rief Juliette und sank in die Arme der Madame Gelis.

„Der Anblick dieser gegenseitigen Zärtlichkeit that mir weh; ich hatte noch nie so sehr empfunden, daß ich allein in der Welt stehe; es schien mir, daß ich das Elend und das Unglück dieser Tochter welche eine Mutter hatte, diesem Glücke und diesem Reichthume, welche sie gerettet hatten, vorziehen würde. Unter den Beweisen

ihres Dankes, brachte mir Madame Gelis einen dar, welcher mich lebhaft erfreute:

„„Ich werde meine Tochter auf einige Tage zu mir nehmen,““ sagte sie; „„haben Sie die Güte, sie in das Haus zu begleiten, welches ich Ihrer Wohlthat verdanke. Kommen Sie, Sie werden dort empfangen werden wie ein rettender Engel. Schlagen Sie es mir nicht ab, das hieße mich erniedrigen, daß hieße, das Gute mir vorwerfen, welches Sie mir erzeigt haben, indem Sie darüber zu erröthen scheinen.““

„„Das ist nicht meine Absicht, Madame,““ sagte ich ihr, „„ich nehme es mit Freuden an, wenn die Frau Oberin mir erlauben wird, Sie zu begleiten.““

„„Es wird für Sie genügen, darum zu bitten.““

„Ich lief zu der Oberin, aber diese schlug es mir mit einer Kälte ab, welche ich gegen mich noch nie bemerkt hatte. Diese Strenge erzürnte mich, und ich konnte mich nicht genug zurückhalten, ich mußte es sagen daß sie auf diese Weise mir den Aufenthalt im Kloster nicht erträglich mache. Sie behandelte mich jetzt mit einer Strenge, welche mir bewieß, wie unvernünftig meine Aufwallung gewesen sey. Ueber meine Kühnheit selbst erstaunt, wechselte ich den Ton, und bat, mir aus Gnade das zu bewilligen, was ich gefordert hatte.“

„„Ach,““ sagte ich, „„es ist das erstemal, daß ich, eine arme Waise jemand finde, der mich gütig aufnehmen will, daß ich jemand finde, der mich nicht zurückstößt, und Sie rauben mir den ersten Trost, der mich vergessen lassen konnte, wie ich so sehr unglücklich sey.““

„Meine Thränen schienen die Oberin mehr zu rühren, als ich nach der Art erwartete, mit welcher sie mich empfangen hatte; sie endigte damit, mir zu antworten:

„„Gehen Sie, Angelika — Im Anfange meines Noviziats hatte ich diesen Namen angenommen. „„Gehen Sie,““ sagte sie zu mir; „„ich hätte gewünscht, daß Sie zu jemand andrem als zu Madame Gelis diese acht Tage gegangen wären. Da Sie es aber so eifrig wünschten,

so erlaube ich es Ihnen; ich will Ihnen beweisen, daß Sie hier immer Nachsicht gegen Ihre Fehler und Bereitwilligkeit, Ihren Wünschen zu entsprechen, finden werden.“ “

Das ist, dachte Luizzi, eine Nachgiebigkeit, welche mir allein die sechzigtausend Franken meiner Schwester erklären können. Er verschloß jedoch diese Bemerkung in sich, um Karolinens Erzählung nicht zu unterbrechen, welche also fortfuhr:

„Am folgenden Tage reisten wir nach Auterive in einem offenen Wagen ab, welchen Madame Gelis zu dieser kleinen Reise gemiethet hatte. Armand, ich kann Ihnen nicht sagen, welch' lebhafte und süße Gefühle ich auf dieser Reise empfand. Sie werden sie begreifen, wenn Sie wissen, was es heißt mehrere Jahre in den Mauern eines Klosters gelebt zu haben. In einer Wohnung, in der man Alles kennt, deren Zimmer man alle auswendig weiß, wo Alles so fortwährend gleich ist, daß ein Stein, der von einer Mauer herunterfällt, eine Steinplatte, die in dem Corridor zerbricht, dort ein Ereigniß, ein Gegenstand der Unterhaltung sind. Sie werden es begreifen, wenn Sie wissen, mein Bruder, wie traurig diese Spaziergänge sind, welche sich auf einen eingeschlossenen Raum beschränken, dessen Bäume man alle kennt, dessen Alleen man tausendmal durchsucht, dessen Blumen man alle gezählt hat, uud in welchem man mit Neugierde nur dann hinuntergeht, wenn am Tage zuvor ein Gewitter statt hatte, um dann zu sehen, wie viel Aeste abgebrochen, wieviel Pflanzen herausgerissen worden, um eine Verwüstung wieder herzustellen, welche den glücklichen Eingeschlossenen ein oder zwei Tage neuer, ungewohnten Sorge geben werden. An diesem Tage trat ich in einen Horizont ein, der sich nicht durch eine alte, mit Epheu bewachsene Mauer begrenzte. Ich ging auf einer Straße fort, welche sich nicht durch eine doppelte Gitterthüre, die sich niemals öffnet, endete. Ich begegnete nicht jeden Augenblick finsteren Gesichtern, welche schweigend und mit düster gesenktem Blicke an mir vorübergingen. Ich

hörte nicht diese ewige eintönigen Stimmen, deren Worte ich vorhersagen konnte, ehe sie ausgesprochen worden. Auf der ganzen Länge der Straße waren muntere Reisende, die mit Schnelligkeit gingen und ganz laut von dem Ziele ihrer Reise sprachen. Junge, muntere Mädchen, welche unter sich lachten und das sprudelnde Schallen ihres Lachens nicht eher unterdrückten, bis sie unsere Ordenskleider sahen, und uns einen Gruß voll Demuth zusandten, als wenn vor uns jede Freude schweigen müsse. Kaum waren wir vorüber, so begannen sie ihre Gesänge und ihre lebhafte Unterhaltung wieder. Von der andern Seite waren die Wagen, die uns begegneten, voll von eleganten Damen, und wir sahen, da es die Zeit der Weinlese war, zahlreiche Gruppen von Männern, Frauen und Kindern mit ihren Körben vorüberkommen, Pferde und Maulesel mit ihrem von Trauben angefüllten Comportes*), die zu den Keltern liefen, und leer zurückkamen, oder mit kleinen Kindern belastet, welche sangen und Späße machten, indem sie die Vorübergehenden von der Höhe dieser Art wandernder Kanzeln grüßten. Das war von allen Seiten eine Thätigkeit, ein Leben welches mich zu gleicher Zeit entzückte und überraschte. Ich hatte nur zu sehen und zu hören, Alles war mir neu; die rothen Häuser, die an der Straße standen, die langen Alleen, welche zu großen Schlössern führten, die fernen Kirchthürme, welche die Dörfer bezeichnen. Ich interressirte mich für Alles, was vorging, ich bewunderte diese großen Karren mit zehn Pferden bespannt, ich folgte mit den Augen jenem armen Bettler, der auf seinem Esel ritt; Alles erstaunte mich, von den großen Pyrenäen, die ich von Ferne, weiß und blau sah, bis zu den Gräben der Straße, in welchen das Wasser unter Blumenbinsen hinfloß, bis zu den ungeheuren Ulmen, welche in Freiheit lebten und unter welchen sich die

---

*) Eine Art von Wannen, welche man an die Sättel der Pferde bindet.

Schäferhütten schützten bis zu den Brombeersträuchen der Fußsteige, von welchen die Kinder ganz schwarze Brombeere pflückten."

„Wir kamen Abends zu Auterive bei Madame Gelis an. Es war nicht ein großes, schönes Haus, wie jenes der Madame Dilois; aber es war auch nicht eine enge, arme, verschlossene Zelle, durch deren Thüre man den Wind spürt, der eindringt, und die Kälte erstarren macht. In dem Kamine war ein großes Feuer, die Magd brachte uns ein gut zubereitetes Abendessen, wir konnten laut reden, lachen, unsere Brustschleier herabnehmen, ohne streng verwarnt oder bedroht zu werden in der Mitte des Refectoriums niederknieen zu müssen. Wir waren diesen Abend sehr glücklich. Ich theilte mit Julietten das Zimmer, und wir hatten die Muße, zusammenzuplaudern, ohne durch die Glocke getrennt zu werden, die um ein Uhr, die unveränderliche Stunde der Ruhe, läutet, als wenn sich die Ruhe befehlen ließe, wie sich Thätigkeit und Gebet befehlen lassen. Damals war es, daß ich meinen ersten Fehler beging; ich sprach zu Julietten mit einer solchen Begeisterung von unserer Reise, daß sie darüber lächelte."

„„Was würdest Du denn sagen,"" antwortete sie mir, nachdem sie mich alle meine Erinnerungen hatte zurückrufen lassen; „„was würdest Du sagen, wenn Du das Fest von Sainte-Gabelle sehen würdest, welches morgen statt haben muß.""

„„Ein Fest?""

„„Ja, das schönste Fest in der Umgegend.""

„„Können wir nicht dahin gehen?""

„„Mit unsern Ordenskleidern? Das wäre mir nicht anständig.""

„„Du hast recht.""

„„Es ist nicht deßwegen, weil es ein großes Unrecht wäre, die Spiele und die Tänze zu betrachten, zu welchen die Mütter ihre Töchter führen; es ist, weil unsere Kleidung uns bemerklich machte, und

daß es nicht zu unserm Vortheile wäre, wenn man uns bemerkte.‟‟

„„Warum das?‟‟

„„Weil man mit einem Brustschleier und einer Stirnbinde nicht schön ist. Du, zum Beispiel, wenn Du gut geordnete Haare hättest, Du würdest schön seyn, wie die Liebe, die Schönste des Festes.‟‟

„„Juliette, verspotte mich nicht.‟‟

„„Ich sage die Wahrheit; Du hast ein so weißes Gesicht! So sanfte Augen!‟‟ Karoline schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie mit niedergeschlagenen Augen zu ihrem Bruder:

„Ich wiederhole Ihnen diese Thorheiten, weil ich will, daß Sie die ganze Wahrheit wissen sollen. Ueberdies sprach Juliette so zu mir, weil sie mich so sehr liebte, daß sie mich bei der Gelegenheit rühmte.‟

„Ich glaube es,‟ sagte Luizzi, „aber fahren Sie fort, Karoline.‟

„Während Juliette mir dieses sagte,‟ fuhr die junge Schwester fort, „nahm sie mir meine Stirnbinde ab, und löste meine Haare auf, welche dann auf meine bloßen Schultern herabfielen, sie hielt einen Augenblick inne, betrachtete mich mit einer fast betrübten Miene, und sagte mit leiser Stimme.

„„Ja, wahrhaftig, Sie sind schön, vielleicht zu schön!‟‟

„Allein fast zu gleicher Zeit schien sie diese traurigen Gedanken wieder aufzugeben, und sie fuhr munter fort:‟

„„Du würdest bewunderungswürdig schön mit deinen so geflochtenen Haaren seyn;‟‟ sie legte dabei die Haare um mein Gesicht her, „„und wenn Du eines von meinen armen Kleidern anziehen würdest, die ich nicht mehr anlegen darf, so würdest Du sicher eine ausgezeichnete Taille haben. Willst du es versuchen?‟‟

„„Laß mich zuerst in den Spiegel sehen, welches Gesicht mir dieser Kopfputz macht.‟‟

„„Nein, nein, wenn Du ganz angekleidet seyn wirst, dann kannst Du Dich betrachten. Ich bin gewiß, daß Du Dich nicht erkennen wirst;““ und ohne mir Zeit zu lassen, ihr zu antworten, nahm sie mir alle meine weiten Kleider ab, kleidete mich mit einem seidenen Kleide, einem gestickten Halstuche, sie ordnete meine Haare, schmückte mich so gut sie konnte, führte mich dann vor einen großen Spiegel und sagte:

„„Da, siehe!““

„Sie hatte recht, ich erkannte mich nicht und ich rief aus:

„„Bin ich es?““

„„Das heißt,““ sagte Juliette, „„wenn Du so auf dem Fest erscheinen würdest, so müßtest Du allen Tänzern den Kopf verrücken.““

„„Weil ich nicht tanze,““ antwortete ich ihr, über ihre Begeisterung lachend.

„„Du? Man tanzt immer zum Verwundern gut, wenn man so schön gewachsen ist wie Du, und dann ist es ja so leicht, zu tanzen, wie man heutigen Tages tanzt; es genügt, im Takte zu gehen.““

„Und als sie das gesagt, fing sie an, einen Tanz zu singen und, ungeachtet ihrer Novizen-Kleider, mit vollendeter Anmuth zu tanzen; sie lachte mit ihrem so anziehenden Zauber, und ihre lebhaften, sanft verschleierten Augen schienen ihre sanften Blicke mit den Bewegungen ihres Gesanges zu schaukeln.“

„„Du bist es,““ rief ich, „„die so gekleidet schön wäre, da ziehe Du das Kleid an!““

„„O ich habe genug andere,““ sagte sie mir, „„Du sollst sie sehen; wir machen beide einen Ball für uns.““

„Und mit einer merkwürdigen Schnelligkeit warf sie ihr Ordensgewand weg und kleidete sich in ein Kleid, welches ihren Hals und den Anfang ihrer Schultern sehen ließ. Sie können sich nicht vorstellen, wie reizend,

wie geschmeidig und leicht sie so war, ihre Haare fielen in langen Locken über ihre Wangen herab:"

„„Komm,"" sagte sie, indem sie die niedliche Taille bog, „„gehe so, setze voraus, daß ein schöner, junger Mann vorübergeht und Dich grüßt; wenn man ihn nicht aennt, wendet man so die Augen mit einer kalten Miene leb; wenn es eine einfache Bekanntschaft ist, grüßt man ihicht und neigt sich; wenn es ein Freund ist macht man ihm so ein Zeichen mit dem Kopfe und mit der Hand.""

„Und Juliette machte Alles, was sie sagte, mit einer Leichtigkeit und mit einer Anmuth, die mich entzückten; dann sagte sie zu mir:

„„Vorwärts, versuche es.""

„Und während ich es nachmachte, rief sie immer:

„„Aber, Du bist entzückend! Es scheint daß Du in Deinem Leben nie etwas anderes gethan hast. Wahrhaftig, wenn Du wolltest, so würdest Du, ich wette darauf, mit zwei Lektionen eben so gut tanzen als ich.""

„„O, das nicht!"" sagte ich.

„„Wir werden es sehen,"" antwortete sie, „„ich will anfangen, Du machst es, wie ich."" Und nun stellten wir uns Beide gegenüber, sie fing an zu singen und zu tanzen, ich nach ihr, und unwillkürlich nahm ich ein großes Gefallen daran; denn Juliette schien glücklich und stolz, mich so hübsch zu sehen. Sie wiederholte es mir jeden Augenblick, indem sie mir immer sagte:

„„Es ist gewiß, daß die Oberin, oder Herr Barnet, wenn sie Dir bei dem Feste begegneten, Dich nicht erkennen würden.""

„„Dich auch nicht!""

„„O, das wäre so unterhaltend,"" sagte sie, „„Kaufleute von allen Gattungen, Tänze unter den Bäumen, Spiele und dann eine Welt, alle schöne Frauen der Umgegend mit ihren Töchtern und Männern, die jungen Leute des Landes, welche zu Pferd oder zu Wagen kommen, unter der Menge herumgehen, die Schönsten begrüßen, zum Tanze auffordern und sie mit

verliebten Blicken betrachten. Wenn Du dahin gehen könntest, würdest Du einen Hof haben, um alle diese kleinen Zieraffen wüthend zu machen, welche Dich nicht zu sich einladen wollten.""

""Ja, ja,"" sagte ich traurig zu ihr, ""aber es ist ein Vergnügen, welches uns nicht mehr erlaubt ist.""

""Das ist wahr,"" entgegnete Juliette, ""Du hast recht und es ist besser schlafen als an Alles dieses jetzt denken, wo wir es nur bedauern müssen.""

"Wir zogen diese niedlichen Kleider aus, und legten uns schlafen, aber lange Zeit träumte ich von nichts, als von Tänzen, Musik, schönen jungen Leuten, Festen, Vergnügungen; man sagte mir, daß ich schön, liebenswürdig sey, daß man mich liebe. Nie hatte ich im Kloster einen so ermüdenden Schlaf gehabt, und es war ziemlich spät, als sich die Aufregung verlor, welche dieser unschuldige und glückliche Abend in mir erzeugt hatte. Am folgenden Morgen, war ich, als ich erwachte, allein im Zimmer und ich fand meine Novizen-Kleider nicht mehr. Das Kleid, welches ich am Abende probirt hatte, lag allein auf einem Stuhle. Ich rief Juliette, allein sie war im Erdgeschoße, in dem kleinen Magazine ihrer Mutter, und sie hörte mich nicht. Ich kleidete mich so gut ich konnte und ging hinunter. Ich trat verlegen in das Magazin ein, und stand einem jungen Manne gegenüber, welcher der Madame Gelis Bücher zurückbrachte. Ich schämte mich so, daß ich mich in den Hintergrund des Ladens flüchtete. Juliette folgte mir dahin, sie trug ihre Ordenstracht."

""Was hast Du aus meinen Kleidern gemacht?"" sagte ich zu ihr.

""Sie sind im Zimmer.""

""Ich habe sie nicht gefunden.""

"Juliette begann zu lachen und antwortete:

""Man sucht immer übel, was man nicht finden will.""

""Ich schwöre Dir . . .""

„„Sehe ich denn wie eine Oberin aus,"" versetzte Juliette. „„Schwöre nicht und lüge nicht; der Vortheil der Freiheit ist, uns vor einem abscheulichen Laster zu wahren, vor der Heuchelei. Hier macht man nicht aus den geringfügigsten Handlungen Fehler, man hat nicht nöthig zu lügen, um sie zu verbergen; Du findest Dich jetzt so hübsch gekleidet, Du wolltest hübsch bleiben, das ist kein großes Verbrechen.""

„„Das ist schlimm, Juliette, daß Du diesen Verdacht hegst, komm herauf, und Du wirst es selbst sehen.""

„„Sogleich,"" entgegnete Juliette, „„ich muß nur dem Herrn Heinrich die Bücher, welche er verlangt, zustellen.""

„Juliette ließ mich allein, und ich ging in das Zimmer zurück."

„Ich suchte in allen Ecken, ich konnte aber meine Kleider nicht entdecken."

„Ich erwartete jetzt, daß man mir dieses seltsame Verschwinden erklären werde, und da ich nicht wußte, was ich beginnen sollte, fing ich an — verzeihen Sie, mein Bruder, daß ich Ihnen solche Kindereien sage, — ich fing an, mich in einem Spiegel zu betrachten, und ich machte die Stellungen, das Lächeln, die Blicke Juliettens nach, und meine Eitelkeit ging so weit, daß ich es nicht bemerkte, als Juliette eintrat."

„„Sehr gut,"" sagte sie, „„sehr gut, wenn Herr Heinrich Dich so gesehen hätte, würde er Dich noch viel schöner finden.""

„Ich wurde so verlegen, daß ich dem Weinen nahe war."

„„Gehe doch,"" sagte Juliette lachend, „„wir wollen Deine Kleider jetzt suchen, denn ich will, daß Du sie wieder anlegst. Das ist sehr schlimm von mir, nicht wahr? Aber ich wäre mit meinem Schleier und mit meinem großen schwarzen Rock gar zu häßlich an Deiner Seite, und ich würde eifersüchtig.""

„„Thörin,““ sagte ich, sie umarmend.

„Und wir schickten uns an, das ganze Zimmer umzustürzen, allein wir konnten nichts entdecken; in dem Augenblicke, in welchem Juliette anfing ungeduldig zu werden, kam Madame Gelis und erklärte uns was sich zugetragen. Es schien, daß die Magd eine Lampe auf meine Kleider ausgegossen hatte, während sie dieselben reinigen wollte, und Madame Gelis hatte sie zu einem Fleckausmacher geschickt. Sie drohte die Magd fortzujagen, welche ihren Fehler durchaus nicht eingestehen wollte, aber Juliette, welche immer gut und nachsichtig war, bat ihre Mutter so dringend, daß sie ihr verzieh.“

„Wir blieben allein, Juliette und ich.“

„„Gehe,““ sagte sie mit ihrer sanften Güte und mit ihrer leichtfertigen Fröhlichkeit, „„es ist beschlossen, daß Du die einzig Schöne seyn sollst. Wir wollen jetzt die Stadt ein wenig besichtigen, ich werde das Ansehen einer strengen Matrone haben, der man eine schöne Pensionärin anvertraut hat. Man wird Dich betrachten und ich werde Dir ernst sagen: „„Senken Sie die Augen, Fräulein.““

„„Aber wenn ich so ausgehe, könntest Du es auch so machen wie ich,““ sagte ich bittend zu ihr.

„„O! nein,““ antwortete sie, „„wenn man das im Kloster erfahren würde, würde ich grausam bestraft werden, Dir, die Du reich bist, wird man verzeihen, aber mir . . .““

„„Aber wir sind auf tausend Stunden von Toulouse entfernt, niemand wird es wissen.““

„„Ich traue nicht.““

„Ich bat sie so lang, bis sie einwilligte; ich kleidete sie an, so gekleidet war sie reizend; die Biegsamkeit ihrer Taille, zeigte sich in ihrer ganzen Anmuth; ihr feuriger Blick, ihr reizendes Lächeln belebte ihr Gesicht, welches durch lange schwarzen Locken eingerahmt war, mit einem Ausdrucke, von dem ich keine Vorstellung

hatte; ihr halbgeöffnetes Kleid ließ die Weiße und die Geschmeidigkeit ihres Halses, um den sie ein rothes Sammtband geschlungen hatte, sehen; sie hatte gut mich rühmen; sie war viel hübscher als ich."

„Als wir fertig waren, gingen wir zusammen aus. Wir begegneten tausend Personen, alle schlugen die Richtung nach der Seite von Sainte-Gabelle ein, viele sprachen mit uns, und sagten immer zu Juliette: „„Werden Sie nicht auf das Fest mit diesem reizenden Frauenzimmer kommen? Wir werden uns in Sainte-Gabelle wieder sehen, nicht wahr?""

„Juliette antwortete verlegen: „„ich weiß nicht, ich glaube nicht."" Ich fragte sie, warum sie nicht gerade zugesagt habe, daß wir nicht dahin gehen dürften."

„„Ich traute mir nicht, sagte sie.""

„„Und warum?""

„„Weil man hier nicht dieselben Ideen hat, wie im Kloster; wenn ich ernsthaft sagen würde, daß so heilige Frauen Gottes, wie wir, sich nicht unter solche Vergnügungen mischen dürfen, würde man uns als lächerliche Betschwestern betrachten. Dies wäre, als wenn wir alle die jungen Mädchen, welche auf das Fest gehen, ihre Mütter, welche sie dahin führen, beschimpfen wollten; denn es ist ein ehrbares Vergnügen, obgleich es uns verboten ist.""

„„Sind uns nicht Alle Vergnügungen verboten?"" sagte ich seufzend.

„„O,"" entgegnete Juliette, mit gleichgültigem Tone, „„an allen diesen Reunionen liegt mir wenig, ich kenne sie, ich bedaure sie nur wegen Dir, die Du keinen Begriff davon hast. Ja,"" fuhr sie lächelnd und mich sanft betrachtend fort, „„ich begreife Deine Neugierde, ein solch ländliches Fest ist so anziehend, und in der That, wenn ich mir getraute . . .""

„„So würdest Du mich hinführen?""

„„Allein!"" rief Juliette, „„O, nein, das geht

nicht, aber ich würde meine Mutter bitten, uns dahin zu begleiten.""

„„Deine Mutter?"" sagte ich, „„aber was kann man sagen, wenn Deine Mutter uns dahin begleitet?""

„„Ohne Zweifel nichts, indessen ... aber ich getraue mir nicht, mit ihr darüber zu sprechen...""

„„Wenn Du es zu ihr sagen wolltest...""

„„Aber ich getraue mir auch nicht.""

„„Indessen bin ich sicher, daß Du viel Vergnügen haben würdest.""

„„O, nein,"" sagte ich, „„sie könnte sich vielleicht verpflichtet glauben, einzuwilligen; in meiner Lage könnte eine solche Bitte vielleicht eine Forderung seyn...""

„Juliette schien durch diese Bemerkung verletzt, indessen antwortete sie mir nach einem augenblicklichen Zögern:

„„Ich kann Dir wegen dieses Scrupels nicht böse seyn, Du bist so ohne Kenntniß der Gesinnungen der Welt, daß Du nicht anders denken kannst; aber glaube mir, es ist ein viel edleres Zartgefühl, jemand Gelegenheit zu geben, für eine Wohlthat dankbar erscheinen zu können, als zu verachten, darüber zu sprechen.""

„„O, wenn es so ist,"" rief ich, „„so werde ich sie um Alles bitten, was Du willst, ich werde sie bitten uns zu diesem Feste zu führen.""

„„Und ich werde Dir statt meiner Mutter dafür danken,"" sagte Juliette, „„denn so wirst Du Dich gütig gegen sie und gegen mich zeigen.""

„Als wir zu Madame Gelis zurückgekehrt waren, setzte ihre Tochter sie in Kenntniß, daß ich sie zu sprechen wünsche. Da sie ziemlich lange zusammen eingeschlossen blieben, fürchtete ich, daß Juliette mit ihrer Mutter über das Verlangen, welches ich ihr aussprechen wollte, gesprochen habe, und daß diese nicht darein willigen wolle. Als ich aber mit Madame Gelis darüber sprach, ging sie mit einer Bereitwilligkeit darauf ein,

die mir zeigte, daß ich mich getäuscht hatte. Diese treffliche Frau war so glücklich, einem meiner Wünsche entsprechen zu können, daß ich einsah, Juliette habe recht, wenn sie denke, daß es eine gute, einer Wohlthat beigefügte Handlung sey, für sie Erkenntlichkeit zu fordern."

Der Baron hörte seine Schwester mit Staunen; dieses junge Mädchen, welches behauptete eine so traurige Erfahrung in der Welt gemacht zu haben, sprach davon mit einer so gutmüthigen Offenherzigkeit, daß er sich nicht enthalten konnte, über diese letzte Bemerkung zu lächeln. Da er aber fest entschlossen war, seiner Schwester nichts von dem Eindrucke merken zu lassen, welchen ihre Erzählung auf ihn gemacht habe, so schwieg er. Das Mädchen hatte gleichfalls geschwiegen, und dieser Augenblick des Schweigens hatte sie auf den Sturm, der um das Haus wüthete, aufmerksam gemacht. Dieses lange und düstere Plätschern des Regens, von starken Windstößen durchströmt, schienen ihn im Voraus traurig über das zu machen, was er hören solle, und er bat Karoline fortzufahren.

„Wir reisten zu dem Feste ab;" sagte sie; „o, welch schöner und herrlicher Tag war es, Sie kennen, mein Bruder, einen dieser Tage des Herbstes unsers Südens, die fast eben so schön sind, als die Tage des Frühlings. Es ist nicht die thätige und muthwillige Natur dieser ersteren Jahrszeit, welche ihre Umhüllungen sprengt und in grünenden Schößlingen ausbricht; es ist die ermüdete, die abgemattete Natur, welche sich zu entkleiden scheint, um schlafen zu gehen. Es sind nicht die plötzlichen Windstöße der lauwarmen Maiwinde, welche die starken und balsamischen Ausströmungen der spanischen Fliedern und des Geisblattes mit sich bringen, es ist die laue und milde Luft des Septembers, von jenen ätherischen Düften geschwängert, welche dem getrockneten Klee, den gelbgefärbten Stoppelfeldern, den reifen Früchten, den jetzt auf die Erde

gestreuten Blättern, entströmen. Sie hat nicht das Blut in sich, welches zähe wird, nicht die Brust, welche aufschwillt, nicht das Herz, welches ohne Ursache schreien und weinen möchte; es ist jene Mattigkeit der Seele, die Sehnsucht nach einer Vergangenheit, welche man nicht gehabt hat, die Erinnerung an einen Traum, welcher nicht in Erfüllung ging, es sind Thränen, welche in die Augen treten, ohne von einem Schmerze herzurühren. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch' liebliche Reize mich entzückten, als ich mich in diesem ungekannten Leben fühlte. Wäre ich allein gewesen, ich würde mich an den Fuß eines Baumes gesetzt haben, um zu sehen und zu hören; denn je mehr ich mich dem Orte des Festes nahte, desto trauriger wurde ich. Alle die, welche an uns vorüber kamen, waren so freudevoll; sie riefen sich zu, sie eilten hinzukommen; denn es war das letzte Fest des Jahres, der Winter mußte bald kommen und sie sollten sich vor dem Frühjahre nicht wieder sehen. Es war das erste Fest für mich, und es sollte das letzte meines Lebens werden; denn mein Winter wird nur in dem Grabe enden, und ich werde keinen andern Frühling, als den im Himmel haben."

Thränen fielen aus Karolinens Augen und Luizzi sagte ihr:

„Sie weinen, meine Schwester? Verscheuchen Sie diese düstere Gedanken! Hoffen Sie!"

„Das sprach auch Juliette zu mir, als sie mich weinen sah, denn ich weinte damals wie heute, und ich kann Ihnen nicht sagen, welch plötzlicher Schwindel mich ergriffen hatte. Ich fühlte eine unbeschreibliche Wuth gegen mein Geschick; alle die Leute die vorüberkamen, die einen in zahlreichen Truppen, die unter sich die Namen: Mutter, Bruder, Kind ganz laut austauschten, die anderen zu einzelnen Paaren; auf deren Lippen man Worte las, welche man nicht hörte; das weithörende und anhaltende Schallen der Musikchöre, die Freudenrufe der Tanzenden, diese Bewegungen,

dieses Leben, dieser Tumult, dieses alles betäubte mich, und machte mich trunken. Und ich weiß nicht, welch plötzliche, hinreißende Gewalt mich, die ich einen Augenblick zuvor noch so nachdenkend, so traurig zu diesem Feste ging, ergriff; ich drängte Juliette, indem ich zu ihr sagte: „„Komm, komm, wir wollen tanzen! Komm, einmal, wenigstens einmal!““ „Das war der Schwindel des Reisenden, der am Ufer des Stromes steht, und der sich in denselben hineinstürzt, um mit den Wellen, die vorüberziehen, die unaufhörlich vorüberziehen, zu enteilen.“

„Wir kamen an; es gab tausend Spiele, die ich mit Vergnügen betrachtete; Kaufläden mit Geschmeiden und Putzwaaren, mit welchen ich mich in Gedanken schmückte. Alles erregte in mir Lust, ich wollte unter den Bäuerinnen seyn, welche um ein Band oder eine Spitze in die Wette kiesen. Ich hätte mich zu dem Mahle setzen mögen, welches auf dem Grase, unter dem Schutze eines Maulbeerfeigenbaumes ausgebreitet war; ich hätte in der Runde tanzen und mit den jungen Mädchen singen mögen, welche die Gesänge unserer Gebirge sangen, indem man von der Schönheit der Schäferinnen und von der plötzlichen Liebe der Jäger spricht, welche ihnen begegnen. Ich war unter der Herrschaft einer innern Macht, welche mich zu dem hinriß, was mir begegnete.“

„Wir traten in den Tanzsaal. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, als wir zum Tanze aufgefordert wurden. Ich sah Heinrich wieder, welchen ich Morgens bei der Mutter Juliettens gesehen hatte, er tanzte mit dieser, und ein anderer junger Mann nahm mich bei der Hand und führte mich weg. Ich konnte nicht tanzen; allein man hätte sagen können, daß ich durch eine eigenthümliche Gabe leicht und ohne meine Wissen das nachahme, was ich thun sehe, und es kam so, daß man mich mehr als eine andere betrachtete; man murmelte um mich her, daß ich schön sey, und ich fühlte mich

glücklich; es war eine Freude, eine Fröhlichkeit, eine Eitelkeit, eine Betäubung, die mich ungenirt machte und mich nicht erstaunte. Ich hatte schon meinen Verstand nicht mehr, ich, die Tochter Gottes, die der Armuth und der Zelle geweiht, ich erhob meine Augen zu diesen glühenden Blicken, und meine Seele vor diesen Triumphen der Eitelkeit. Als der Contretanz geendigt war, nahte mir Heinrich und forderte mich zu einer Tour auf. Ich hatte mich noch nicht von der Aufregung des ersten Versuches erholt, als Heinrich kam um mich zu holen. Das Orchester begann, aber es war nicht mehr derselbe Tanz. Heinrich umfaßte meinen Leib mit einem seiner Arme uud riß mich fort, indem er mich schnell um mich selbst herumdrehen ließ. Ich wurde dadurch so bestürzt, daß ich die Augen schloß und mich gehen ließ. Aber nach und nach schien es mir, daß meine Schritte mit der Musik besser übereinstimmten, man hätte sagen können, daß eine viel treffendere Harmonie als die des Orchesters mir den Takt bezeichne. Ich öffnete die Augen wieder, um zu sehen wo ich sey. Das war ein Eindruck, den ich Ihnen nicht schildern kann; ich war in einem ungeheuren Kreise mit schrecklicher Schnelligkeit fortgerissen; tausend Gesichter gingen im Fluge an mir vorüber, eine glühende Luft schlich sich in meine Brust und ich fühlte meine Kleider um mich her fliegen, wie vom Winde gepeitscht, meine Haare umflogen meine Schläfen wie um mein ganzes Gesicht den Augen zu zeigen, deren Blicke ich nur wie Blitze bemerkt hatte, die glänzen und ebenso schnell wieder erlöschen; meine Hand ruhte auf Heinrichs Schulter, während ich mich mit meinem ganzen Körper auf seinen Arm stützte; mein Herz pochte, meine Brust schnaubte, ich fühlte meine Lippen zittern, und meine Augen sich bis zu dem Augenblicke verschleiern, in welchen ich denen Heinrichs begegnete, dessen Gesicht nah an dem meinigen war, dessen Athem auf meine Stirne brannte, dessen Blicke die meinigen durchdrangen. Das war eine un-

begreifliche Bezauberung, man hätte glauben sollen, daß sein Hauch mich von der Erde weghebe. Ich empfand, daß ich an ihn durch eine unsichtbare Macht geknüpft sey. Ich fühlte nicht mehr seinen Arm, der mich hielt, es schien mir, als drehe ich mich um seinen Blick, und daß etwas in uns zerreißen müsse, um uns zu trennen. Ich hatte Furcht und Frost, das Herz drehte sich mir um, das Gesicht verging mir, ich fiel in seine Arme.“

„Als ich wieder zu mir kam, war ich bei Madame Gelis, welche sagte: Das ist nicht vernünftig ein Kind so lange walzen zu lassen, welches nicht daran gewöhnt ist.“

„Walzen! Ich hatte also gewalzt! Ich kannte von diesem Tanze nichts anderes, als seinen im Kloster verbannten Namen; es war ein gotteslästerliches Wort. Ich drückte mich nahe an Madame Gelis, wie ein Kind, welches einen Fehler gemacht hat und Schutz bei seiner Mutter sucht. Aber sie forderte mich kalt auf, meiner Aufregung Herr zu werden. Ich fühlte, daß ich nicht beschützt werde, und begann zu weinen. So wurde ich der Gegenstand einer Neugierde, vor welcher ich mich schämte; ich empörte mich über mich selbst!, und wagte es, vor mich hinzublicken. Ich sah, wie sehr die, die daran gewöhnt waren, mit Leichtigkeit diesem Vergnügen sich hingaben, welches mich so sehr niedergedrückt hatte, und meine Traurigkeit nahm zu. Aber sie gründete sich bald auf eine süße Melancholie, in welcher ich gleichsam abwesend von mir selbst war. Ich weigerte mich zu tanzen, aber ich sah tanzen und walzen. Der Anblick dieser Freude ließ die süße Aufregung des Entzückens in mir wieder tönen, welches ich soeben empfunden hatte, und ich badete meine Seele lächelnd darin. Aber als Juliette mich in Heinrichs Armen ersetzte empfand ich eine unruhige und fast eifersüchtige Neugierde, wenn ich es sagen darf. Sie ging mit einer Leichtigkeit, mit einer Gefälligkeit, mit einer Hingebung einher, daß ich zweifelte, ob ich ebenso verführerisch für alle

Augen, besonders aber für die glühenden Blicke Heinrichs seyn könne, welche sich in den aufgeregten Blicken Juliettens zu verlieren schienen; und als sie zu mir zurückkam, verbreitete sie um sich einen Duft der Freude und des Triumphes, welcher mich niederdrückte. Ich wurde sogleich wieder traurig. Ich vergaß das Fest, den Tanz, und ich dachte an Sie, mein Bruder."

„An mich!" rief Lnizzi.

„Ja, an Sie, Armand, an Sie, mit dem ich hätte sprechen mögen, wie ich heute spreche, dem ich hätte sagen mögen: Entreißen Sie mich dem Kloster, dem Grabe, der Verzweiflung, um zu gehen... Ich hätte Ihnen nicht sagen können wohin... Aber ich begriff, daß man mich aus einem Leben verbannt hatte, dessen erste Schauer ich empfunden hatte, und ohne sie noch zu kennen, haßte ich fast das Gefängniß, welches mich für immer davon trennen sollte."

„Inzwischen war die Nacht eingetreten und Heinrich bot sich an, uns zu begleiten; er gab seinen Arm Madame Gilet, und wir beide gingen hinter ihnen her, ich konnte mich nicht abhalten, gegen Juliette kalt zu seyn. Sey es nun, daß sie ein Gefühl nicht verrieth, welches ich selbst nicht begreifen konnte, sey es, daß ihre so hingebende Freundschaft mir meine ungerechte Laune verzieh, sie war nie so gut, nie so zärtlich."

„„Nun,"" sagte sie, „„ich hatte es Dir prophezeit, Dein Erfolg war vollständig."" „„Ich lasse ihn denen,"" erwiderte ich, „„welche ihn bis an das Ende verdient haben.""

„„Nein, nein,"" sagte sie lachend, „„Du hast es gemacht, wie die Helden der Ritterromane, welche auf den Tournierplatz treten, um sogleich den Sieg über den Stärksten davon zu tragen, und die dann verächtlich das Handgemenge oder die übrigen Kämpfer betrachten.""

„„Ich glaube nicht, daß ich mich eines großen Sieges zu rühmen habe.""

„„Dennoch ist der Besiegte vor Dir.““

„„Wer ist dieses?““

„Dieser arme Herr Heinrich Donezau, welcher viel darum geben würde, wenn wir vor ihm hergehen könnten, wäre es auch nur, um in der Nacht den Schatten der schönen Fee zu sehen, die ihn bezaubert hat.““

„„Schweige, Juliette,““ rief ich, indem ich mein Herz schwellen und zu zerspringen bereit fühlte, als wenn sie eine so große Hoffnung in dasselbe gegossen hätte. „„Schweige, Du irrst Dich.““

„„Kind,““ sagte sie, „„vergißt Du, daß ich nicht mein ganzes Leben in einem Kloster verlebt hatte, daß ich lieben sah.... daß ich vielleicht geliebt habe, und daß ich mich nicht täusche? Heinrich liebt Dich, es ist eine jener plötzlichen Leidenschaften, die sich wie der Blitz am Himmel entflammen.““

„„Und die wie derselbe erlöschen, nicht wahr?““

„„Nein, die sich aber auf ein Herz stürzen, wie der Blitz auf eine ruhige Hütte, und die es bis auf die Asche verzehren.““

„Der Ton Juliettens, die Wahl ihrer Worte überraschten und erschütterten mich.“

„„Hast Du denn das Alles erfahren,““ sagte ich, „„weil Du so davon sprichst?““

„„Es gibt mehr als eine Schule, um die Geheimnisse kennen zu lernen,““ sagte Juliette, „„habe ich nicht bis jetzt bei meiner Mutter gelebt, und glaubst Du nicht, daß die Langeweile mich manchmal angetrieben hat, eines der Bücher zu lesen, welche ich alle Tage rühmen hörte.““

„„Und sie haben Dir gelehrt, was Liebe ist?““

„„Nein,““ antwortete sie, „„nie hat eines das treu geschildert, was in einem Herzen vorgeht welches zu lieben anfängt, so sehr sind die Aufregungen der Liebe vielfach und verschieden. Allein sie klären manchmal über das auf, was man empfindet; sie geben dem Schmerze, oder der Freude, in welchen man gerade zu

leben beliebt, einen Namen, und dieser Name ist derselbe, es ist ein angefangener Zug, der uns ein bekanntes Gesicht in das Gedächtniß ruft, eine Sylbe, mittelst welcher man das Wort vollendet; denn die Liebe, siehst Du, wird nicht geboren, sie erwacht und Gott hat sie in den Grund unseres Herzens gelegt, neben sein Bild, ewig und mächtig wie er.''''

„O, mein Bruder, wie diese Sprache sanft in meinem Ohre wiederhallte, ich hatte den Sinn davon verloren, der noch in mir fortlebte, wie ferne Klänge, deren Melodie entgeht, deren Sanftheit aber träumen läßt. Ich antwortete nicht. Ich fürchtete zu antworten, und als wir angekommen waren, da wollte ich allein bleiben; ich vermißte meine Zelle, wo ich hätte wachen und träumen können, ohne daß man mich betrachtete."

„Am andern Morgen, durchlief ich mit den Augen die Büchergestelle der Bibliothek der Madame Gelis, wie wenn ich errathen wollte, welches dieser Bücher mir das sagen könne, was ich empfinde. Ich wagte es nicht, Juliette zu fragen, welche ihre gleichgültige oder ergebungsvolle Miene wieder angenommen hatte; ich wagte es auch nicht, Madame Gelis zu fragen, für welche alle diese Schätze des Geistes und des Herzens keinen anderen Werth hatten, als den, welchen sie ihr durch ihre Preise eintrugen. Ich wagte auch nicht, eines auf gut Glück heimlich wegzunehmen. Dies wäre mehr Kraft gewesen, als mir das Verlangen, welches ich empfand, geben konnte; aber ich entdeckte ein vergessenes in Juliettens Zimmer."

Luizzi zitterte bei dem Gedanken, daß dieses Buch absichtlich in die Hände Karolinens gegeben worden sey, denn er glaubte zu errathen, daß diese Juliette, sei es nun aus Leichtfertigkeit, oder sey es aus Verdorbenheit, Alles gethan habe, um ein unwissendes Herz irre zu führen; aber er gewann wieder Zuversicht und glaubte selbst, daß sein Verdacht ungerecht seyn könne, als Karoline ihm mit leiser Stimme sagte:

„„Es war ein Buch betitelt: Paul und Virginie.‟‟

Luizzi athmete wieder auf und sagte lächelnd:

„Haben Sie es gelesen?‟

„Ja, und ich habe die Wahrheit von dem erkannt, was mir Juliette gesagt hatte, daß sich die Liebe im Herzen nicht immer durch dieselben Eindrücke kund gibt, aber daß sie allein nur uns die verschiedenen Erschütterungen beibringt, welche nur einen Namen haben. Ich erkannte daß sie, wenn sie einmal erwacht, die ganze Seele beherrscht, sey es nun, daß sie darin mit den Jahren groß gewachsen, sey es daß sie plötzlich dieselbe ergriffen hat. Ich las dieses Buch, und dann noch andere. Ich stand Nachts, wenn Juliette tief schlief, auf und ich verschlang diese Bücher bei dem schwachen Scheine einer Nachtlampe; der Körper erstarrte mir, aber ich konnte mich nicht von diesen unbekannten Regungen losreißen, nach welchen ich dürstete. So las ich eine Tragödie Shakspeare's, Romeo und Julie, in welcher die, die sich lieben, sich gegenseitig bei dem ersten Anblicke liebten, wie ich Heinrich liebte. Ich las die neue Heloise.‟

„Die neue Heloise!‟ sagte Luizzi.

„Ja,‟ antwortete Karoline, „ich las sie von der ersten Seite an, auf welcher gesagt ist, daß die, welche dieses Buch lesen werde, ein verlornes Mädchen sey. Als dann Heinrich Abends kam, denn er kam alle Abende, sah ich ihn leise mit Julietten sprechen, denn ich wußte, daß er von mir spreche, und sie erzählte mir, daß er sich nicht getraue, mit mir von der Liebe zu sprechen, welche ihn ergriffen habe; wie mein Anblick ihn zitternd und stumm mache, wie er es nicht gewagt habe, mich anzublicken, oder mit mir zu sprechen; und da ich so sah, daß er dasselbe empfinde, was ich empfand, da sah ich auch, daß er mich liebe, wie ich ihn liebte.‟

„Indessen nahte der Tag unserer Abreise; ich kann nicht sagen, daß ich ihn mit Schrecken nahen sah; nein, er war eine Hoffnung für mich. Dieses Gefühl, wel-

ches weder eine Ergießung, noch Einsamkeit hatte, welches nicht sprechen konnte, und auch keinen Ort hatte um zu träumen, diese Liebe, deren Geständniß mir auf die Lippen kam und das ich verschweigen mußte; diese Gegenwart Heinrichs, welche mir das Herz zusammenpreßte, ohne es zu zersprengen, das Alles war mir eine unerträgliche Qual. Der Stumme, welchem die Stimme mangelt, um einen Hülferuf da auszustoßen, wo er zu Grunde gehen soll, der Schwimmer, welchen die Kraft in dem Augenblicke verläßt, in welchem er schon mit der Hand das Ufer berührt, diese müssen eine Qual empfinden, der gleich, welche ich alle Abende empfand, wenn Heinrich sich mir nahte und zu mir mit einer Beklommenheit sprach, welche ebenso qualvoll als die meinige war. Ich wünschte mir die Einsamkeit des Klosters zu diesem Kampfe ohne Ende herbei, als ich am Morgen unserer Abreise in einem Buche, in welchem ich las, einen Brief mit meiner Adresse fand. Ich las ihn nicht, denn ich errieth, daß er von ihm komme, und ich wollte ihn zurückgeben, allein er erschien nicht, und Juliette wagte nicht, ihn ihrer Mutter zu geben, um ihn Heinrich zuzustellen."

„„Du kannst ihn verschmähen,"" sagte sie mir, „„aber Du darfst es ihm nicht bis zu diesem Punkte zeigen; das wäre grausam; das hieße, ihn zu einem heftigen Schritte treiben, vor welchem eine Leidenschaft, wie die seinige, nicht zurückschrecken würde. Es genügt, wenn Du ihm nicht antwortest.""

„Und Sie haben ihm nicht geantwortet? sagte Luizzi."

„Ach!" antwortete Karoline, „um ihm nicht zu antworten, wäre erforderlich gewesen, diesen Brief nicht zu lesen; allein ich weiß nicht wie es kam, als ich am Morgen meine Ordenstracht wieder nahm und nicht wußte was ich damit machen solle, steckte ich dieses Papier unter meinen Brustschleier. Ich nahm ihn mit fort. O, dieses Bußkleid, welches ich manchmal unsere streng Eingeschlossenen in ihrer reuigen Begeisterung sich anlegen

sah, dieses Bußkleid muß nicht mehr brennen und zerreißen, als dieses Papier, welches blos auf meinem Busen lag. Ihnen den Kampf schildern zu wollen, welchen ich auf dem ganzen Wege kämpfte, Ihnen sagen zu wollen, wie oft ich die Hand an meine Brust legte, um den Brief herauszunehmen, der mich verzehrte, und wie oft meine Hand kraftlos zurückfiel, wie wenn ich mir das Herz ausreißen solle, dieses Alles Ihnen zu sagen, hieße Ihnen eine Thorheit zeigen, vor der ich erröthe, die aber dennoch nicht geheilt ist.'

„So kam ich zu Toulouse an, und ich war fest entschlossen, diesen Brief nicht zu lesen, aber ein seltsames Ereigniß ließ mich allen meinen Muth verlieren. Als ich im Kloster wieder ankam, erstaunte Alles über die Veränderung meiner Gesichtszüge, jede beschrie mit so viel Mitleid die Bläße und das Duldende meiner Züge, daß ich nicht mehr an der Macht einer Liebe zweifelte, welche so plötzlich in mir die Grundfesten einer so festen Gesundheit und eines heitern Lebens erschüttert hatte. Und soll ich es Ihnen sagen? Weil Alles mir sagte, daß ich ein verzehrendes Uebel in mir trage, wurde es mir unmöglich, dem Gedanken zu widerstehen, dieses Uebel, welches mein Leben ausmachte und tödtete, aufzuregen. Als ich Abends in meiner Zelle eingeschlossen war, las ich diesen Brief."

„Und Sie haben geantwortet?" sagte Luizzi.

„Sie werden ihn lesen, mein Bruder, ihn und alle andere, Sie werden auch die lesen, die ich an ihn geschrieben habe."

„Sie haben sie?" entgegnete der Baron.

„Hier sind sie alle," sagte Karoline, indem sie ihm ein Paket, in einer kleinen seidenen Tasche eingeschlossen, zustellte. „Sie werden Ihnen sagen, was mich gezwungen hat, Heinrich zu antworten, und wie meine eigenen Briefe wieder in meine Hände gekommen sind. Nicht als eine Hoffnung, wohl aber als eine Reue habe ich sie aufbewahrt; denn sie sagen mir jeden Tag, bis wie weit ich schuldhaft und unglücklich war."

Luizzi nahm die Briefe und schickte sich an, sie zu lesen, als Karoline ihn anhielt und ihm sagte.

„In einem Augenblick wenn ich nicht mehr da seyn werde.“

„„Ich will an das Bett des armen Verwundeten gehen, ich will niederknieen und Gott bitten, daß er mir die Liebe verzeihe, welche sich in meinem Herzen entzündete und, ich fühle es in diesem Augenblick, darin noch nicht erloschen ist.“

Hier ist das, was Armand las.

VIII.

Correspondenz.

Heinrich Donezau an Karoline.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich, der es nicht wagte, mit Ihnen zu sprechen, jetzt wage, an Sie zu schreiben. Ach, als ich vor Ihnen stand, da fühlte ich mich so verlegen, so zitternd, daß ich die Kraft nicht finden konnte, an Sie ein Wort zu richten, welches Sie mit Strenge zurückgewiesen haben würden. Selbst in diesem Augenblicke, da ich mir vorstelle, daß dieser Brief in Ihren Händen seyn werde, daß Sie ihn verächtlich wegwerfen oder daß Sie ihn mit Unwillen lesen, in diesem Augenblicke zögere ich, denn ich fühle, daß ich diese Bezeugung Ihrer Verachtung, oder Ihres Zornes nicht ertragen könnte. Ich halte inne, ich zittere noch, und dennoch habe ich nicht den Muth, die Verzweiflung für mein ganzes Leben hinzunehmen, ohne es gewagt zu haben, mich ihr zu entziehen. Ich liebe Sie Karoline. Dieses Wort, welches ich Ihnen nicht schreiben sollte, welches Sie erzürnen muß, dieses Wort

entwischt mir wie ein Schmerzruf, über den ich nicht mehr Herr bin, und den Sie nicht begreifen können. Kühner bei Ihrer Freundin, habe ich es gewagt, mit ihr von einer Liebe zu sprechen, die Ihnen vielleicht als Beleidigung erscheint. Ach indem sie mich der Hoffnung berauben wollte, hat sie die Leidenschaft nur angefacht, welche mich verwirrt; sie hat mir gesagt, wie Sie so allein in der Welt stehen; sie hat mir gesagt, mit welch' heiligem Muthe und mit welch' edler Ergebung Sie dieses Verlassenseyn ertragen; sie hat mir gesagt, welche großmüthige Güte in Ihnen wohne, und ich, der ich Sie über Alles wegen Ihrer himmlischen Schönheit, wegen Ihrer vollendeten Anmuth liebte, ich habe sie nochmehr darum geliebt, weil die Tugend das Edelste und Reinste ist. Nichts mehr von mir hoffend, hoffte ich auf Sie. Das heilige Erbarmen, welches Sie veranlaßt hat, der Madame Gelis zu Hülfe zu kommen, wird sich vielleicht auch auf einen Augenblick der Klage eines Unglücklichen zuwenden. Im Elende liegen nicht alle Schmerzen, und Sie werden dem, der Sie liebt, verzeihen, wie Gott dem verzeiht, der duldet. Aber wenn Ihre edle und gute Seele Ihnen diese Verzeihung gegen einen Fehler eingibt, der nur mich quält, wie werde ich es wissen? Wer wird mir sagen, daß ich Sie nicht beleidigt habe? O, verzeihen Sie mir; aber ich muß es erfahren, ein Wort von Ihnen muß es mir sagen, oder ich muß sterben. Ja, ich fühle es, wenn ich die Kraft gehabt hätte zu schweigen, so würde ich mein ganzes Leben hindurch die Verzweiflung einer nicht gekannten Liebe in dem Innersten meiner Seele verwahrt haben; aber jetzt, da ich gesprochen habe, muß ich wissen, ob ich nicht zu schuldhaft gewesen bin. Ihr

Schweigen wird hinreichen, um mir dieses zu sagen; wenn in acht Tagen von heute an nichts gekommen ist, um mir zu sagen, daß ich mir die Verachtung derjenigen nicht zugezogen habe, die ich wie das Ebenbild der Engel auf Erden verehre, dann werden Sie nie mehr von mir sprechen hören, denn das Grab ist stumm und die Verzweiflung findet darin eine Zufluchtsstätte gegen die Verachtung.

Heinrich Donezau."

Als Luizzi diesen Brief durchlesen hatte, wandelte ihn die Lust zu lachen an. Er erschien ihm einfältig, lächerlich. Dieser Herr, der von Anfang an von dem Grabe, wie von einem Asyle sprach, in welches er einzugehen bereit sey, als wenn von nichts mehr oder weniger die Rede wäre, als von der Frage, seinen Regenschirm im Falle eines Gewitters zu öffnen, dieser Herr, sagen wir, erschien ihm als ein elender Verführer, wenn er nicht wirklich verliebt war; denn unser Baron wußte, daß wenn man tolle Vorstellungen und sentimentale Emphasen macht, nichts von wahrer Liebe darin ist. Dann dachte er, daß wenn die Verführung dahin gelangt sey, die Sprache der wirklichen Liebe nachzuahmen, in dem, was zu überspannt sey, auch nicht mehr Weisheit liege. Er erinnerte sich auch, daß dieser Brief nicht für eine Weltdame bestimmt war, welcher die treffliche Gesundheit Aller, die wegen ihr sterben wollten, für das Leben Aller derer bürgte, die gedroht hatten, sich zu tödten; daß dagegen dieser Brief an eine junge Klausnerin gerichtet war, welche nichts gegen eine Lüge schützen konnte, und die in der Erzählung, welche sie gemacht, gezeigt hatte, bis zu welchem Punkte ihre Einbildungskraft sich leicht verirren konnte. Er ging nun auf den zweiten Brief über, aber in diesem Augenblick bemerkte er, daß er die Nachschrift in dem ersten zu lesen vergessen habe. Diese enthielt folgendes:

„Ich habe mich des Klostergärtners versichert, was Sie ihm anvertrauen wollen, wird er mir leicht zustellen können.“

Nachdem der Baron diese Nachschrift gelesen hatte, trillerte er aus den Visitandinerinnen für sich: „Enfant chéri des dames etc.“ und stieß dann einen tiefen Seufzer aus, indem er an das dachte, was er noch lesen würde. Er begann also die Fortsetzung des Lesens, indem er ganz aufgeregt, für sich sprach: „ach! geruhen Sie, mich mit dem Uebrigen zu verschonen!“ Auch aus den Visitandinerinnen.

Folgendes war die Antwort Karolinens.

Karoline an Heinrich.

„Warum sollte ich Sie verachten, mein Herr, ich habe das Recht nicht, einem Fehler gleich eine Gesinnung zu betrachten, welche in der Welt zu gesetzlichen Verbindungen führt; wenn Ihnen, mir gegenüber, in der Lage in welcher ich bin, der Ausdruck hierüber entwischt ist; so kommt es nur daher, daß man Ihnen nicht hinlänglich gesagt hat, daß ich auf jede andere Hoffnung verzichtet habe, als auf die, mich dem Dienste Gottes zu weihen. Ich verzeihe Ihnen also, und wenn diese Verzeihung nicht hinreichend ist, Ihnen den Muth zum Leben zu reichen, so wissen Sie, daß nicht alle Schmerzen in der Welt allein sind, daß die Stille des Klosters deren auch, und zwar sehr grausame verbirgt.

Karoline.“

Heinrich an Karoline.

„Ich habe Ihren Brief empfangen, Karoline. Ja, Sie sind eine Heilige Gottes, Sie, die Sie mit einem Unsinnigen Nachsicht hatten; und dennoch leiden Sie; die Engel weinen also? Sie, die Sie mit einem Worte die Verzweiflung meiner Seele unterdrückt, sie beruhigt haben, Sie sind vielleicht ohne Trost! Karoline, ich weiß

nicht, welcher Art Ihre Schmerzen sind, aber, wenn es außer Ihnen in der Macht eines Andern läge, sie zu vertreiben, dann vergessen Sie nicht, daß es hierunten einen gibt, der nur durch Sie lebt, nur für Sie leben wird. Verzeihen Sie mir meine tolle Voraussetzung, oder wenn ich denken müßte, daß die Gelübde, welche Sie bald ablegen sollen, Ihnen durch die Tyrannei Ihres Vormundes, oder solcher Personen diktirt seyen, welche Sie umgeben, dann glauben Sie, daß ich Sie davon zu befreien wissen werde. Vielleicht irre ich mich; allein ich kann mir kaum denken, daß so viel Anmuth und Schönheit in ein Kloster begraben werden sollen. Nur Verzweiflung oder Reue verbirgt sich in diesen dunklen Asylen; die Tugend, wenn sie sich dahin flüchtet, glänzt da nie mit all ihrer Pracht, sie erreicht ihr schönstes Ziel nicht, durch ihr Beispiel die Schwachen zu leiten und die Verirrten zurecht zu führen. Und Sie, Karoline, die Sie machen würden, daß man die Tugend mit der glühenden Liebe, welche Ihre einflößt, liebt, Sie, welcher der Himmel das Glück schuldet, welches Sie verleihen können, Sie sollten von Allem, mich ausgenommen, ungekannt, Allen, mich ausgenommen, gleichgültig leben! Nein, das ist nicht möglich! Es gibt eine Macht, und es muß eine geben, der Sie sich zu entziehen nicht wagen, die Ihnen dieses schreckliche Opfer auferlegt. O, wenn es so ist, wenn ich es wüßte, wenn ich mich nicht getäuscht haben sollte, dann Fluch denen, die es wagen, Ihnen Gewalt anzuthun. Ich kenne den Vormund, der über Ihre Bestimmung verfügt; ich werde ihn sehen, ich werde ihn fragen. O, es ist nicht mehr mein Schmerz, der mich zerreißt, es ist der Ihrige. Sie leiden, Sie haben es mir geschrieben; ich habe also ein

Recht auf Sie.... Ich habe das Recht, Sie zu beschützen, Sie vielleicht zu retten.... Mein Leben hat einen Zweck; ich bin glücklich, ich bin stolz... Rechnen Sie auf mich.

Heinrich."

„Hm, hm!" machte Luizzi, nachdem er diesen Brief gelesen hatte.

„Das ist," sagte er, „ein lustiger Bruder, der schnell geht, und mir bangt, die Antwort meiner armen Schwester zu lesen, die eines der Herzen einer Nonne haben muß, welches sich mit der Liebe Gottes beschäftigen soll, aber bei dem ersten Funken menschlicher Liebe, welcher auf dasselbe fällt, Feuer fängt."

Indem er diese Betrachtungen machte, durchlief Luizzi die Nachschrift des Briefes; sie war ziemlich unbedeutend:

„Sie finden unter diesem Converte einen Brief der Madame Gelis an ihre Tochter, ich schicke ihn Ihnen, damit er nicht in die Hände der Oberin falle." Luizzi las nun Karolinens Antwort.

Karoline an Heinrich.

„Wenn ich Ihnen, mein Herr, noch einmal schreibe, wenn ich einen neuen Fehler begehe, so geschieht es, um den zu machen, den ich beging, indem ich an Sie schreibe. Ich bin frei, mein Herr, und frei nehme ich den Schleier. Enthalten Sie sich also eines jeden Schrittes, der die Meinung erregen könnte, daß ich bei dem Schicksale, welches mich erwartet, nicht glücklich sey. Ich habe nie ein anderes gehofft, ich will kein Anderes.

Schwester
Angelika."

N. S.

„Sie finden hiebei die Antwort Juliettens an ihre Mutter."

„Das ist gut und vollkommen deutlich", dachte Luizzi;

ich bin neugierig zu sehen, was Herr Heinrich auf seinen so bestimmten Abschied zur Antwort gefunden hat.

Heinrich an Karoline.

„Mein Fräulein!

„Lesen Sie diesen Brief, es ist nicht mehr der eines Unsinnigen, welch.n ein Augenblick der Freude und der Hoffnung noch mehr als seine Verzweiflung verwirrt hat. Es ist der eines Mannes von Ehre, welcher von Ihnen das Recht verlangt, sich vor Ihnen zu rechtfertigen. Haben Sie die Güte, mich zu hören. Ich kenne, eben so gut als Sie, Ihr Leben und Ihre Lage, ich weiß, daß Sie ohne Freunde, ohne Famil.e sind, daß Sie von Niemand Rath oder Schutz zu erwarten haben. Wenn Sie unter solchen Umständen die Welt in einem Alter verlassen hätten, in welchem man Sie schützen konnte, dann hätte ich glauben müssen, Sie suchen im Kloster eine Zufluchtsstätte gegen eine Vereinzelung, welche Sie nie aufgeben wollten. Da Sie aber seit Ihrer Kindheit unter der Leitung solcher Personen gestellt sind, welche ein direktes Interesse daran haben, daß Sie einen Entschluß fassen, der jenen Ihr Vermögen überliefern kann, so konnte ich glauben, daß man Sie irre geleitet, ich konnte voraussetzen, daß Drohungen und selbst Gewaltthaten Ihnen einen Entschluß beigebracht haben, von dem ich jetzt weiß, daß er Ihr freiwilliger ist. Dieser Argwohn war mir wegen Ihnen erlaubt, die Sie allein in der Welt stehen, er war mir um so mehr erlaubt, als ich Familien sehe, deren ganzes Ansehen nicht vermochte, ihr Kind jenen Verpflichtungen zu entreissen, welche unter der Herrschaft geschickt unterstellter Ideen gefaßt wurden; er war mir erlaubt, weil ich die Thränen einer Mutter sehe, die nicht im Stande sind, die unersättliche Hab=

sucht solcher Frauen, wie die, die Sie beherrschen, zu beugen, die der mütterlichen Verzweiflung einen angeblichen innern Beruf entgegensetzten, einen innern Beruf, der oft nur in dem Schrecken besteht welchen sie der Unglücklichen einzujagen wissen, deren sie sich bemächtigt haben. Was für so viele andere Wahrheit ist, das durfte ich auch für Sie für Wahrheit halten. Ich durfte es glauben, weil Sie mir gesagt haben, daß die Stille des Klosters auch sehr grausame Schmerzen verberge. Ich habe Ihre Gedanken übel gedeutet. Dies sey meine Entschuldigung. Sie sind glücklich, das war mein Wunsch; daß ich dieses Glück nicht habe begreifen wollen, verzeihen Sie mir. Die Idee, welche uns die Welt davon gibt, ist so entfernt von jener, welche man Ihnen beigebracht, daß Sie mich abermals nicht verstehen würden, wenn ich von dem zu Ihnen sprechen würde, was Sie dort erwarten könnte. Karoline, Sie haben weder Mutter, noch Familie; aber wenn eine Frau dem, welchen sie liebt den geheiligten Titel ihres Mannes gibt, dann findet sie Alles zusammen, eine Mutter, eine Familie.

Die Gegenwart ist ihr wonnig durch die Zärtlichkeit derer, die sie als Tochter adoptirt hat, durch das Glück, welches sie um sich her verbreitet; die Zukunft ist schön, denn es wird ein Tag kommen, wo junge Wesen von ihr die geheiligte Liebe einer Mutter fordern werden, wo sie ihr die unterwürfige und ehrfurchtsvolle Liebe des Kindes bezeugen. Sie wird lieben und sie wird geliebt werden. Was Gott an Glück auf dieser Erde gelassen hat, liegt in diesen beiden Worten. Und ich spreche nicht von der Liebe zu dem, den Sie erwählt haben; ich sage Ihnen nicht, durch welche beständige Ver-

ehrung er Ihnen das Glück bezahlen müßte, welches Sie ihm gegeben hätten; Sie würden mich nicht verstehen, Karoline, wenn ich Ihnen sagen würde, mit welchem Stolze er Sie allen Augen gezeigt haben würde, indem er sagte: Diese hier ist die Schönste, diese hier ist die Edelste, diese ist die Reinste. Sie würden mich noch weniger verstehen, wenn ich Ihnen von dem berauschenden Entzücken sagen würde, welches in dieser Einigung zweier verbundener Seelen zu einem und demselben Leben liegt, die sich beide anlächeln, die beide für einander leben, durchaus und durch Alles glücklich; sey es, daß bei einem Feste sie das Vergnügen unter die Freuden der Welt gemeinschaftlich fortreißt; sey es, daß sie in der Einsamkeit stille stehen, um gemeinschaftlich zu träumen bei dem Geräusche der Landschaft; sey es, daß sie leicht und fröhlich zu einem glänzenden Schauspiele hingehen, wo man ihr Glück beneiden wird; sey es, daß sie Abends, mit den Armen sich umschlingend, nach Hause kehren, und sich ganz leise ihre süßen Hoffnungen und ihre Gedanken anvertrauen: sey es, daß sie an ihrem Heerde bleiben, in der Mitte einer Familie und von Freunden, welche sie lieben, glücklich durch ein leises Glück, von aufrichtigen Zuneigungen umgeben, in deren Mitte ihre anerkannte Liebe noch ein Geheimniß zu seyn scheint, denn so sehr sind sie allein, daß sie wissen, wie groß es ist. Ach was liegt in so vielen Gegenständen unnennbare Glückseligkeit, auf welche das Herz, ohne es zu wissen, Anspruch macht. Aber um sie zu träumen, um darin eine Hoffnung zu suchen, welche die Qual, die man empfindet, beruhigt, muß man lieben, muß man dulden; und Sie lieben nicht, und Sie sind glücklich. Man muß seyn, wie der Verdammte,

der das Glück der Engel beneidet, und Sie sind im Himmel: ich muß man seyn, nicht Sie. So leben Sie denn wohl, Karoline! Sie werden von mir nicht mehr sprechen hören. Gott hat die Engel auf die Erde gesendet, um die Verzweiflung und den Tod zu säen.

Heinrich."

Luizzi machte eine Grimasse. Heinrichs Brief schien ihm von einer vollständig lächerlichen Liebe, aber von einem ziemlich gesetzten Verstande zu zeugen. Alles zusammen genommen, glaubte er ein junges, schönes geistreiches, ausgezeichnetes Mädchen etwas mehr werth, als eine Nonne aus ihr zu machen. Er beeilte sich, den folgenden Brief zu öffnen, und Karolinens Antwort zu lesen; allein er fand noch einen Brief Heinrichs von einem späteren Datum, wenigstens um einen Monat später geschrieben, als der vorhergehende.

Heinrich an Karoline.

„Acht Tage sind vorüber, der Klostergärtner hat mir ein versiegeltes Päckchen mit meiner Adresse übergeben, ich habe es geöffnet, zitternd vor thörichter Freude, voll von unsinniger Hoffnung. Er enthielt die Antwort Juliettens auf den Brief ihrer Mutter, den ich dem letzten an Sie geschriebenen Briefe beigefügt hatte, und worin ich von Ihnen für immer Abschied nahm. Es ist mir unmöglich, Ihnen die schreckliche Täuschung zu schildern, welche ich erlitten; es war der geöffnete Himmel, der sich plötzlich schließt, um uns in der Finsterniß zu lassen. So muß man leiden, wenn man stirbt; aber man stirbt nicht immer, wenn man so leidet. Als der Wahnsinn meines Schmerzens sich etwas gelegt hatte, schickte ich Juliettens Brief an Madame Gelis, und ich blieb wie vernichtet. Dann schien es mir plötzlich, als ob dieser Brief mir gehörte, weil Sie ihn berührt haben, und

ich wollte ihn um den Preis meines Blutes wieder erlangen. Ich begriff es, man mußte darin von Ihnen sprechen, und ich weiß nicht, ob ich mich nicht, wenn ich ihn in den Händen gehabt hätte, so weit verirrt haben würde, das Siegel zu erbrechen; allein er war fort, und da ich ihn nicht wieder bekommen konnte, so wollte ich wenigstens seinen Inhalt erfahren. Ich ging nach Auterive, sah Madame Gelis, und fragte sie nach Nachrichten von ihrer Tochter. „Sie ist glücklich," sagte sie mir. Ich getraute mir nicht, von Ihnen zu sprechen, endlich sprach ich Ihren Namen zitternd aus, sie antwortete mir die einzigen Worte: „Meine Tochter sagt mir, daß Karoline ganz verändert ist, daß sie alle ihre Nächte in Thränen, alle ihre Tage im Gebete zubringt." Ich ließ mir diese Worte wiederholen, und ging wie ein Unsinniger weg. Ich lief zu Ihrem Kloster, und erst in dem Augenblicke, in welchem ich an die Thüre Ihres Gefängnisses klopfte, erinnerte ich mich, daß zwischen uns unübersteigliche Mauern liegen. O, ich hätte diese Mauern mit meiner Stirne niedergerennt, wenn ich Sie so hätte retten können; aber ein Rest von Verstand hat mir gesagt, daß ich vor den Augen Aller eine Thorheit zu verbergen habe, wegen welcher man sie bestrafen könnte. Ich irrte die ganze Nacht um diese Mauern her, in welchen Sie weinen, in welchen Sie leiden. Ich ging wie ein Unsinniger in der Wuth meiner Ohnmacht umher. O, Karoline, hören Sie mich; ich weiß es, daß Sie leiden, daß Sie weinen. Sie können keine andere Verzweiflung als die Ihrer Lage haben. Wagen Sie es, sich der Ehre eines Mannes anzuvertrauen, der sein Wort nie gebrochen hat, und ich werde Sie befreien; dann werden Sie nie mehr von mir sprechen hören,

Oder, sollte ich mich täuschen? Sollte diese Verzweiflung von einem Schmerze kommen, der dem meinen gleicht? Sollten Sie lieben; und sollten Sie von dem getrennt seyn; welchen Sie lieben? Wohlan denn, Karoline, wenn es so ist, so wagen Sie, mir auch dieses zu sagen. Sagen Sie es mir, und der, den Sie lieben, wird mein Bruder werden, ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden, ich werde die Hindernisse besiegen, ich werde Sie vereinigen, und auch dann werden Sie mich nicht wieder sehen.

Sie werden mich nicht wieder sehen, wenn Sie glücklich sind . . . . Ich werde weit von Ihnen fortfliehen, denn ich würde den zu sehr hassen, der Sie glücklich macht. Ein Wort aus Gnade! O, vertrauen Sie sich mir an, Karoline; auch Liebe ist eine Religion, auch sie hat ihre Märtyrer, die sich dem Kultus, dem sie sich geweiht, zu opfern wissen. Ich warte, bedenken Sie, daß ich warte, daß, wenn ich nicht eine Antwort erhalte, nicht mehr für das gut stehe, was geschehen kann; haben Sie Mitleiden mit mir und mit sich selbst.

Heinrich."

Luizzi kratzte sich nach diesem Briefe hinter den Ohren. „Dieses," sagte er zu sich, „ist eine Liebe von sehr südlichem Schlage, es sind darin Windbeuteleien im höchsten Grade, oder ich finde mich nicht zurecht. Indessen," fuhr er fort, „sind die Journale voll Erzählungen über verliebte Selbstmorde, über verliebte Verbrechen, von verliebten Grausamkeiten. Man kann also diese Charaktere hier nicht unbedingt für falsch erklären. Dieser Heinrich da, welcher, ich sehe es ein, kein anderer ist, als der verwundete Lieutenant, den man hieher gebracht hat, muß nach dem, was der Vater Bruno von ihm erzählte, ein braver Soldat seyn. Dies läßt in der Regel keinen

unehrenhaften Mann voraussetzen. Vorwärts denn, es ist möglich, daß ich davon nichts verstehe."

Und er setzte seine Lektüre fort.

Karoline an Heinrich!

„Warum schreiben Sie mir noch einmal, mein Herr? Warum verfolgen Sie mich in meiner Verzweiflung? Lassen Sie mich in meinem Unglücke. Alle Ihre Voraussetzungen sind falsch. Nein, ich liebe nicht. Mein Gott, was würde aus mir werden, wenn ich liebte!

Karoline."

Heinrich an Karoline.

„Ich hatte Recht, Karoline, Sie lieben; das letzte Wort Ihres Briefs hat mir es gezeigt. Erlauben Sie jetzt dem Freunde, welchem Sie sich anvertrauten, kalt auf die Frage zu antworten, welche Sie ihm gegenüber aufgeworfen haben, Sie sagen: was würde aus mir werden, wenn ich liebte? Mißkennen Sie denn, daß Sie frei sind, daß Ihre so schreckliche Lage des Verlassenseyns wenigstens den Vortheil hat, daß Sie Herrin über sich selbst geblieben sind. In dem Alter, in welchem Sie stehen, Karoline, ist Ihr Vormund Ihnen zur Rechnungsstellung über Ihr Vermögen verpflichtet; bald können Sie, ohne die Zustimmung irgend eines Menschen nothwendig zu haben, darüber, wie über Ihre Person verfügen Die Gebieterinnen des Klosters, in welchem Sie sind, verkennen dieses nicht, und sie werden Ihnen wohl den Tag zu wissen thun, wo Sie Ihren Willen zu ihrem Vortheile wenden können. Sie fragen, was aus Ihnen werden würde. Karoline, Sie würden die geehrte und geliebte Gattin dessen, den Sie lieben, die heilige Mutter der Familie, welche ihre Liebe um sich her wie eine liebliche Wärme ausbreitet, die die jungen Tugenden aufblühen läßt; Sie würden die un=

umschränkte Herrin eines Herzens, welches sich zu Ihrem Sklaven machte; Sie würden die Freude und die Ehre einer neuen Familie, das Vorbild der vollendetsten Anmuth, der Gegenstand der Bewunderung und der Ehrfurcht Aller; Sie würden Alles das seyn, was Gott gewollt hat, daß Sie werden sollen. Da ist diese Bestimmung, welche Sie erschreckt, diese Bestimmung, die nur dann die Ihrige ist, wenn Sie wagen, sie zu ergreifen. Aber ich zittere, denn indem ich Sie das Glück sehen ließ, habe ich eine neue Verzweiflung Ihren Leiden hinzugefügt. Und sollte endlich, weil Sie es nicht wagen, sich dem hinzugeben, den Sie auserkoren, dieser unwürdig Ihrer seyn? Sollte er Sie nicht lieben. Diese beiden Voraussetzungen sind gleich thöricht. Ihr Herz erlaubt es mir nicht, an das Eine zu glauben, das meinige sagt mir, daß das zweite unmöglich sey. Was ist es denn, was Ihnen so große Leiden macht? Welches Geheimniß verbergen Sie mir? O, sagen Sie es mir, Karoline; ich liebe Sie zu sehr, als daß ich nicht sollte hören können, daß Sie einen andern lieben, daß ich Sie nicht diesem geben sollte, um Sie zu retten, sollte ich auch sterben.

Heinrich."

„Meiner Treue," sagte Luizzi, „das ist eine vollständige Dummheit oder eine schreckliche List; entweder erräth dieser Herr nichts, oder er will durchaus, daß man ihm Alles sage. So wollen wir denn sehen, was meine Schwester gesagt hat."

Karoline an Heinrich.

„Heinrich! Retten Sie mich doch!"

Heinrich an Karoline.

„Sie lieben mich, Sie lieben mich! Du liebst mich, Karoline . . . . . O, laß mich Dir zu Füßen sinken . . . Laß mich Dir danken und

Dich anbeten! O, ich möchte Ihnen sagen, welches Glück ich bei diesem Worte empfunden habe, bei diesem Worte, welches mich gebrannt und vernichtet hat. Ich schloß die Augen, ich taumelte, ich glaubte zu sterben, dann bin ich auf die Kniee gesunken und habe mit aller meiner Kraft gerufen: „„Karoline, Karoline.““ O, Sie, die Sie sich mir anvertraut haben, Sie werden glücklich seyn, ich schwöre es Ihnen. Sie werden glücklich seyn, so lange ich lebe, denn Ihr Glück wird die Seele meines Lebens seyn, es wird das Herz meines Herzens seyn, welches vor einer Ihrer Thränen zu schlagen aufhören wird. Heute kann ich Ihnen nicht mehr sagen. Ich würde mich verwirren ... In diesem Augenblicke weine ich ... Ich zittere ... Ich zweifle ... ich habe Furcht ... Ist es wahr, daß Sie mich lieben?

Karoline an Heinrich.

„Ja, Heinrich; ich liebe Sie, ich liebe Sie, weil Sie sich des armen, verlassenen, traurigen Mädchens angenommen haben; ich liebe Sie, wegen Ihrer edlen Seelengüte ..... Ich liebe Sie ohne Zweifel, auch weil es Gott so gewollt hat, denn ich liebte Sie vor Allem dem.“

Von diesen beiden Briefen an war die Sache nichts mehr als ein verliebter Briefwechsel, in welchem Heinrich nnd Karoline die Gefühle ihrer Herzen sich mittheilten. Offenherzige Geständnisse des Einen, heiße, aufbrausende Träume des Andern, aufrichtige Hoffnungen, ausschweifende Wünsche, alles das, was die Unterhaltung der Liebe ist, jene nie versiegende und überströmende Quelle, die inne zu halten an dem Tage beginnt, an welchem man seine Lippen damit befeuchtet. Unter allen diesen zum Himmel sich erhebenden Gedanken schlichen sich indessen einige ein, welche der Erde angehörten. Heinrich bezeichnete Karolinen sogleich ihre Rechte. Dann kamen alle die Maßregeln für eine Entführung und eine Flucht, und

in dieser Hinsicht war ein Brief Heinrichs wahrhaft bewundernswerth, indem er seine Armuth Karolinen gestand, und eine Antwort Karolinens, welche in den Augen Luizzi's Thränen hervorrief. Sie bat Heinrich so kindlich um Verzeihung, daß sie viel reicher sey als er, daß der Baron auf dem Punkte war, an die Wahrheit der Vaudevilles-Gefühle des Gymnase*) zu glauben. Dann bewunderte er mit welcher Gewandtheit Karoline diesem Gegenstande, nachdem er einmal zur Sprache gebracht worden, sich hingab, damit nie wieder eine Frage hierüber seyn könne. Sie wagte, die Rechnungen von Herrn Barnet zu fordern und, als sie das achtzehnte Jahr erreicht hatte, anzuordnen, daß die Erträgnisse ihres Vermögens der Madame Gelis zugestellt werden sollen. So kam Luizzi von Brief zu Brief, von Billet zu Billet auf den Augenblick, wo Alles zur Flucht vorbereitet war. Heinrich sollte Karoline an einer Thüre, welche der Gärtner zu öffnen sich verpflichtet hatte, erwarten. Luizzi glaubte an der Entwicklung zu stehen, da war noch ein Billet zu lesen übrig, es enthielt nur einige Worte:

Heinrich an Karoline.

„Sie haben mich schändlicher Weise betrogen; ich schicke Ihnen Ihre Briefe zurück, ich will nichts von Ihnen, was mich daran erinnern könnte, bis wie weit ich bereit war, mich zu verirren.

Heinrich.“

Luizzi stand verblüfft und dachte lange Zeit über diese seltsame Entwicklung nach, dann rief er seiner Schwester und betrachtete sie mit einem neugierigen Mitleiden.

„Und seit dem Tage, an welchem Sie dieses Billet erhalten haben, haben Sie nichts vernommen?“

„Nichts.“

---

*) Eine Pariser Bühne, auf welcher hauptsächlich Scribe'sche Stücke gegeben werden. D. Uebers.

„Sie haben Heinrich nicht wieder gesehen?"

„Seit dem Tage, an dem ich Auterive verlassen habe, sah ich ihn heute das erstemal wieder."

„Sie wissen nicht, wer Sie in seinen Augen verleumden konnte?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber diese Juliette?"

„Sie, o nein sie ist es nicht; sie hatte ihn so wenig wiedergesehen als ich, sie kannte auch mein Vorhaben nicht, denn seitdem ich schuldig geworden, wagte ich es nicht mehr, mich ihr anzuvertrauen. Ich fühlte die Kraft nicht in mir, vor so viel Ergebung und vor so viel Tugend zu erröthen, ich wollte sie nicht zur Mitschuldigen meines Fehlers machen, denn ihre Freundschaft würde mich nicht verrathen haben und ihr Gewissen hätte ihr bittere Vorwürfe über ihre Schwachheit gemacht. Ueberdieß haben Sie sehen können, welches Geheimhalten Heinrich mir anempfohlen."

„Aber wie kommt es, daß Sie hier sind?"

„Als der Abend gekommen war, an welchem ich mit Heinrich abreisen sollte, entschlüpfte ich aus meiner Zelle und durchschritt den Garten; ich zitterte und konnte mich kaum aufrecht halten; die Nacht war finster; im Kloster schlief Alles. Ich kam endlich an die verhängnißvolle Thüre: „Nun! sagte ich zu dem Gärtner". — „Herr Heinrich ist gekommen," sagte er, „allein er ist auch sogleich wieder verschwunden, nachdem er mir dieses Päckchen und dieses Billet zugestellt hatte." — Ich dachte, daß irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß den Vollzug unseres Vorhabens verspätet habe. Ich fragte den Gärtner, ob Heinrich in der Nacht zurück kommen würde, aber er hatte ihm nichts gesagt. Ich wollte dieses Billet lesen, um zu wissen, was aus uns werden solle; aber ich hatte kein Licht, selbst in meiner Zelle nicht; endlich dachte ich an die Kapelle, welche ganz nahe an der Gartenthüre lag, ich schlich mich verstohlen dahin, und bei dem Scheine einer Wachskerze, welche

bei einer Reliquie des heiligen Antonius brannte, las ich diese schauderhaften Worte, welche mir das Herz brachen, so daß ich ohnmächtig niedersank. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Fußboden der Kapelle ausgestreckt, ich erwachte, wie aus einem schrecklichen Traume; ich begriff nicht, warum ich an diesem Orte sey, ich konnte mich nicht erinnern, was mir begegnet war. Endlich, als die Erinnerung mir wieder kam, ergriff mich eine so heftige Verzweiflung, daß ich, wenn die Heiligkeit des Ortes nicht auf meine Seele gewirkt hätte, meinen Kopf auf den Steinplatten zerschmettert hätte, wie man mir mein Herz zerbrochen hatte. Taumelnd gelangte ich wieder in meine Zelle; ich verbrachte den Rest der Nacht in einer dumpfen Verzweiflung, in welcher meine Seele umherirrte. unentschlossen zu leben oder zu sterben. Der Tag, indem er mir das Licht brachte, zeigte mir, so zu sagen, den Weg, dem ich folgen sollte; so wie ich diese Wohnung sehen konnte, in welcher ich so sehr geliebt, so sehr gelitten, und so sehr gehofft hatte, fühlte ich die Unmöglichkeit, in ihr länger zu leben, und nach Verlauf einiger Tage hatte ich es bei der Oberin dahin gebracht, daß sie mich in eines der Centralhäuser der barmherzigen Schwestern schickte. Zu Evron mußte ich mein Noviziat machen, ich kam allein dahin, nur mein Geheimniß und meine Verzweiflung brachte ich mit mir. Seit der sechs Monate, welche ich es bewohne, brachte ich mein Leben unter den strengsten Arbeiten hin, ich war dem Spitale von Vitré beigegeben und weilte ohne Unterlaß an den Betten der Kranken, indem ich hoffte, daß der Anblick der Schmerzen Anderer meinen verzehrenden Schmerz beschwichtigen würde. Aber ich beneidete vergebens diese Schmerzen des Körpers, unter welchen ich so viele Menschen sich winden sah; und ich kam hieher, um die heiligen Pflichten zu erfüllen, welchen ich mich geweiht habe, als ich den wieder sah, der mein Leben getödtet hat; denn ich lebe nicht mehr, mein Bruder, ich hoffe nicht mehr."

„Hoffen Sie Karoline," sagte Luizzi lebhaft, „denn es liegen hier schändliche Ränke vor, welche ich entdecken werde."

„Mein Bruder, was wollen Sie machen?"

„Ich werde Heinrich sehen und ihn fragen!"

„Ach, es ist vielleicht nicht mehr Zeit!"

„Das werde ich jetzt sehen."

Und Luizzi ging in das Zimmer, in welchem der Vater Bruno noch wachte.

IX.

„Herr Bruno," sagte der Baron, „ist jemand hier, der mich an den Ort führen könnte, wo sich Bertrands Bande aufhält."

„Früher hätte ich Sie hinführen können," antwortete Vater Bruno. „Ich kenne alle Schlupfwinkel der Chouans, es gibt nicht einen, den ich sonst nicht mit geschlossenen Augen gefunden hätte; aber jetzt, da ich blind bin, bin ich nicht sicher, mich zu täuschen."

Der Baron konnte sich eines Lächelns über die sonderbare Bemerkung des Greises, und über den Widerspruch, in welchen er sich verwickelte, nicht enthalten; er fuhr fort:

„Aber könnte ich in Ermanglung Ihrer, nicht jemand finden, der mich führte; ich werde ihn demgemäß belohnen."

„Hm, hm;" machte der Blinde. „Matthäus ist ein kleiner Knabe, der die Wege an seinen Fingerspitzen kennt; indem ich ihm den Ort bezeichne, wo Bertrand in diesem Augenblick seyn muß, wird er Sie zuverlässig dahin führen; allein das hieße den Einen und den Andern einem ordentlichen Flintenschusse ausgesetzt, wenn

Sie nicht Jemand bei sich hätten, der für Sie gut stehen könnte."

„Wenn Sie mich begleiteten, Karoline," sagte Luizzi zu seiner Schwester gewendet.

„Ich," entgegnete Sie erröthend, „ich! . . ." Sie schien einen Augenblick zu zweifeln, dann sagte sie stotternd: „Welche Herrschaft werde ich über diese Menschen haben? Sie haben gesehen, daß ich nichts für Heinrich vermochte, als ich ihn zu retten versuchte, ohne ihn zu kennen."

„Ohne Zweifel," sagte Bruno, „aber Sie haben auch gesehen, daß ein Wort, daß Sie diesen Herrn kennen, hinreichte, diesen zu retten."

„Das macht nichts," antwortete Karoline, „mein Bruder, verzichten Sie auf dieses Vorhaben, setzen Sie sich nicht einer schrecklichen Gefahr aus, um eine Erklärung zu erhalten, welche vielleicht nichts als ein neuer Schmerz für mich seyn wird."

„Vergessen Sie nicht," erwiederte Luizzi, „daß es sich um Ihre Ehre, vielleicht auch um Ihr Glück handelt."

„Ist es so?" sagte der Vater Bruno, indem er aufstand, „in diesem Falle bin ich da. Ich werde Sie begleiten und der kleine Matthäus wird uns führen."

„Aber Sie würden sich dadurch einer Gefahr aussetzen," sagte Luizzi „mit der Sie mir in diesem Augenblicke gedroht haben."

„O das ist ein großer Unterschied; zwischen mir und Bertrand gibt es Dinge, die ihn klug machen werden."

„Dieß hat aber Ihren Sohn nicht vor Gewaltthaten geschützt," entgegnete Karoline.

„Bertrand hat den Schuß nicht gethan, er hat ihn auch nicht befohlen, ich bitte Sie nur um eine Sache, Schwester Angelika, Sie die so gut und so barmherzig gegen die armen Leute sind. Ist es wahr, daß Ihr Gluck davon abhängt, daß dieser Herr zu Bertrands Bande geht und den Gefangenen sieht."

Karoline zögerte noch; dann antwortete sie mit gesenktem Blicke. „Ich kann mich dem Willen meines Bruders nicht widersetzen, und wenn er durchaus Herrn Heinrich sehen will. . . . .“

„Ja, meine Schwester, ja, ich will es. Denken Sie auch daran, daß Heinrich vertheidigungslos in der Gewalt von Menschen sich befindet, welche ihm den Muth, den er gegen sie gezeigt hat, mit seinem Leben bezahlen lassen können. Es handelt sich also auch darum, ihn zu retten.“

„So retten Sie ihn, mein Bruder, und Gott möge Sie beschützen.“

„Wann können wir abreisen,“ fragte Luizzi.

„Sobald als möglich, wird das beste seyn,“ entgegnete Bruno, „ich will Matthäus aufwecken und ihn aufstehen heißen.“

„Hört!“ rief eine Stimme, welche aus dem großen Bette kam, das in einer Ecke dieses weiten Gemaches stand.

Luizzi und die Schwester näherten sich demselben und sahen Jakob, welcher sich in seinem Bette aufgesetzt hatte.

„Hört,“ fuhr er fort „ich will wohl meinen Vater und meinen Sohn fortlassen, weil es sich um die Ehre der Schwester Angelika handelt; als mein armes kleines Mädchen, welches hier an meiner Seite schläft, an den Blattern auf den Tod darnieder lag, da kam die Schwester Angelika, ohne die Ansteckung zu fürchten, zu uns, und brachte die Nächte und die Tage an dem Bette meines Kindes hin, und rettete es. Für das Leben desselben, welches sie gerettet, kann ich wohl das Leben eines andern aussetzen; Matthäus wird Ihnen also folgen. Was Euch, mein Vater, betrifft, so wißt Ihr, was Ihr thut, und ich habe nichts gegen Euren Willen zu sagen. Aber Sie mein Herr, müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie Alles was Sie sehen werden, nur für sich benützen. Sie

müssen mir zu Gott schwören, daß Sie keinen Menschen Bertrands Schlupwinkel verrathen werden, und daß, wenn die Anführer der Truppen, welche das Land besetzen, hören, daß Sie bis zu dem Orte gelangt sind, wo die Chouans sich verbergen, Sie ihnen durchaus keine Auskunft ertheilen wollen, die sie dahin führen könnte."

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf," sagte der Baron, „obgleich ich erstaune, daß Sie es fordern, während Sie das Opfer dieser Elenden geworden sind."

„Das kommt auf die Rechnung, die zwischen mir und Bertrand abzuschließen ist," sagte Jakob. „Er ist mir Blut schuldig, und ich will nicht, daß er es an andere bezahle. Jetzt verrichten Sie Ihre Geschäfte, ich werde die meinigen verrichten, wenn es Zeit ist."

Einen Augenblick später war der kleine Matthäus bereit. Es wurde die Uebereinkunft getroffen, daß Karoline bei Jakob die Rückkunft Luizzi's erwarte, und der Baron ging begleitet von dem kleinen Knaben und von dem blinden Greise ab. So lange die Nacht währte, welche auf dem Punkte war zu enden, ging ihr Marsch schweigend vor sich, immer an tiefen Hohlwegen hin, wobei man dichten Hecken entlang gehen mußte. So wie der Tag zu grauen begann, begegneten sie Bauern, welche auf das Feld zur Arbeit giengen; dann wurde es immer lebendiger, sie sahen die Wege mit den schmalen Karren des Landes sich bedecken, mit ihrem ungeheuren Anspann, welcher wenigstens aus drei Paar Ochsen und vier Pferden bestand, die durch Stränge von außerordentlicher Länge angespannt waren. Eines Theils nöthigte der schlimme Zustand der Straßen zu dem Gebrauche dieser beträchtlichen Kräfte, um die geringsten Lasten zu verführen, und die Wagen den Schlammlöchern zu entreißen, in welche sie gerathen; andern Theils setzten die Bauern eine Eitelkeit in die Menge der Pferde und Ochsen, welche sie an einen einzigen Wagen anspannen können, um einige Säcke Getraids auf den Markt zu führen.

Luizzi mit der Wichtigkeit der Mission beschäftigt,

welche er sich selbst auferlegt hatte, betrachtete dieses Alles ohne wirklich darauf acht zu geben. Er bemerkte also auch nicht den seltsamen Anblick der Bauern, welche diese Wagen führten, die in ihre Kappenmäntel von Ziegenfellen eingewickelt waren und den Kopf mit einer breiten rothen Mütze bedeckt hatten, unter welchen ihre langen glatten Haare hervorsahen. Er bemerkte nicht ihre nackten Füße in ihren Holzschuhen, und die nackten Beine in ledernen Kamaschen, welche sich schlecht mit einer kurzen Hose verbanden, die auf der äußern Seite der Kniee offen war. Die Art weichen und momentanen Gesangs, welcher fast immer diese Bauern auf ihrem Wege begleitet, zog ihn von seiner Betrachtung nicht ab; doch war er über die Art betroffen, mit der man zu dem Vater Bruno, so oft man ihm begegnete, sprach:

„He, wie geht's bei Euch? Hat Jacob lang mit seiner Schulter zu thun? Ist die Wunde gefährlich?“ sagte man jeden Augenblick zu ihm.

Das Ereigniß, welches vor kaum drei oder vier Stunden in der Hütte statt gehabt hatte, kannte schon Alles; jeder erkundigte sich mit Theilnahme, aber keiner machte die geringste Bemerkung, weder tadelnd noch lobend, über das Betragen Jakobs, oder das der Chouans. Luizzi bezeigte Bruno sein Erstaunen, daß die Nachricht von der Verwundung seines Sohnes sich so reißend schnell verbreitet hatte.

„Das ist nichts Außerordentliches,“ antwortete der gute Mann, „die Hälfte der Bursche, welchen wir begegnet sind, war vielleicht unter der Bande. Jetzt, da sie ihren Streich ausgeführt haben, sind sie in ihre Meiereien zurückgekehrt, und die Gensdarmen können daher gehen, ohne etwas zu fürchten.“

„Das begreife ich nicht,“ sagte Luizzi.

„Es ist dennoch sehr leicht zu begreifen. Man weiß, wie viel es Hüte und weiße Köpfe (Männer und Weiber) in jedem Hause gibt; wenn die Gensdarmen zum Beispiel zur Zeit des Mittagessens kommen, ver-

langen sie Rechnung über die Leute; man muß ihnen die benennen, die auf dem Felde sind, und die auf den Markt gegangen; wenn es fehlt notiren sie es. Aber da die Bursche an der Arbeit sind und wenn der Tag beginnt, gibt es kein Mittel, die kennen zu lernen, die einen Theil der Bande ausmachen. Das ist so wahr, daß man oft Auskunft über einen bösen Streich gerade von denen verlangt, welche ihn ausgeführt haben. Damit man die Schurken entdeckt, welche falsche Chouans machen, müßte man plötzlich mitten in der Nacht in die Häuser einfallen, aber für die Gensdarmen macht es sich nicht gut, Nachts auf unseren Wegen herumzulaufen."

„So werden wir also," sagte Luizzi, „Bertrand zu Hause finden."

„O nein, der ist bekannt, und wenn er auch manchmal in sein Haus geht, so geschieht es nur nach Sonnenuntergang. Wir werden ihn in der großen Steppe mit noch vier oder fünf Andern finden, die aus der gleichen Ursache gezwungen sind, sich zu verbergen."

„Demnach glauben Sie," sagte der Baron, „daß wir einigen von den Menschen begegnet sind, welche in der vergangenen Nacht Ihr Haus angegriffen haben."

„Nichts gewisser, als das," entgegnete Bruno, „ich wollte darauf wetten, daß wir mit dem gesprochen haben, der den Schuß gethan hat. Sie erinnern sich des kleinen Untersetzten, der zu mir gesagt hat:" man muß hoffen, daß es nichts macht."

„Der ist es nicht Großvater," sagte der kleine Matthäus, „ich weiß wer es ist."

„Und hast Du es Deinem Vater gesagt?" entgegnete Bruno, ohne über das Geheimniß zu erstaunen, welches dieses Kind bewahrt hatte.

„Ich werde es gleich mit meinem Holzschuh dem Knaben Ludwig, dem Sohne von Petithomme das erstemal, daß ich ihm auf der Weide begegnen werde, sagen."

„Ha, es ist Petithomme," sagte der Greis kalt,

Jacob hätte schon lange ihm mißtrauen sollen. Aber Du, Kleiner, gib Acht auf Ludwig, er ist zwei Jahre älter als Du; klappse ihn auf das Aug, das ist ein guter Ort."

„Seyd ruhig, Großvater, es ist nicht das erstemal, daß er Zeichen von mir davon trägt."

Und ohne sich weiter darüber zu beunruhigen, was aus dem Streite seines Enkels hervorgehen könnte, blieb Bruno stehen und schien um sich zu wittern.

„Wir müssen ganz nahe bei der großen Steppe seyn," sagte er.

„Ja, Großvater," antwortete Matthäus.

„Dann suche links in dem Ginster einen kleinen Fußweg. Bertrand muß in dem Loche bei der alten Brücke stecken."

Das Kind hatte bald den Fußweg gefunden, und Luizzi, welcher eine Steppe von wenigstens einer Stunde im Durchmesser vor sich liegen sah, fragte, ob der Weg, den sie noch zu machen haben, weit sey.

„Wir gehen fast in die Mitte der Steppe," antwortete Bruno.

„Wie," versetzte der Baron, „die Chouans verbergen sich an einem so offenen Orte?"

„Geben Sie acht, Sie werden Ihnen gegen über, ein wenig links, eine kleine Anhöhe sehen. Am Fuße dieses kleinen Hügels ist die alte Brücke. Eine Schildwache auf der Spitze stehend und im Ginster verborgen, übersieht leicht die ganze Steppe. In dem Augenblick, in welchem ich zu Ihnen spreche, weiß Bertrand, daß drei Personen sie betreten haben und gegen sein Versteck herankommen. Er erwartet uns, weil wir nur drei sind; aber wenn man ihm ein Truppencorps signalisirt hätte, so wäre er schon auf der Flucht nach der entgegengesetzten Seite."

„Aber wenn sich diese von mehreren Seiten zugleich nahen würden?"

„Wenn sie von zehn Seiten kommen würden, würde

ihm wenig daran liegen; es gibt zwanzig unbemerkte Fußwege, welche aus der Steppe führen; die Bursche würden sich zerstreuen und zwischen den Soldaten hindurchschlüpfen, wie ein Hase zwischen zwei Jägern. Es hat immer nur ein gutes Mittel gegeben, mit den Chouans Krieg zu führen."

„Und welches?"

„Es ist das, ihnen ihre Frauen und Kinder wegzunehmen und diese ruhig, ohne ihnen ein Uebel zuzufügen, in eine Stadt zu führen. Ha, wenn Sie sehen würden, wie die armen Teufel schnell ablassen, wenn sie weder Nachtlager, noch Bett hätten. Das wäre eine Geschichte von acht Tagen. Sie würden im Galopp ihre Flinten und ihre Munition herbei bringen, um ihre Familien wieder zu bekommen, und einmal entwaffnet, müssen sie sich wohl ruhig verhalten."

Der Vater Bruno blieb plötzlich stehen und sagte zugleich:

„Horcht! Haben Sie dieses „„Huhu"" gehört? Man schickt jemand ab, um uns zu recognosciren.""

Sie setzten ihren Weg fort und Luizzi bemerkte, daß diese Steppe, welche bei dem ersten Anblicke so eben geschienen hatte, im eigentlichen Sinne des Wortes durch tiefe Gräber und durch Schluchten, von Regen angeschwollen, in gewissen Zwischenräume durchschnitten, daß das Feld mit Ginster bedeckt, der wohl fünf bis sechs Fuß hoch war. In dem Augenblicke, in welchem sie aus den dichten Gebüschen heraustraten, bemerkten sie Bertrand vor ihnen, der ihnen zurief:

„Wohin geht ihr?"

„Wir gehen dahin, wo wir angelangt sind," sagte Bruno. „Denn wir suchen Dich."

„Da ihr mich gefunden habt, so sagt was ihr wollt."

„Dieser Herr wird es Dir auseinandersetzen, denn es betrifft ihn."

„Teufel," rief Bertrand, „ist es nicht genug, daß

man ihn nicht in die Pfütze geworfen hat, wie ihm das ohne die Dazwischenkunft der Schwester Angelika begegnet wäre?"

„Ich komme in ihrem Namen," sagte Luizzi.

„Um den Officier zu retten," sagte Bertrand mit dumpfer Stimme.

„Um ihn zu retten."

„Die Schwester Angelika bekümmere sich um ihre Angelegenheiten," sagte Bertrand entrüstet. „Uebrigens ist es um so schlimmer für Sie, sich in die Sache zu mischen, um so schlimmer für Dich, Bruno, Dich auch darein zu mischen. Du hast einen Fehler begangen, Du hast einem Fremden den Weg zu dem Loch an der alten Brücke gezeigt, das ist ein Verrath, und Du weißt, wie man diesen bezahlt."

„Der Grund, welcher diesen Herrn hieherführt," entgegnete Bruno ruhig, „betrifft nicht die Chouanerie, er betrifft allein die Schwester Angelika. Erklären Sie ihm das, mein Herr, und machen Sie Ihre Geschäfte."

Luizzi wollte sprechen, als Bertrand das Wort nahm und sagte:

„Weil Sie das Loch an der alten Brücke sehen wollten, müssen Sie ganz hereinkommen, und weil Ihr so neugierig seyd, so will ich Euch einen Weg zeigen, den weder der eine, noch der andere kennt."

Sogleich setzte sich Bertrand in Marsch und nahm seinen Weg auf eine Art von Graben, der halb mit Wasser angefüllt war; als Luizzi zauderte ihm zu folgen, sagte ihm Bruno ganz leise:

„Jetzt darf man nicht zurückschaudern, es müssen rechts und links von uns Bursche stecken und vielleicht auch hinter uns, die Ihnen die Nieren mit einer guten Kugel pfeffern würden, wenn Sie Miene machen sollten, zu stolpern."

Luizzi entschloß sich vorwärts zu gehen, und nach Verlauf von zehen Minuten kamen sie in die Tiefe einer Schlucht, deren beide Ränder in früherer Zeit

durch eine Brücke mit zwei Bogen verbunden waren. Die eine dieser Bogen war noch ganz, und unter ihm saßen acht bis zehn Männer um ein Feuer.

Bruno und sein Enkel betrachteten sie kaum, aber um Luizzi gingen sie her, indem sie murmelten:

„Das ist der Spion von der vergangenen Nacht.“

Diese Benennung erschien Luizzi als eine schlimme Vorbedeutung. Indessen hatte er sich zu dem Schritte, den er jetzt gethan, nicht entschlossen, ohne vorauszusehen, daß er einigen Gefahren ausgesetzt seyn könnte, und er schien die üble Stimmung der Chouans nicht zu bemerken.

Jetzt nahm er wahr, daß der kleine Matthäus sich einem der Chouans nahte, welcher sich abgesondert hatte, und diesem im fröhlichen Tone sagte:

„Guten Morgen, Vater Petithomme, was macht der Knabe Ludwig?“

„Der macht, was er kann,“ sagte der Chouan.

„Du bist also der Petithomme?“ sagte Bruno in freundschaftlichem Tone.

„Ja, Vater Bruno, und bei Euch geht es, wie ich hoffe, gut?“

„Nicht schlimm, nicht schlimm.“

Weder der Greis noch das Kind zeigten die geringste Gemüthsbewegung, indem sie so, der eine mit dem Mörder seines Vaters, der andere mit dem Mörder seines Sohnes sprachen.

Luizzi bemerkte übrigens nichts, was ihm angezeigt hätte, daß der Lieutenant an diesen Ort gebracht worden sey; er erwartete, daß Bertrand ihn frage. Dieser hatte sich auf einen großen Stein gesetzt, stützte die Ellbogen auf die Kniee und sagte zu ihm, indem er sich über das Feuer bog:

„Was verlangen Sie?“

„Etwas,“ sagte Luizzi, „was ich fürchte, daß Sie es mir nicht mehr bewilligen können; ich wünschte Ihren Gefangenen zu sprechen.“

„Was wollen Sie ihm sagen?"

„Das ist ein Geheimniß zwischen mir und ihm."

Bertrand erhob das Haupt und betrachtete Luizzi mit erstaunter Miene; dann nahm er seine frühere Stellung an, streckte seine Hände über das Feuer aus, und rief einem seiner Leute zu:

„Hole den Verwundeten."

Einen Augenblick später erschien Heinrich, und Luizzi konnte ihn nach Belieben betrachten. Er war ein Mann von kaum fünf und zwanzig Jahren mit herkulischen Formen, kleinem Kopf, gedrückter Stirn, und hätte unter seinem schwarzen Barte eine rothe Gesichtsfarbe haben müssen, wenn ihn nicht die Krankheit gebleicht hätte.

„Ihr könnt mit einander reden," sagte der Chouan: „Genirt Euch nicht. Wir lassen Euch Zeit."

„Sind Sie hiehergekommen, mein Herr," sagte Heinrich, „um wegen meiner Freiheit zu unterhandeln."

„Nein!" entgegnete der Baron; „ich komme im Namen der Person, welche Sie bei Jakob wieder erkannt hat."

„Von Fräulein Karoline, welche man die Schwester Angelika nennt, und die zwei Taufnamen hat, weil ihr ein Familienname fehlt," sagte Heinrich brutal. „Was will sie von mir?"

„Nichts, mein Herr," sagte Luizzi empört über solche Rohheit, „aber ich habe das Recht, von Ihnen eine Erklärung zu fordern."

Der Offizier blickte mit einer unverschämten Miene um sich und entgegnete:

„Eine Erklärung, hier? Der Platz ist nicht angemessen. Ich trage den rechten Arm in der Binde; aber das ist gleichviel, wenn diese Bauern zwei scharfe, wenn auch schlechte Latten auszuleihen haben, so stehe ich zu Ihren Diensten."

„Sie werden von mir nicht einen so schlechten Geschmack voraussetzen, denke ich," entgegnete Luizzi im

hohen Tone des Adeligen, „daß ich hiehergekommen sey, um Ihnen, in dem Zustande in welchem Sie sind, eine solche Erklärung abzufordern.“

„In diesem Falle habe ich Ihnen eine andere nicht zu geben;“ entgegnete Heinrich, und wandte ihm den Rücken zu.

Luizzi war sprachlos vor Ueberraschung, indem er den Ton und die Manieren dieses Herrn gewahrte, welchen er sich nach seinen Briefen als einen schönen, melancholischen jungen Mann vorgestellt hatte. Er fand nicht sogleich eine Erwiederung auf Heinrichs brutale Antwort, und vielleicht hätte er diesen sich entfernen lassen, wenn er sich nicht umgewendet und mit beleidigendem Tone zu ihm gesagt hätte:

„Es fällt mir ein, daß ich wünsche, Sie machten mir das Vergnügen, mir zu sagen, mit welchem Rechte Sie sich in meine Angelegenheiten mengen.“

„Weil Ihre Angelegenheiten die meinigen sind, mein Herr,“ sagte der Baron mit Würde, „denn ich bin der Baron von Luizzi, und Karoline ist meine Schwester.“

Bei dieser Erklärung schien Heinrich wie versteinert, und als Luizzi beifügte:

„Ich weiß Alles, mein Herr.“

Da brach der Lieutenant in furchtbare Schwüre aus, und rief während derselben unter anderem:

„Nun, es ist gut, wenn Sie Alles wissen, gehen Sie hin und zeigen Sie mich bei meinen Chefs an, machen Sie, daß ich vor der Fronte des Regiments cassirt werde. Das ist mir Alles gleich, hier sind Schurken; welche mir seit gestern verheißen haben, mich abzuschlachten. Sie mögen dieß jetzt nach ihrem Belieben thun, es ist mir lieb, wenn es gleich zu Ende geht.“

Luizzi glaubte, daß der Paroxismus des durch die Verwundung herbeigeführten Fiebers den Kopf des jungen Mannes verwirre, und indem er sich durch den Eindruck geschmeichelt fühlte, welchen schon die einfache

Nennung seines Namens hervorgebracht hatte, sprach er sanft zu ihm:

„Hören Sie mich, mein Herr; ich glaube die Militärbehörde nicht competent, einen Fehler, wie den Ihrigen zu bestrafen, besonders aber dann nicht, wenn er sich wieder gut machen läßt."

„Und wie Teufels wollen Sie, daß ich ihn mit 1200 Franken Gage gut mache?" sagte Heinrich, indem er die Achseln zuckte.

„Der Mangel an Vermögen, mein Herr, wird für Sie kein Hinderniß seyn; der persönliche Reichthum meiner Schwester ist in Wahrheit nicht von Bedeutung, aber ich vermag denselben bis zu dem Grade zu erhöhen, daß er allen Erfordernissen einer ehrenvollen Stellung genügen wird."

Das schwerfällige Fassungs-Vermögen des Unterlieutenants schien langsam zu erwachen, und wie ein Mann, der zu begreifen sucht, was man ihm sagt, betrachtete er Luizzi und sagte stotternd:

„Karoline, war an sich schon eine ziemlich gute Parthie... Um so besser für Sie, wenn Sie sie noch reicher machen... Es ist möglich, daß ich besser gethan hätte, sie zu heirathen... und wenn ich nicht gehört hätte..."

„Unwürdige Verläumdungen," sagte Luizzi.

„Ich sage nicht, daß Fräulein Karoline je etwas Tadelswerthes gethan habe," antwortete Heinrich, zwischen den Zähnen murmelnd. „Aber Sie haben es vielleicht einen Augenblick geglaubt, und dieser Augenblick war hinreichend, um ihr Glück auf immer zu vernichten, und ohne Zweifel auch das Ihrige. Aber noch ist es Zeit, mein Herr, noch hat sie ihr Gelübde nicht abgelegt. Sie liebt Sie immer noch, und wenn Sie jetzt enttäuscht sind, so beweisen Sie es mir, indem Sie ihre Hand annehmen."

Um diesen Vorschlag zu machen, hatte sich Luizzi in eine Heldenstellung versetzt, indem er den einen

Arm in die Hüfte stemmte, die andere Hand gegen Heinrich ausstreckte, er hatte in einem theatralischen Tone gesprochen, welchem durchaus nichts als ein spanischer Mantel und ein Raufdegen fehlte, um von bester dramatischer Art zu seyn. Da er die verblüffte Miene Heinrichs sah, fuhr er in demselben Tone fort:

„Ich bin in ehrlicher Weise zu Ihnen gekommen, mein Herr, antworten Sie mir in derselben Art; sind Sie frei?“

„Frei um zu heirathen?“ sagte Heinrich. „Ja, wenn ich die Freiheit bekomme, von hier abzureisen.“

„Was soll ich in diesem Fall Karolinen sagen?“

„Meiner Treue, daß ich ganz bereit bin, sie zu heirathen,“ entgegnete Heinrich, dessen Augen ein seltsames Erstaunen und eine Art von Verwirrung beurkundeten.

„Ich danke Ihnen in ihrem Namen, mein Bruder,“ entgegnete der Baron, der immer noch auf seinem ritterlichen Steckenpferde ritt. Dann stieg er bis zu dem väterlichen Tone mittelst eines geschickten Uebergangs herab und fuhr fort:

„Wer hat Sie denn so weit irre führen können, daß Sie an Karolinen ein Billet, wie dieses hier schreiben konnten?“

Heinrich nahm das Billet und las es. Er blieb schweigend und wie in tiefer Betrachtung versunken:

„Ich weiß,“ sagte Luizzi, welcher im Zuge des Sprechens war, „ich weiß, daß die Liebe, welche oft das Evidenteste nicht glaubt, dem leisesten Argwohne folgt, um an ein Verbrechen zu glauben; aber Sie können mir sagen, wer der Urheber dieser Verläumdungen war.“

„O!“ sagte Heinrich, welcher immer noch die Augen auf das Billet heftete, „ich kann und darf niemand nennen. . . .“

„Ich verstehe Sie,“ sagte Luizzi; „aber ich fürchte daß diese Juliette . . .“

Heinrich fuhr zusammen; aber er antwortete auch fast sogleich: „Nein, auf meine Ehre, Juliette hat mir nie ein Wort gegen Karolinens guten Ruf gesagt.“

„Dieß wäre also? . . .“

„Forschen Sie nicht, Herr von Luizzi. Sie kennen Die nicht, welche mich betrogen haben.“

„Wie es Ihnen beliebt. Ich ehre Ihr Bedenken; aber was uns jetzt beschäftigen muß, das ist, die Mittel zu finden, welche Sie befreien. Ueberlassen Sie mir diese Unterhandlung,“ fügte der Baron mit der entzückten Miene der Ueberlegenheit bei. „Ich werde diesen Leuten Vernunft beibringen.“

„Versuchen Sie,“ sagte Heinrich, „aber haben Sie die Güte, mir diese Correspondenz anzuvertrauen.“

„Sie werden darin ganz und gar Ihr Herz wieder finden,“ entgegnete Luizzi mit bezauberndem Tone.

Und er stellte das Packet Briefe Heinrich zu, und dieser begann sie mit einer Aufmerksamkeit zu lesen, worüber Luizzi lächeln mußte. Der Baron schritt sogleich auf Bertrand zu.

„Ist es einmal zu Ende,“ sagte der Chouan. „Bruno hat mir diese Geschichte auseinander gesetzt, es scheint daß die Ordensschwester Ihre eigene Schwester ist. Desto besser für Sie, denn sie ist eine heilige Frau. Da Sie hier nichts mehr zu thun haben, so gehen Sie wieder zurück; je früher je besser.“

„Ich kann nicht allein abreisen, denn Bruno hat Ihnen nicht Alles gesagt, ich bin der Bruder der Schwester Angelika, wie Ihr sie nennt, und dieser Offizier war ihr Bräutigam seit langer Zeit. Das Unglück hat sie getrennt, und heute, da sie sich wiedergefunden haben, will ich ihr Glück sichern, indem ich sie verheirathe.“

„Eine Nonne verheirathen,“ sagte einer der Chouans.

„Sie hat ihr Gelübde noch nicht abgelegt,“ entgegnete Luizzi.

Ein dumpfes Murmeln wurde unter diesen Leuten hörbar.

„Schweigt!“ rief Bertrand, „das geht uns nichts an, und um es Ihnen zu beweisen, mein Herr,“ sagte er zu Luizzi, „erkläre ich Ihnen in aller Güte, daß der Offizier und die Nonne sich verheirathen können, wenn sie wollen, wenn wir nur unsern Gefangenen Georges dagegen ausgewechselt erhalten.“

„Sie wollen mir ihn also nicht zurückgeben?“

Bertrand betrachtete Luizzi mit staunender Miene.

„Und warum verlangen Sie, daß ich ihn Ihnen zurückgebe.“

„Es handelt sich hier um die Ehre einer Frau, und das Glück derjenigen die Sie eine Heilige nennen.“

„Eine schöne Heilige!“ sagte Bertrand, „welche Liebhaber in der Linie hat.“

„Sie vergessen, mit wem Sie sprechen?“ sagte Luizzi.

„Und Sie vergessen sich selbst;“ schrie Bertrand, auf Luizzi losgehend und den Kolben seiner Flinte in der Luft haltend. „Kenne ich Sie? Ich habe Sie nahen lassen, während ich Sie unter Flintenschüssen hätte fortjagen können; ich habe Ihnen erlaubt, mit diesem Officiere zu sprechen, weil Vater Bruno Sie begleitet hat, und weil ich seinem Sohne ein Unglück verursacht habe. Aber was verdanke ich Ihnen. Machen Sie sich also aus dem Staube, ich rathe es Ihnen, entfernen Sie sich, während ich noch den guten Willen habe, Sie fortgehen zu lassen, und ermüden Sie mich nicht mit Ihren Pariser-Herrnmienen. Verstehen Sie?“

Wahrscheinlich würde Luizzi noch einige thörichte Erwiederungen gemacht haben, aber Vater Bruno nahm das Wort.

„Wohlan, Bertrand, sey nicht abscheulich. Dieser Herr hat recht.“

„Mische Dich nicht darein, Bruno,“ sagte Bertrand, „Du hast es ohnedieß schon zu sehr gethan.“

„Und ich werde mich darein mischen, so lang ich will, verstehst Du Bertrand?“ versetzte der Blinde im

zornigen Tone. „Glaubst Du, mir durch Deine grobe Stimme Furcht einzujagen? Bertrand, ich habe sie zittern und bitten hören.“

„Schweigst Du,“ sagte der Chouan, indem er seinen wilden Blick auf den Blinden richtete. „Schweigst Du, Du wirst Dir ein Unglück zuziehen.“

„Und wenn ich nicht schweigen will, und wenn ich sagen will was Du gethan hast? Bertrand zwinge mich nicht zu sprechen ...“

„Daran werde ich Dich wohl hindern,“ sagte der Chouan, indem er seine Flinte lud.

„Thut dem guten Mann nichts zu Leide!“ schrieen die andern Chouans. „Es ist genug an Jakob!“

Der Anführer hielt inne, und nahm seine Flinte zornig auf. Jetzt sagte Bruno im befehlenden Tone zu ihm:

„Komm hieher, Bertrand, komm hieher!“

Bertrand gehorchte und folgte dem Greise auf einige Schritte von Luizzi weg. Die Chouans zogen sich aus dem Brückenbogen zurück, und die Elipse des Gewölbs diente den Worten Bruno's als Leiter, der Baron konnte sie hören, wie wenn er an der Seite des Blinden stünde. Dieser sagte zu Bertrand:

„Hast Du den Angriff von Andouillé vergessen? Hast Du vergessen, daß unser Chef Balatru dort durch eine Kugel zwischen den beiden Schultern getödtet wurde, obwohl er unmittelbar vor uns ging? Niemand war an Deiner Seite als ich, und niemand weiß, wer diese Kugel abgeschossen hat; willst Du, daß ich es ganz laut sage?“

„Balatru hat uns Händel gemacht,“ sagte Bertrand, indem er den Kopf senkte.

„Du warst der Liebhaber der Frau Balatru's, und Du hast sie geheirathet; das ist das Ganze.“

„Nun und hernach,“ entgegnete Bertrand, dessen Hand sich vor Zorn zusammenzog.

„Hernach? Als ich Dir gedroht habe, Dich den Chefs anzuzeigen, da hast Du mich, auf der Erde

knieend gebeten, und Du hast gesagt: „Verrathe mich nicht und wenn Du jemals von mir das Leben oder den Tod eines Menschen verlangen wirst, so werde ich ihn retten, oder tödten, wie Du es willst."

„Und verlangst Du das Leben dieses Offiziers von mir."

„Das zu erst, und dann noch etwas Anderes. Das ist Petithomme, welcher auf Jakob geschossen hat."

„Wer hat es Dir gesagt?"

„Ist er es nicht? Matthäus hat ihn gesehen."

„Ja, er ist es."

„Ich will nicht, daß er von Neuem anfange, Du weißt, daß er Marianne heirathen sollte; er hat diese Nacht versucht, das zu thun, was Du früher gethan hast und ..."

„Es ist gut," sagte Bertrand, „ich stehe Dir dafür gut. Uebrigens ist er ein böser Bube, dem ich mißtraue. Das ist das Geringste ... aber den Offizier; ... ich kann nicht ..."

„Du kannst, wenn Du willst."

Als sie ihre Unterredung fortsetzten, hörte man ein kleines Geräusch von der Spitze der Schlucht, und ein Chouan stieg herab, indem er durch die Ginsterbüsche fortkroch und mit leiser Stimme sagte:

„He, Bursche, die rothen Hosen sind da!"

„Wo das?" sagte Bertrand.

„An dem Saume des großen Holzes."

„Gut!" antwortete der Chef, „haltet Euch ruhig und geht auf die Höhe zurück," dann wandte er sich gegen Bruno und sagte: Wie willst Du, daß ich dieses den Andern vorschlage."

Noch hatte er nicht geendet, als ein zweiter Chouan erschien.

„He, Bursche, die rothen Hosen!"

„Von welcher Seite."

„Gegen die große Pfütze."

„Geh zurück, und warte!" versetzte Bertrand.

Bei dieser Nachricht hatte sich Heinrich erhoben und dem Barone genaht; aber dieser gab ihm ein Zeichen, daß er die Unterredung der beiden Bauern nicht stören solle. In diesem Augenblicke sagte Bruno zu Bertrand: „da ist eine gute Gelegenheit, schicke Deine Leute zurück, und laß den Offizier mit uns hier."

„Ich will sehen, ob es möglich ist," sagte Bertrand mit ruhiger Stimme. Sogleich entfernte er sich einige Schritte, indem er einen drohenden Blick auf den Greis warf. Luizzi näherte sich Heinrich, und dieser sagte: „Das ist eine Unterstützung, die uns sehr gelegen kommt: . . . ."

„Ich zweifle daran," sagte Luizzi, dann näherte er sich Bruno und sagte ganz leise zu ihm:

„Nehmt Euch in Acht, ich fürchte Verrath."

Fast in demselben Augenblicke kam Bertrand zurück; er schien heftig aufgeregt.

„Wir sind verkauft!" sagte er; „es sind mehr als dreihundert, die von allen Winkeln herkommen."

Die Chouans nahten sich Bertrand und das Wort: verkauft! verkauft! tönte ringsum unter diesen zwölf oder fünfzehn vereinigten Männern. „Verkauft und Verloren!" sagte Bertrand. „Sie rücken vor, indem sie einen Kreis machen und die Steppe durchsuchen, wie die Treiber nach dem Wildpret."

„Es ist der Vater Bruno, der uns angezeigt hat!" rief der Chouan Petithomme, während Bertrand den Eindruck beobachtete, welchen diese Anschuldigung erzeugen würde.

„Würde ich, wenn ich Euch angezeigt hätte, in Eurer Mitte seyn?" sagte Bruno achselzuckend.

„Er hat recht, er hat recht!"

Aber Ihr scheint mir sehr schnell aus der Fassung gebracht," entgegnete Bruno. „Wie, Ihr könntet einem Hundert Soldaten nicht entrinnen und entschlüpfen. Kennt ihr den Fußsteig von . . ."

„Ich kenne alle Fußsteige," sagte Bertrand, indem er Bruno unterbrach, „aber bei der Art und Weise, mit welcher sie vorrücken, werden wir sehr glücklich seyn, wenn nicht drei oder vier von uns gefangen oder getödtet werden. Indessen gibt es ein Mittel, um Alle zu retten, ohne daß einer von uns die geringste Gefahr laufen wird."

„Laß hören."

„Hört!" sagte Bertrand, indem er sich an Heinrich wendete, „Sie kennen den Bau, in dem Sie eingeschlossen waren, er kann uns Alle aufnehmen und wir können uns Alle darin verbergen. Ihr laßt die Soldaten bis hieher kommen, und wenn sie da sind, erklärt Ihr ihnen, daß es schon länger als zwei Stunden ist, daß wir die Steppe verlassen haben. Die Nachsuchungen werden von dieser Seite aufhören und wir werden hier so ruhig seyn, wie die Fische im Wasser."

„Es sey!" sagte Bruno, „ich verspreche es Dir."

„Und ich auch," bemerkte der Baron.

„Aber ich kann mich nicht verpflichten, die Meinigen zu verrathen!"

„Sie," sagte Bertrand, „das bringt mich nicht in Verlegenheit, und ich stehe Ihnen dafür gut, daß Sie nicht sprechen werden."

„Was willst Du denn beginnen?" sagte Bruno.

„Er wird uns gutwillig folgen und er wird nicht schreien, wenn wir ihn halten werden, oder er bleibt hier und das macht eine Leiche mehr in der Steppe."

„Vergiß nicht, daß ich die Freiheit des Offiziers von Dir verlangt habe," sagte Bruno.

„Damit er uns verrathe!" entgegnete Bertrand.

„Retten Sie sich, Heinrich," sagte der Baron, „und schwören Sie bei Ihrer Ehre, ihren Schlupfwinkel nicht zu verrathen."

„Das ist mir unmöglich," antwortete Heinrich.

„In diesem Fall," sagte Bertrand, indem er sein

Jagdmesser zog, „gehen Sie vor uns her und stolpern Sie nicht.“

„Ihr könnt mich tödten.“ sagte Heinrich, „denn ich werde nicht einen Schritt thun.“

„Wie gesagt, so geschehe es!“ sagte Bertrand, indem er zurücktrat, um einen sicherern Stoß auf Heinrich ausführen zu können.

„Wenn Ihr ein solches Verbrechen begeht,“ rief Luizzi. „so nehme ich mein Wort zurück.“

„Wohlan, dann geht es Euch wie ihm.“

„Sie ziehen sich zusammen, sie nahen!“ rief eine Stimme von der Brücke herab.

„Vorwärts! Entschließt Euch!“ schrie Bertrand.

„Einen Augenblick!“ sagte Luizzi, „Ihr übersaht einen Umstand; wenn wir allein hier bleiben, werden die Soldaten, die da kommen und uns nicht kennen, unseren Versicherungen nicht glauben, und daher ihre Nachsuchungen fortsetzen.“

„Das ist wahr, das ist wahr!“ sagte man von allen Seiten.

„Wenn aber einer ihrer Offiziere“ fuhr Luizzi fort, „ihnen bezeugt, daß Ihr schon lange fort seyd, werden sie nicht daran zweifeln.“

„Das ist wieder wahr!“ entgegnete Bertrand, „aber er muß wollen.“

„Heinrich willigen Sie ein!“ sagte der Baron.

„Sie kommen!“ rief ein Chouan, der vom Hügel herabkam, wo er als Schildwache war.

„Laßt sehen,“ sagte Bertrand, der rasch seine Flinte in den Riemen warf, um sich seines Jagdmessers besser bedienen zu können. „Einmal, zweimal, wollen Sie schwören, daß wir seit diesen Morgen fort sind?“

Heinrich zögerte noch.

„Meiner Treue, um so schlimmer für ihn,“ sagte Bruno, achselzuckend.

„Sie wollen nicht?“ rief Bertrand, „dann gute Nacht!“

Er hob sein Jagdmesser in die Höhe; Heinrich erblaßte und schauderte zurück.

„Ich schwöre Euch bei meiner Ehre," sagte er mit bestürzter Miene, „über das zu schweigen, was Ihr gethan habt."

„Das ist es nicht," sagte Bertrand, „es muß gesagt werden, daß wir seit langer Zeit fort sind. Vorwärts, macht nicht so viel Umstände! Eure Haut ist seit einem Augenblicke zu weiß geworden, als daß Ihr nicht auf dieselbe achten solltet."

„Sie kommen... Sie kommen!" rief eine Stimme aus dem Gesträuche.

„Vorwärts, zu Ende!" sagte Bertrand, indem er sein Messer erhob.

„Nun," sagte Heinrich „ich gebe Ihnen mein Wort als Militär, das zu erklären was Sie wollen."

„Gut," entgegnete Bertrand.

Luizzi war über den Entschluß Heinrichs entzückt, obgleich er ihm verspätet schien; er dachte, daß es bei solchen Gelegenheiten sehr am unrechten Orte sey, die Gefahr so nahe herankommen zu lassen und dann zu zeigen, daß man Furcht vor ihr habe.

„Bedenkt," sagte Bertrand, „daß die Bruno uns gut stehen und daß sie alle, Männer wie Weiber, zu Grunde gehen, wenn wir verrathen sind.

„Es ist gut, es ist gut!" sagte Bruno, „denkt an Euch, das Uebrige geht uns an." Bertrand gab den Seinigen ein Zeichen ihm zu folgen, er marschirte einige Zeit in der Schlucht auf der Seite, von welcher man Heinrich herbeigeführt hatte, dann verschwand er mit seinen Leuten in den Gebüschen; aber ehe sie sich entfernt hatten, hatte Luizzi bemerkt, daß Bertrand den Bruno dem Chouan Petithomme bezeichnet hatte Er theilte diese Bemerkung dem Greise mit, und dieser schien einen Augenblick über das nachzudenken, was er so eben erfahren hatte.

„Teufel .... Teufel!" sagte er, Kopf schüttelnd.

„Das war auch ein Fehler von Euch, Großvater,"

sagte Matthäus zornig. „Warum habt Ihr Bertrand gesagt, daß wir wissen, Petithomme habe auf meinen Vater geschossen.“

„Du hast recht, Kleiner, ich habe Unrecht gehabt, aber ich konnte nicht glauben, daß Bertrand einen solchen Streich wagen würde.“

„Ihr habt ihm einen schrecklichen Vorwurf gemacht,“ sagte Luizzi leise „und .....“ „Sie haben ihn gehört?“ erwiederte ebenso Bruno.

Luizzi machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

Bruno schien einen Augenblick unentschlossen zu sein, dann sagte er plötzlich und indem er seine Stimme erhob ziemlich laut: „Wir haben ein besseres Mittel, diese Bursche zu retten, das ist den Soldaten entgegenzugehen und sie zu verhindern, hieher zu kommen, indem wir ihnen sagen, daß die ganze Bande fort ist.“

„Ihr habt recht,“ versetzte Heinrich, „laßt uns geschwind gehen und den kürzesten Weg nehmen!“ Sogleich verließen sie die Schlucht und betraten einen Fußsteig, welcher auf beiden Seiten von hohem Ginster eingefaßt war. Sie giengen anfangs sehr schnell; aber Bruno blieb plötzlich stehen und schien zu lauschen. Sie hörten nichts, als das ferne Geschrei der Soldaten, welche sich gegenseitig über den Platz benachrichtigten, an welchem sie sich befanden. Bruno setzte seinen Marsch fort, aber nach funfzig Schritten blieb er wieder stehen. „Es folgt uns Jemand, das ist gewiß. Matthäus hast Du nichts gehört?“

„Es ist wahr,“ sagte Matthäus, „da links in dem Ginster; ich gehe hinein.“

„Bleibe hier, Bursche,“ sagte der alte Blinde.

Aber das Kind hörte nicht und stürzte sich furchtlos in das Dickicht. Luizzi und Heinrich folgten ihm mittelst der Bewegungen, welche die von ihm berührten Ginstersträuche machten. Kaum dreißig Schritt von dem Platz, an welchem sie gestanden hatten, wurde diese Bewegung plötzlich viel stärker, wie wenn ein Ringen statt

hätte, dann fing es wieder an und entfernte sich, als wenn Matthäus seinen Lauf wieder angefangen hätte, endlich verlor er sich ganz und gar.

„Matthäus, Unsinniger, bleib da!“ rief der Greis, indem er sich abmühte.

Aber niemand antwortete. Ein ungewöhnlicher Schrecken bemächtigte sich Luizzis, welcher gegen den Ort vordrang, an welchem das Kind verschwunden war. Heinrich folgte ihm und hielt ihn auf zehn oder zwölf Schritte von Bruno an, welcher fortfuhr Matthäus zu rufen.

„Der kleine Knabe ist zum Teufel,“ sagte der Lieutenant. „Sie haben wohl die Ginster in der Richtung sich fortbewegen sehen, welche er genommen hat.“

Als Luizzi seine Befürchtung an Heinrich mittheilen wollte, hörten sie einen dumpfen Schlag und ein entsetzliches Geschrei; sie wandten um. Der Vater Bruno stand noch aufrecht, und erhob sich auf seinen Zehenspitzen und breitete die Arme aus; sein Gesicht verzerrte sich in schrecklichen Convulsionen. Sie liefen auf ihn zu, aber ehe sie zu ihm gelangten, fiel der Greis mit dem Gesichte auf die Erde, die Arme ausgestreckt, und sie sahen, daß ein schauderhafter Schuß, welcher ihn von hinten getroffen, ihm die Hirnschaale zerschmettert hatte.

Heinrich und Luizzi betrachteten sich gegenseitig mit einem Blicke des Entsetzens, dann aber sahen sie bestürzt um sich. Alles war ruhig, nichts rührte sich, und sie hörten nichts als den ununterbrochenen Appell der Soldaten, welche mehr und mehr nahten. Es fehlte Luizzi nicht an Muth, und Heinrich galt für einen braven Soldaten, aber die gelbliche Bläße auf den Gesichtern beider zeigte von dem tiefen Schrecken, der sie erfaßt hatte. Luizzi suchte einige Worte hervorzubringen, aber seine Lippen bewegten sich vergeblich; die Stimme blieb ihm in der Kehle stecken, wie wenn sie durch ein unbezwingliches Gewicht hinuntergestoßen würde; beide standen sich unbeweglich, wie erstarrt gegenüber. Ein leich-

tes Geräusch ließ sich hören, sie wandten sich plötzlich um und stützten sich, Rücken an Rücken, um der Gefahr, welche ihnen drohen konnte, das Gesicht zuzuwenden. So standen sie fast eine Minute und erst nach Ablauf dieser Minute gewahrten sie, daß dieses Geräusch von den letzten Zuckungen Bruno's herkam, welcher sich in seinem Todeskampfe wälzte. Dieselbe Bewegung des Mitleids machte, daß sie sich bückten, um ihm Hülfe zu leisten; dieselbe Bewegung des Schreckens machte es, daß sie sich aufrichteten, um sich umzuschauen. Doch plötzlich schien sich der regungslose Schrecken zu lösen, und nachdem sie wie vernichtet gestanden, brach er in einen Ruf und in eine regellose Bewegung aus. Luizzi zog sein Sacktuch heraus und indem er es über den Ginstern hin und herschwankte, schrie er mit durchdringender, aber erschütterter Stimme:

„Hieher! Hieher! Hieher!"

Fast in demselben Augenblicke ahmte ihn Heinrich nach und erhob dasselbe Geschrei. Die Aufregung ihres Schreckens war vielleicht noch stärker als dessen Unbeweglichkeit; denn noch schwangen sie ihre Sacktücher, noch schrieen sie, als sie schon rings von Soldaten umgeben waren.

Luizzi erzählte nun einem Kapitän die traurigen Ereignisse, deren Zeuge sie gewesen. Während seiner Erzählung brachten Soldaten den Körper des kleinen Matthäus. Die Spuren von Fingern, welche um den Hals des unglücklichen Kindes stark eingedrückt waren, bewiesen, daß er an der Gurgel ergriffen und durch eine fürchterliche Gewalt erdrosselt worden war. Das Geschrei Luizzis und Heinrichs hatte plötzlich eine große Anzahl Soldaten auf den Punkt, an welchem die Leiche Bruno's lag, gerufen, und so den Kreis aufgelöst, der sich langsam gegen die Ruine der alten Brücke zusammen ziehen sollte. Man fand, daß die Chouans die Unordnung, welche sie durch eine so schreckliche That herbeigeführt, benützt hatten, um sich auf dieser Seite

durchzuschleichen und sich außerhalb der Steppe zu werfen; denn man fand nicht einen Einzigen in der Art von Höhle, welche sie als ihren Schlupfwinkel bezeichnet hatten, und das jetzt angestellte Treibjagen ließ auch nicht die Spur eines Einzigen entdecken.

Luizzi, welcher Karoline bei Jakob wieder finden sollte, wurde bestimmt, diesem unglücklichen Manne die traurige Botschaft von dem Tode seines Vaters und seines Sohnes zu bringen.

Das Glück, welches er Karolinen zu bringen glaubte, beschäftigte ihn kaum neben der grausamen Pflicht, die er erfüllen mußte. Er trat zitternd seinen Weg gegen das Haus des Pächters an, während Heinrich, welchem er eine Zusammenkunft in Vitré bestimmte, den Soldaten folgte. Der Baron hielt einen Augenblick an der Thüre des umzäumten Platzes an, ehe er es wagte einzutreten. Das Haus war geschlossen, und Niemand ließ sich sehen.

Er entschloß sich hineinzugehen. Alles war in dem großen Zimmer versammelt. Jakob saß am Feuer, seine Frau knieete auf dem Boden und weinte auf den Knieen ihres Mannes; die Dienstboten standen in einem Winkel und betrachteten sich gegenseitig mit Schrecken; die kleinen Kinder drückten sich zwischen die Beine Jakobs und umfaßten mit den Armen ihre Mutter; Karoline stand ihnen zur Seite. Als Luizzi eintrat stand Jacob auf.

„Wir wissen Alles, mein Herr,“ sagte er.

„Wer hat es Ihnen sagen können?“ rief Luizzi.

„Ein Freund ... Petithomme, welcher hier vorüberkam.“

„Petithomme!“ rief der Baron; „aber der ist es ja, der auf Sie geschossen hat, der ist es, welchem Bertrand, wie ich gesehen, Ihrem Vater als Schlachtopfer bezeichnet hat.“

„Petithomme!“ wiederholte Jacob, indem er einen schrecklichen Blick auf seine Frau warf, während diese, indem sie sich zurückbog unter diesem schrecklichem Blicke zu vergehen schien.

Nicht ein Wort wurde von irgend jemand mehr gesprochen. Jacob wischte sich mit der Hand die Stirne ab, denn sie war mit dicken Schweißtropfen besät; dann sagte er mit ruhiger Stimme: „Schwester Angelika, Sie haben Ihren Verlobten wieder gefunden. Heirathen Sie ihn, wenn er der einzige Mann ist, den Sie geliebt haben. Hier haben Sie nichts mehr zu thun. Adieu!

„Ich wollte Sie in Mitte dieser Trübsal nicht verlassen . . .“ sagte Karoline.

Jacob antwortete nicht, aber seine Augenbraune runzelten sich leicht, und er zeigte der Nonne die Hausthüre mittelst einer befehlenden Bewegung. Sie ging, von ihrem Bruder begleitet, weg.

X.

Schluß nach Luizzi.

Kaum hatten Luizzi und Karoline von dieser Scene der Trostlosigkeit sich entfernt, als der Baron seiner Schwester seine Zusammenkunft mit Heinrich erzählte; aber er erzählte ihr als ein Mensch, der an das Ziel gelangen will, welches er sich gesetzt hat; das heißt, er überging die seltsamen Antworten, welche der Lieutenant im Augenblicke ihres Zusammentreffens gegeben hatte, mit Schweigen. Er sagte seiner Schwester auch nicht von der verlegenen und zurückhaltenden Miene des jungen Mannes, und er erdichtete eine Ueberraschung und eine Freude, welche Karolinen sanft erröthen ließen. Als sie aber darauf bestand, die Verläumdungen zu erfahren, welche ihren Geliebten bestimmt hatten, ihr auf eine so rohe Weise ihre Briefe zurückzugeben, da fand Luizzi, der nicht gestehen wollte, wie leichtfertig er in seiner Erklärung mit Heinrich gewesen, nichts besseres zu thun,

als die ganze Schuld einer Person beizumessen, deren Beschaffenheit dieser die Verantwortung des schlimmen Ereignisses leicht zur Last legen ließ, und deren Entfernung Karoline nicht gestattete, sich genau von der Wahrheit zu überzeugen. Madame Barnet, die Notarsfrau mit den so zänkischen Manieren, mit der spitzen Zunge, deren Nadel sich unaufhörlich beschäftigte, die Löcher der Strümpfe ihres Mannes zu flicken und deren Sprache stets bereit war, dem Rufe anderer Schaden zu thun, Madame Barnet, sagen wir, wurde der verantwortliche Herausgeber der Verläumdungen, welche das Benehmen Heinrichs vorschreiben mußten.

Karoline ließ sich von ihrem Bruder leicht überreden, und beide kamen über die Maßregeln überein, welche sie nehmen wollten, damit sie das Succursalhaus der barmherzigen Schwestern, in welchem sie sich befand, verlassen könne. Um den Einsprüchen auszuweichen, welche sehr langwierig werden konnten, bestimmte sie Luizzi dahin nicht zurück zu kehren, und sich auf der Stelle nach Lavale zu begeben.

Ein Hinderniß hielt aber beide zurück, und dieses war der vollständige Mangel an Geld. Luizzi dachte, daß es für Heinrich sehr leicht sey, diesen Umstand zu beseitigen, und er begab sich mit seiner Schwester zu Fuß nach Vitré, wo er in dem wenigst erbärmlichen Gasthause der Stadt ein Logis forderte, und in diesem Karoline ließ, um den Lieutenant aufzusuchen. Er fand ihn ungeachtet seiner Wunde außer dem Bette und schreibend. Als Luizzi dem Lieutenant sein Verlangen auseinander gesetzt hatte, war dieser sehr verlegen darüber, er versteckte sich hinter sehr ungeeigneten Entschuldigungen, obgleich es so ziemlich glaublich ist, daß ein Lieutenant mit seiner mageren Gage nichts zurücklegt.

Der Baron, welchem es mit seinen 20.000 Livres Renten eine Unmöglichkeit schien, daß ein bekannter Mensch sich nicht auf der Stelle einige tausend Franken verschaffen könne, schlug sehr natürlicher Weise Heinrich

vor, sie von seinen Kameraden oder von dem Zahlmeister des Regiments zu entlehnen. Aber der Lieutenant machte ihm in sehr übelm Humore begreiflich, daß er auf die Börse der Officiere, welche eben so arm waren als er, keine Hoffnung bauen dürfe, und dann schloß er mit den Worten:

„Wenn wir in Paris wären, so wäre ich nicht in Verlegenheit Ihnen etwas zu geben, womit Sie dieses verwünschte Land verlassen können, nämlich meine Epauletten, um sie zu versetzen; aber in diesem verdammten Loche gibt es nicht einmal ein Leihhaus. Man hat volles Recht zu sagen, daß die Bretagne ein Land der Wilden ist.“

Der Baron fand es sehr seltsam, daß das Leihhaus für Heinrich der Thermometer der Civilisation sey, aber er war nichts destoweniger sehr in Sorge über die Mittel, welche ihm aus dieser traurigen Lage helfen sollten. Heinrich hatte durchaus keine Hülfsmittel, und nach dem, was Luizzi zu sehen glaubte, setzte er voraus, daß wenn er auch noch so bescheiden an die Börse seiner Kameraden oder seiner Chefs sich wenden würde, darin schon die größte Unbescheidenheit, gerade aus dieser Rücksicht liegen würde.

Der Eindruck, den diese Zusammenkunft auf Luizzi's Geist machte, war für Heinrich durchaus nicht günstig. Dennoch hatte Luizzi sich einen so schönen Plan entworfen, er hatte sich eine so edle Rolle des Beschützers, des hingebenden und großmüthigen Bruders geschaffen, daß er am Meisten darauf hinarbeitete, um in sich selbst diesen widerwärtigen Eindruck zu zerstören. Er sagte sich, daß es oft der Fall bei einem Lieutenant sey, sich in seiner Jugend mit Schulden zu belasten und daß alle die, welche in der guten Komödie, und in der guten komischen Oper die Frauen auf eine so feine Weise verführen, fast immer eben so viel gestempeltes Papier, als Liebesbriefe in ihren Taschen haben.

Luizzi kehrte gegen das Haus zurück, in welchem

er seine Schwester gelassen hatte. Und er unterhielt sich so mit sich selbst, als er aus seinen Träumen durch einen Schrei der Ueberraschung und durch einen Namen, der von einer erstaunten Stimme ausgesprochen war, gerissen wurde. Luizzi blickte auf und sah einen Reisenden, der aus einer umzuspannenden Diligence stieg. Dieser Mann war Herr Barnet, der Notar.

„Bei Gott," rief Luizzi, „der Himmel sendet Sie mir."

„Ist der es, welcher mich mit Ihnen zusammenführt? Was Teufels ist denn seit achtzehn Monaten aus Ihnen geworden? Ich habe Ihnen zwanzigmal geschrieben, und alle meine Briefe blieben ohne Antwort."

„Ich habe eine Reise in das Ausland gemacht," antwortete Luizzi etwas verlegen. „Aber was führt Sie in dieses Land?"

„Als Geschäft eine sehr wichtige Angelegenheit, als Liebhaberei eine andere nicht weniger wichtige. Die erste ist ein Prozeß, von welchem das Glück einer meiner Clienten abhängt, und der mehr als ein und eine halbe Million beträgt. Das ist eine sehr wichtige Sache, es handelt sich um nichts weniger als um ein erschlichenes Testament, welches den Marquis von Bridely einer Rente von sechzigtausend Livres berauben würde."

„Den Marquis von Bridely?" sagte Luizzi. „Es scheint mir, daß ich ihn kenne; ist er nicht der dritte Sohn des alten Marquis . . . eine Art von elenden . . ."

„Nein, nein," sagte Barnet ganz leise und mit vertraulicher Miene, „der ist todt; es handelt sich um seinen Sohn, welchen er anerkannt und legitimirt hat."

„Herrn Gustav!" rief der Baron, „aber das ist ein zweiter Intrigant . . ."

„Seine Rechte sind darum nicht weniger unbestreitbar," antwortete der Notar, „und das gute Recht ist immer ehrenwerth, selbst dann wenn es einem Schuft zu Theil wird. Uebrigens wird Herr von Bridely gezeigt, was er unter solchen Umständen seyn würde.

Ich habe die Erbschaft entdeckt, welche der Zufall ihm brachte, er hat mich mit der Leitung dieser Angelegenheit beauftragt, und wenn sie glücklich durchgeführt wird, so handelt es sich für mich um die Summe von hunderttausend Franken."

„Das lohnt sich wohl der Mühe, zwei hundert Stunden zu machen," versetzte der Baron.

„Und dennoch hätte mich vielleicht," erwiederte Barnet, „die Hoffnung eines solchen Gewinnes nicht bestimmt, Toulouse zu verlassen, wenn ich nicht in diesem Lande, eine Person sehen sollte, welche auch Sie, Herr Baron, interessirt."

„Karoline?" sagte Luizzi.

„Sie haben sie gesehen?"

„Ja, ich habe sie gesehen. Sie ist hier."

„Vorwärts, vorwärts, zu Wagen!" rief der Conducteur.

„Halten Sie sich nicht zu Vitré auf?" sagte Luizzi zu Barnet, welcher gegen die Diligence ging.

„Bridely's Angelegenheit wird morgen zu Rennes verhandelt, ich werde nicht eher als diesen Abend dort ankommen und gezwungen seyn, die Nacht mit dem Advokaten zuzubringen, welcher unsere Sache führt, um ihm von den wichtigen Urkunden, welche ich ihm bringe, Kenntniß zu geben."

„Aber Karoline?" sagte der Baron.

„Ich rechnete darauf, ihr zu schreiben und sie bei meiner Zurückkunft zu sehen; die Zeit ihrer Großjährigkeit naht; ich habe ihr Rechnung über ihr Vermögen zu stellen, und bin entzückt, daß Sie gegenwärtig sind, um über die Verwendung desselben zu urtheilen; obgleich ich bedaure, daß all dieses Geld in ein Kloster wandern soll."

„Nicht doch," versetzte Luizzi lebhaft; „Karoline verheirathet sich."

„Bah!" machte Barnet, indem er den Wagentritt der Diligence verließ, „und mit wem?"

„Mit einem Militär, einem gewissen Herrn Heinrich Donezeau.

Barnet zog die Augenbraunen zusammen.

„Es scheint mir, ich kenne diesen Namen.“

„Zu Wagen endlich!“ rief der Conducteur, „es fehlt nur noch an Ihnen, mein Herr, wir haben uns gegen Laffitte und Caillard um zwei Stunden verspätet, und wir holen sie nicht wieder ein.“

„So leben Sie wohl!“ sagte Barnet. „Geben Sie mir Ihre Adresse hier.“

„Ich hoffe morgen abzureisen. Ich kehre nach Paris zurück.“

„Zu Paris also, ich werde dahin kommen, um Sie zu sehen, denn wir haben sehr viele und wichtige Geschäfte mit einander abzumachen.“

„Einen Augenblick!“ sagte Luizzi. „Durch einen Zufall, dessen Erzählung hier zu lang wäre, wurde ich durch die Chouans abgehalten, geplündert und beraubt, ich befinde mich hier ...“

„Ohne Geld,“ sagte Barnet; „zum Teufel, das ist eine Verlegenheit; ich selbst nahm nicht mehr mit mir, als was ich zur Reise bedurfte; denn ich wußte, daß ich ein Land zu durchreisen habe, welches im vollständigen Bürgerkriege ist. Hier haben Sie denn Alles, was ich für Sie thun kann; da ist ein Wechsel auf einen Kaufmann in Rennes; Sie werden hier leicht jemand finden, der ihn bezahlt, wenn Sie nicht vorziehen sollten, daß ich Ihnen Geld schicke. Sie werden es spätestens bis morgen Mittag haben.“

„Das ist besser,“ sagte Luizzi, welchem aus guten Gründen nicht daran gelegen war, zu einem Banquier zu gehen, der sich über die Umstände, die ihn in den Besitz dieses Wechsels gebracht, hätte erkundigen und ihm seinen Paß hätte abfordern können, der seine Identität herstellte.

Luizzi und Barnet trennten sich nun, und der Baron erzählte diese Ereignisse seiner Schwester.

Diese hatte keine so guten Nachrichten. Eine der Klosterschwestern hatte erfahren was sich bei Jacob zugetragen, und da sie Karoline nicht zurückkehren sah, war sie gekommen, sie über diesen Gegenstand zu fragen. Aufgeregt über den neuen Beschluß Karolinens, hatte sie ihr mit der Anzeige bei den Behörden gedroht, und obwohl sie hierzu kein Recht hatte, so hatte doch diese Drohung das junge Mädchen geschreckt.

Noch mehr war Luizzi darüber in Schrecken; denn er konnte ja vor irgend einer Behörde erscheinen müssen, er hatte durchaus kein Mittel, sich darüber auszuweisen, wer er sey, oder welche Rechte er über die junge Ordensschwester habe. Er entschloß sich daher, Vitré zu verlassen, so wie er dieses vermöge. Kaum hatte er diesen Entschluß gefaßt, als er ein Billet Heinrichs erhielt, welcher ihm schrieb, daß das Fieber wieder so überhand nehme, daß es ihm unmöglich sey, zu Karolinen zu gehen und sie um Verzeihung zu bitten. Luizzi eilte sogleich wieder zu dem Lieutenant und fand diesen in der That zu Bette. Es wurde zwischen ihnen verabredet, daß Luizzi unmittelbar nach Paris abreisen sollte, daß er während seines Aufenthalts die Erlaubniß des Kriegsministers einholen, sofort die feierliche Bekanntmachung bewerkstelligen, und daß Heinrich sich mit ihnen vereinigen solle, so wie seine Wunde geheilt sey. Dieß Alles gelang zum Verwundern wohl, wenigstens was die Abreise Luizzi's betraf. Am folgenden Morgen erhielt er das von Barnet versprochene Geld, und drei Tage später war er in Paris.

Sogleich nach seiner Ankunft waren alle Tage Luizzi's damit hingebracht, Karolinen die äußere Welt, in welche sie jetzt eintrat, so viel als möglich zu zeigen. Da waren vielfache Einkäufe von Meublen, von Stoffen, Kleidern und von Schmuck zu machen; da waren Schauspiele zu besuchen, wo er viele seiner alten Freunde wiederfand, die ihn als einen Mann empfingen, der

eine Reise nach Italien oder nach England gemacht hatte, und die sich wenig um die Gründe seiner Abwesenheit bekümmerten. Einige derselben stellte er seiner Schwester vor, und in wenigen Tagen war Luizzi's Loge in der Oper der Vereinigungspunkt der Elegantesten, welche nach der Gunst haschten, der schönen Karoline von Luizzi ihre Huldigungen darzubringen.

Alles ging ganz nach dem Wunsche des Barons. Er hatte an Heinrich die Erlaubniß des Kriegsministers expediren lassen, und der Lieutenant schrieb, daß seine Wunde ihm erlaube, sich bald auf den Weg zu machen. Da kündigte man eines Morgens, als der Baron mit seiner Schwester allein in seinem Gemache war, dem jungen Mädchen an, daß eine Dame sie zu sprechen wünsche. Karoline kannte keine Frau in Paris; Luizzi hatte sie vor ihrer Verheirathung nirgend vorstellen wollen, weil er über den Namen, unter welchem er sie in der Welt aufführen sollte, verlegen war. Beide waren daher über diesen Besuch sehr erstaunt, und Karoline ließ die Person, welche sich ihr vorstellen wollte, um ihren Namen fragen. Der Bediente kam zurück und meldete:

„Mademoiselle Juliette Gelis."

Bei diesem Namen stieß Karoline einen Schrei der Ueberraschung aus, eilte durch das Vorzimmer und stürzte sich in Juliettens Arme mit der Freude einer vertrauenden Freundin, welche die theuerste Freundin wieder findet; dann zog sie dieselbe schnell mit sich fort in den Salon und stellte sie hier ihrem Bruder vor. Luizzi betrachtete dieses Weib mit Neugierde, während diese mit gesenktem Blicke grüßte. Er sah, daß das Portrait, welches seine Schwester ihm von ihr entworfen hatte, keineswegs geschmeichelt war; aber er bemerkte auch etwas, was der Unkenntniß Karolinens hatte entgehen müssen, nämlich das glühend schmachtende Aussehen, welches aus den Zügen der leicht abgematteten Demoiselle Gelis sprach. Es war die gebrochene Ge-

schmeidigkeit dieses hochaufgeschossenen und schlanken Körpers, welcher ihr das Vermögen des Zusammenziehens einer Schlange zu geben schien, wenn diese sich ihrer Beute bemächtigen will, oder die sich windende Anmuth einer verliebten Bayadere, wenn sie mit ihren Liebkosungen einen Geliebten umschlingen will. Indessen hielt sich Luizzi bei diesen Gedanken nicht auf, und er entschloß sich, dieser Juliette aufmerksam zuzuhören, um sie nach bessern Indicien, als die des Gesichts und der Haltung waren, zu beurtheilen.

Nach den ersten Ergießungen der Freude des Wiedersehens, in welche sich zwei Freundinnen so lebhaft Worte, Küsse und Händedrücke zuwerfen, mußte es wohl zu Erklärungen kommen. Luizzi nahm es über sich, sein Zusammentreffen mit Karolinen und mit Heinrich Donezeau zu erzählen, und er beobachtete dabei die Wirkung, welche seine Erzählung auf Juliette machte.

Diese hörte den Baron mit einem Lächeln auf den Lippen, mit sanften Bewegungen des Kopfes, welches das ganze Glück zu theilen schien, das ihrer Freundin dem Zufalle verdankte. Als man dann auf Heinrich kam, da äußerte sie ein freudiges Staunen, wendete sich zu Karolinen, reichte ihr die Hand und sagte ihr in einem Tone voll Herzlichkeit, aus welchem das Echo der Freude Karolinens zu sprechen schien:

„So wirst Du also glücklich seyn, ja, glücklich! Ach, er liebt Dich sehr, er ist ein edler junger Mann.“

Dann wandte sie sich gegen Luizzi und fuhr mit reizender Anmuth fort:

„Ich danke Ihnen in ihrem Namen, mein Herr; wohl ist sie Ihre Schwester, aber Sie wissen nicht so wie ich, wie sehr sie das Glück verdient, welches Sie ihr schenken; indem Sie sie glücklich machen, bezahlen Sie die Schuld der andern.“

Eine Thräne glänzte in Juliettens Augen, eine goldene Thräne, in welcher der Abglanz einer dankba-

ren Seele wiederstrahlte, die, weil sie nichts für die thun konnte, die sie liebte, dem dankte, der die Macht hatte sie zu lohnen.

Alle Zweifel, jeder Argwohn Luizzi's schwanden vor einer solchen Hingebung, vor solch aufrichtiger Liebe, und er schickte sich an, die Erzählung, welche Karoline von Julietten dringend forderte, mit Theilnahme zu hören.

„Ach," antwortete diese, „nichts ist einfacher als das, was mir begegnet ist. Als Du ferne vom Kloster warst, da fand ich mich ganz allein stehend, denn dort warst ja Du allein meine Freundin, ich wurde heftig verfolgt; denn Du allein hattest mich beschützt; der Muth, welcher mich aufrecht erhalten hatte, oder vielmehr die Freundschaft, welche mich unterstützte, diese Kraft, die ich in mir glaubte, die aber nur in Dir lag, verließ mich plötzlich. Es ergriff mich ein Abscheu vor der Zukunft, die ich mir bestimmt hatte, und die Unmöglichkeit ihr zu entrinnen vermehrte nur meine Verzweiflung. Ich wagte es nicht, sie meiner Mutter zu gestehen; denn diese hätte vielleicht die Last auf sich genommen, welche ihr meine Anwesenheit brachte, aber ich wollte ihre Beschränkung nicht vermehren. Indessen hatte sie meinen Schmerz errathen, und sie machte sich hierüber Vorwürfe. Das geschah damals, als sie Dir schrieb, um Dir das Geld zuzustellen, welches Du für Dich gesammelt hattest."

Juliette hielt inne, aber Karoline sagte:

„Mein Bruder weiß Alles."

Juliette fuhr fort:

„Ihre Briefe und die meinigen blieben ohne Antwort."

„Die Oberin von Toulouse," sagte der Baron, „hat wohl die Ihrigen unterschlagen, und jene von Ecoron hat ohne Zweifel dasselbe mit denen der Madame Gelis gethan."

Juliette schlug die Augen nieder und antwortete sanft:

„Ich beschuldige niemand einer solchen Niederträchtigkeit, obgleich die Mißhandlungen, welche ich erdulden mußte, mich glauben lassen müssen, daß diese frommen Frauen dessen fähig sind.“

„Aber sage mir doch endlich,“ bemerkte Karoline mit Ungeduld, „was Dich nach Paris geführt hat.“

„Eine schlechte Handlung, welche ich Dir gestehen will,“ entgegnete Juliette, „aber eine schlechte Handlung, welche wieder gut gemacht werden kann. In dem Augenblicke, in welchem mir der Muth ganz und gar entsank, schrieb meiner Mutter ein alter Freund, welcher zu Paris wohnt und schlug ihr vor, ein Etablissement ähnlich dem ihrigen, ein Lesecabinet, zu erwerben. Das war eine köstliche Sache, und mit baarem Gelde konnte man es um den dritten Theil seines wahren Werthes bekommen. Du Karoline und Sie, mein Herr, Sie wissen nicht was es um die Armuth ist, Sie wissen nicht, wie es einer Mutter zu Muthe, der man die Hoffnung zeigt, ihre Tochter einem elenden Leben zu entreißen, mit sich zu vereinigen und ihr eine Zukunft zu schaffen.“

Juliette hielt inne, als sey sie durch das Geständniß erschöpft, welches sie abgelegt hatte; dann fuhr sie mit erstickter Stimme fort:

„Meine Mutter, klagen Sie dieselbe nicht an, meine Mutter wagte es, über das Geld zu verfügen, welches Du ihr hattest zustellen lassen; sie kaufte dieses Etablissement und wir leben in Paris. Aber dieses Geld liegt bereit,“ bemerkte Juliette lebhaft, denn ihre Stimme hatte sich gesenkt, als sie dieses peinliche Geständniß ablegte. „Es ist bereit, und ich bringe es Dir. Seit acht Tagen weiß ich, daß Du in Paris bist, und um es Dir zurückgeben zu können, zögerte ich, Dich zu besuchen, und griff zu allen Hülfsmitteln; jetzt komme ich ohne Furcht und ohne Schande um Dir zu sagen,

daß ich Dich liebe, und daß ich glücklich bin, Dich wiederzusehen."

Indem Juliette dieses sagte, machte sie eine Bewegung, um in der Tasche ihres Kleides etwas zu suchen.

„Was machst Du?" rief Karoline, „ich will nicht; Du hast Dich vielleicht in Verlegenheit gesetzt .... Nein, Juliette, nein. Willst Du vielleicht, daß es mein Hochzeitgeschenk sey, nicht für dich, aber für Deine gute Mutter ...."

„Nehmen Sie es, Mademoiselle" sagte Luizzi, ganz gerührt durch die edlen Gesinnungen Juliettens und durch die liebenswürdige Freigebigkeit seiner Schwester.

Juliette vertheidigte sich lange Zeit, endlich nahm sie es an.

Luizzi hielt es für angemessen, sie jetzt allein zu lassen, indem er dachte, daß sich diese zwei jungen Mädchen viele offenherzige Mittheilungen zu machen haben, diese aber in seiner Gegenwart nicht wagen würden, und plötzlich über die Zukunft seiner Schwester zuversichtlich durch das Zeugniß gemacht, welches Juliette über das edle Herz Heinrichs ablegte, durch die Theilnahme, welche sie selbst in ihm erregt hatte, entfernte er sich.

X.

Fortsetzung.

Von diesem Tage an wurde Juliette die treue Gesellschafterin Karolinens; sie folgte ihr in die Schauspiele und auf den Spaziergängen. Die junge Verlobte gefiel sich darin, ihre Freundin zu schmücken, und sie machte sich so zu sagen eine Ehre mit einer Gutmüthigkeit daraus, welche Luizzi lächeln machte. Sie sagte oft mit einer zarten Freude zu Julietten:

„O! ich werde Dich verheirathen, ich werde eine gute Parthie für Dich finden."

Aber Karoline konnte für Julietten die Huldigung und die Achtung nicht erlangen, welche sie selbst fand, ohne sie zu suchen. Juliette antwortete ihr mit einem Lächeln, dessen Bittere Karoline nicht zu tadeln wagte: „Was willst Du, mein Kind? Ich bin arm.“

Luizzi war entzückt darüber, eine so liebenswürdige Gesellschafterin für seine Schwester gefunden zu haben, und er suchte durch tausend Aufmerksamkeiten, sie dieses vermeintliche Unrecht des Glücks vergessen zu lassen.

So war ein Monat vorüber gegangen, Alles war für die Verheirathung Karolinens vorbereitet, und Luizzi hatte, ohne es zu bemerken, der Gewohnheit sich hingegeben, Juliette alle Abende zu sehen und zwar in dem Maße, daß er lange Weile fühlte, wenn sie zu kommen säumte. Er bestärkte Karoline in der freigebigen Zuneigung, welche sie ihrer Freundin bewies. Er war es jetzt, der durch die Hand seiner Schwester gab, und das unschuldige Mädchen sah in dem Allen nichts als eine Großmuth, die, nachdem sie sich gegen sie gezeigt hatte, nun auch auf die sich erstreckte, welche sie liebte.

Juliette affectirte, oder hatte in der That eine vollständige Unkenntniß von diesen Wohlthaten, denn sie beobachtete Luizzi gegenüber einen solchen Ton bescheidenen Vertrauens, daß er ihm hinlänglich sagte, daß sie seine Aufmerksamkeit nicht bemerke.

Ohne in dieses Weib eigentlich verliebt zu seyn, unterwarf sich Luizzi doch einigermaßen ihrer Herrschaft. Sie schien zwei Naturen zu haben, die beide gleich auf ihn wirkten. Ihre Person, ihre Miene, ihr Blick, ihr Lächeln athmeten eine Wollust, welche Luizzi in die äußerste Aufregung brachten; ihre Worte, ihre Gesinnungen, ihre Haltung hatten eine so ernste Reinheit, daß er es nicht wagte, auf die Begierden zu hören, die sich in ihm regten. Ueberdieß hatte er keine Gelegenheit, Juliette allein zu sehen, und der Baron gab sich also einem unerklärbaren Gefühle für dieses Mäd-

chen hin. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß er sie zu seiner Frau machen könne, und er bekämpfte den Gedanken, seine Maitresse aus ihr zu machen zunächst aus Achtung vor seiner Schwester, deren Freundschaft er nicht entehren wollte; dann weil er dachte, daß er zu viele Vortheile in einer solchen Verführung habe, als daß sie nicht für wahrhaft schuldbar gelten könne.

Indessen konnte er Juliette nicht sehen, oder sie nahe bei sich wissen, ohne gleichsam von einem Liebesduft, der um sie her zu wehen schien, berauscht zu werden. Er betrachtete sie dann nicht mit dem süßen Entzücken der heiligen Liebe, welche unter ihren Strahlen die menschliche Gestalt derer, die man liebt, zu verschmelzen scheint, um auf die Seele selbst zu kommen und sie mit einer unaussprechlichen Zärtlichkeit zu umfangen; er betrachtete sie, um ihre Person unter ihren Kleidern zu suchen, um mit seinem Blick die eigensinnigen und geschmeidigen Linien ihrer flüssigen Schultern, oder ihres zarten Fußes zu vollenden, um sie sich nackt, wie eine Bacchantin mit ihren langen, sie umflatternden Haaren zu träumen, die sich den Küssen hingibt, die unaufhörlich ihre feuchten Lippen berühren, und welche die Zärtlichkeit verzehren mußte, damit diese Stimme in freudigen Rufen des Vergnügens und der Ueppigkeit erschallen könne, damit dieser geschmeidige und zarte Körper mit diesen Ausdrücken des Wahnsinns in der Gluth der Liebe sich wenden könne, wie die Saite einer Harfe, in den Ofen geworfen, sich ringelt und klagt. Dann kam ein ernstes und offenherziges Wort des jungen Mädchens und sogleich machte sich Luizzi diese unsinnigen Begierden, die glühenden Träume, in welchen sich seine Einbildungskraft verwirrte, zum Vorwurfe.

Indessen war Alles bereit, Luizzi hatte für Heinrich und seine Schwester das Appartement bestimmt, welches oberhalb des seinigen war, und in diesem wurde ein Zimmer für Juliette vorbehalten. Der Vertrag war ausgefertigt, und Luizzi hatte ihn nach dem Willen seiner Schwester verfassen lassen. Indem er ihr eine Mitgift von

fünfmalhunderttausend Francs gab, fügte er sich der edlen Reizbarkeit des jungen Mädchens. Sie wollte den Personen gegenüber, welche der Unterzeichnung beiwohnen mußten, sie wollte selbst dem Notar gegenüber nicht, daß Heinrich sein ganzes Vermögen ihr zu verdanken scheine, und es wurde bestimmt, daß der Bräutigam ein Vermögen von zweimalhundertfünfzigtausend Francs, und Karoline eine gleiche Mitgift in die Ehe bringe.

Heinrich kam am Morgen mit der Unterschrift des Vertrags an; die Vermählung sollte an dem folgenden Tage stattfinden. Luizzi und Juliette waren gegenwärtig, als Heinrich in den Salon eintrat, in welchem sich Karoline befand. Der Baron konnte nicht umhin, die linkische und verlegene Miene zu bemerken, mit welcher der Lieutenant seiner Verlobten sich nahte. Das Unrecht Heinrichs war hiefür eine genügende Entschuldigung, und Luizzi dachte, daß diese durch seine und Juliettens Gegenwart nur vermehrt werden müsse. Er sagte daher dieser, daß er wünsche, sie über einen Kauf um Rath zu fragen, den er schließen, dessen Gegenstand er aber nur ihr allein zeigen wolle, um den beiden künftigen Ehegatten eine Ueberraschung vorzubehalten. Juliette that, als wenn sie nicht höre und blieb neben Karolinen sitzen, welche mit niedergeschlagenen Augen und stotternd auf die fast unzusammenhängenden Worte Heinrichs antwortete. Juliette betrachtete sie mit einem so aufmerksamen Blick, daß der Baron darüber erstaunt war, obgleich er voraussetzte, daß dieses nichts als Neugierde eines unschuldigen Mädchens seyn könne, welches betrachtet, wie man von Liebe spricht. Indessen sah der Baron, daß Heinrich und seine Schwester mehr und mehr verlegen wurden, und er wiederholte seine Aufforderung. Dießmal erhob sich Juliette plötzlich und sagte in aufgeregtem Tone:

„Ja, Sie haben recht, ich will sehen, was Sie gekauft haben: aber das ist zu wundern, weil ich weiß, daß Alles was Sie geben, von dem besten Geschmacke und auf's Reichste ist, und daß eine Frau kein Verlangen

haben kann, welches Sie nicht mit der entzückendsten Zuvorkommenheit zu befriedigen wüßten. Ich sage dieß vor Ihrem zukünftigen Schwager, damit er weiß, wie sehr Karoline durch Aufmerksamkeit und Zartgefühl verzogen worden ist."

Luizzi fand, daß in diesen Worten eine Absicht zu belehren lag, welche ihm ganz außer der Ordnung schien, und er führte Juliette weg, während Heinrich ihr mit einem fast erzürnten Blicke folgte, und Karoline, verwirrt und zitternd, ihren Bruder um Schutz gegen die Aufregung anzuflehen schien, welcher er sie ohne Vertheidigung preisgab. Kaum waren sie hinausgegangen, als Juliette zu Luizzi sagte:

„Nun, mein Herr, lassen Sie das geheime Geschenk sehen, welches Sie unserer Karoline bestimmen."

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen," entgegnete der Baron, „das Geschenk lohnt sich nicht der Mühe; es ist ein Silberservice für das Haus unseres jungen Ehepaars, und das wahrhafte, welches ich ihnen gemacht zu haben glaube, ist das Tete-à-Tete, welches wir ihnen gelassen haben. Sie können nun nach Herzenslust von ihrer Liebe sprechen."

Luizzi hatte Juliette in ein Boudoir geführt, welches ein Bestandtheil seiner Wohnung war, er bot ihr einen Sitz, aber sie nahm ihn nicht an, und wiederholte mit zerstreuter Miene Luizzi's letzte Worte:

„Sie können nun nach Herzenslust von ihrer Liebe sprechen."

„Glauben Sie, daß es eine bessere Beschäftigung für Liebende gebe, welche sich seit so langer Zeit nicht mehr gesehen haben?"

Juliette antwortete nicht sogleich, sie schien mit einem beunruhigenden Gedanken beschäftigt; endlich sagte sie:

„Diesen Abend unterzeichnet man den Vertrag, nicht wahr? Morgen heirathen sie sich; man muß sie ihrer Liebe überlassen."

Nach diesen Worten schien Juliette wieder zu sich selbst zu kommen, sie setzte sich auf den Divan, der den Hintergrund des Boudoirs einnahm, lehnte sich rücklings an die Kissen und stemmte den Kopf gegen denselben so, daß sie den Plafond zu betrachten schien. In dieser Lage benützte sie bewunderungswürdig die wellenförmige Linie ihres so biegsamen und so schlanken Körpers, ihre um die Hüfte gespanntes Kleid bezeichnete die vorspringenden und kenntlichen Umrisse, während es, durch eine Bewegung des Körpers leicht gehoben, ein zartes, kokettes und üppiges Bein zeigte. Nie hatte Luizzi Julietten in einer solchen Hingebung ihrer Person gesehen, und der aufregende Reiz, der diesem Weibe entduftete, verband sich mit dem Anziehenden dieser üppigen Lage. Luizzi fühlte sich von einer glühenden Begierde ergriffen, sie zu besitzen.

In diesem Augenblicke erinnerte er sich des Abenteuers auf der Diligence, der Niederlage der Madame Buré, jenes Augenblicks des Wahnsinns, welcher ihm die Marquise du Val hingegeben hatte, und er hoffte einen nicht minder schnellen Sieg hier davon tragen zu können. Er setzte sich an die Seite Juliettens, und ihre letzten Worte aufnehmend, sagte er:

„Sie sprechen von ihrer Liebe, sie sind glücklich."

Juliette antwortete mit fast verächtlichem Lächeln, die Augen immer nach dem Plafond gerichtet:

„Mögen Sie es seyn!"

„Und dieses Glück beneiden Sie nicht?" sagte der Baron.

Juliette erhob sich plötzlich und warf auf den Baron einen Blick der Ueberraschung. Er heftete sich sogleich auf dem Blicke Armands, der vor Begierde zitterte; ein neues Staunen zeigte sich auf dem Gesichte des Mädchens, und ihre Augen, einen Augenblick auf die des Barons gerichtet, schienen plötzlich auf den Grund seiner Gedanken eindringen zu wollen.

Sie sprach langsam und mit einer Stimme, in welcher die Ueberraschung noch vorherrschte:

„Und Sie fragen mich, ob ich ihr Glück beneide?“

„Ja,“ sagte der Baron im leidenschaftlichsten Tone, „haben Sie nie gedacht, daß es süß sey, sich sagen zu hören: „„ich liebe Sie.““

Juliette stieß einen langen und langsamen Ausruf aus, wie jemand, der so eben die Erklärung seines Staunens erhält und einen geheimen Gedanken entdeckt, der ihm lange zweifelhaft war.

„Ah,“ sagte sie blos. Und dieses: „Ah“ schien sagen zu wollen .. „Ah, Sie hegen Liebe zu mir? Ist dies so?“ Und dieses .. „Ah“ enthielt weder Zorn, noch Scham; denn ein unmerkbares Lächeln der Freude und des Triumphes glitt über Juliettens Lippen. Aber sie schlug sogleich die Augen nieder, und nahm ihr kaltes und zurückhaltendes Benehmen wieder an. Luizzi fuhr fort:

„Sie haben mir nicht geantwortet. Haben Sie mich nicht verstanden?“

„Besser als Sie vielleicht glauben,“ versetzte Juliette.

„Und was ist Ihre Antwort?“

„Bin ich verpflichtet, Ihnen eine zu geben? Bin ich Ihnen Mittheilungen meines Herzens schuldig.“

„Einem Freunde kann man sie machen.“

„Im Punkte der Liebe haben nur die Männer Freunde. Eine Frau darf über das was sie empfindet, nur mit sich selbst, oder nur mit dem sprechen, welcher diese Empfindung erzeugt hat.“

„Sie wissen viel über die Geheimnisse der Liebe.“

„Vielleicht mehr, als Sie glauben.“

„Ha!“ rief Luizzi „ich würde entzückt seyn, Sie davon sprechen zu hören.“

„Es wäre möglich, Herr Baron,“ erwiederte Juliette ernst, „daß Sie das einen Augenblick unterhalten könnte; aber Sie werden sich dieses Vergnügen nicht ver-

schaffen wollen, indem Sie mich zwingen, in mir Erinnerungen aufzuwühlen die mir moch nicht erlauben, durch die Freundschaft glücklich zu seyn, es wäre denn unter der Bedingung, sie in dem Grunde meiner Seele ruhen zu lassen."

„Also haben Sie geliebt?" sagte der Baron.

„Ja," entgegnete Juliette mit Aufregung.

„Sie sind geliebt worden?" fuhr Luizzi fort.

„Ich bin verrathen worden," entgegnete traurig das Mädchen.

Luizzi war ziemlich von der ganz sinnlichen Versuchung entfernt, die ihn ergriffen hatte, indessen fand er sich plötzlich in eine sentimentale Unterhaltung verwikelt und glaubte es seiner Ehre und seiner Stellung angemessen, sie zu erhalten; er antwortete, indem er seinen Worten einen Ausdruck von Schlauheit gab:

„Ein Ungetreuer ... Vielleicht ..."

Juliette zog die Augenbraunen etwas zusammen und antwortete ihm:

„Nein, Herr Baron, wer nie geliebt hat, ist nicht untreu, in dem ausgedehntesten Sinne dieses Wortes; und in dem Sinne, welchen Sie ihm vielleicht geben, ist der, welchem man nichts bewilligt hat, auch nicht ein Ungetreuer."

„Entschuldigen Sie," entgegnete Luizzi „Sie hatten mir gesagt, daß Sie verrathen worden seyen."

„O, verrathen, wie kein Weib je in ihrem Leben verrathen wurde! Stellen Sie sich ein armes Mädchen vor, welches die einzige Freundin, an die es in dieser Welt glaubte, überredete, daß sie von einem jungen Mann geliebt werde, welchem sie durch Zufall begegnete, stellen Sie sich vor, daß dieser junge Mann einwilligt, diesen Irrthum durch alle möglichen Mittel, durch die beharrlichste Verfolgung, durch den leidenschaftlichsten Briefwechsel zu unterhalten, und stellen Sie sich vor, daß er, nachdem er ein Geständniß von dem armen, getäuschten Mädchen erhalten hat, sie ohne allen Grund

verläßt ... denn die Komödie ist zu Ende, er bedarf ihrer nicht mehr, um sie als Schleier zu seiner Intrigue mit der Freundin des unglücklichen Mädchens zu gebrauchen."

„O! das ist gewiß schändlich," sagte Luizzi; „aber hat ein solches Verbrechen begangen werden können?"

„Ja, ja," antwortete Juliette mit einem seltsamen Ausdrucke „und Sie würden über die Einzelnheiten dieses Verraths höchlich erstaunen. Aber Sie werden auch begreifen, daß es mir viel zu peinlich ist, um davon zu sprechen ..."

„Ohne Zweifel," sagte Luizzi der hierin einen Ausgang sah, um diesen sentimentalen Mittheilungen zu entgehen: „und ich begreife jetzt Ihr schmerzliches Erstaunen, als ich Sie fragte, ob Sie diese Liebenden nicht beneiden, welche in unserer Nähe so glücklich sind."

Juliette lachte, warf sich zurück und nahm diese verführerische Stellung wieder an, welcher sie sich mit einer Vergessenheit überließ, daß man voraussetzen konnte, das junge Mädchen wisse nicht, was diese Lage Aufregendes habe. Sie richtete ihren durchdringenden Blick auf den Baron, und tausend verschiedene Ausdrücke wechselten in wenigen Sekunden auf ihrem Angesichte; dann beruhigte sich diese Aufregung, um einer langen und glühenden Betrachtung zu weichen, welche Armand erschütterte und ihn in den Aufruhr der Sinne zurückversetzte, welcher ihn einen Augenblick zuvor beherrscht hatte. Er nahte sich Julietten, das junge Mädchen blieb unbeweglich und schlug die Augen nicht nieder.

„Juliette!" lispelte Luizzi sanft „o, sagen Sie mir, werden Sie wegen einer verrathenen Liebe auf alle Liebe verzichten?"

„Und zu was würde es mir nützen, zu lieben?" sagte Juliette in leicht aufgeregtem aber spottendem Ton.

„Wissen Sie nicht, welch' berauschende Freuden die Liebe hat, und daß unter allen Frauen, welchen ich je

begegnete, keine ist, welche mich dieses so mächtig hätte empfinden lassen, als Sie."

Juliette erröthete nicht, aber sie schien etwas verletzt; dann legte sie sich wieder zurück, und indem sie Luizzi durch ein Lächeln reizte, welches sie zu verbergen schien, indem sie sich sanft auf die Lippen biß, sagte sie:

„Und könnten Sie mir diese berauschenden Freuden kennen lehren?"

Diese Frage wäre, wenn sie mit Absicht gesprochen worden, von einer zu großen Schelmerei gewesen, um nicht als eine fast lächerliche Offenherzigkeit zu erscheinen.

„Sie Ihnen kennen lehren, Juliette!" entgegnete Luizzi sich ihr nahend und noch auf dem Punkte, die Schmackhaftigkeit der Liebe zu empfinden, welche diesem Weibe entströmt; „Sie dieses kennen zu lehren, das wäre der Wahnsinn des Glücks."

Und er bemächtigte sich Juliettens Hand, und sie zog diese nicht zurück.

„Für Sie vielleicht," sagte die Ex-Nonne mit verzweifelndem Zutrauen; „was aber mich betrifft, so glaube ich nur an die Klagen der Liebe."

„Glauben Sie mir, sie hat ihre Stunden der Glückseligkeit," sagte Luizzi, indem er seinen Arm um Juliettens Taille schlag, welche sich, durch die Anstrengung Widerstand zu leisten, wie ein gespannter Bogen krümmte, und, indem sie sich so mit der Hüfte an den Körper Luizzi's stemmte, ihren klopfenden Busen und ihr aufgeregtes Gesicht zurückwarf.

„Glauben Sie mir Juliette," murmelte der Baron noch einmal mit aufgeregter Stimme, „das ist das Leben und das Vergessen aller Verzweiflung."

„Aber ich verstehe Sie nicht," antwortete sie mit unterbrochener und bebender Stimme.

„O! fühlen Sie nicht," sagte der Baron, indem er plötzlich das junge Mädchen in seine Arme zog, „daß es schon ein unerhörtes Entzücken ist, ein Herz gegen das seinige pochen zu hören."

Und der Baron fortgerissen durch die in ihm glühende Begierde, drückte seine Lippen auf den halbgeöffneten und schnaubenden Mund Juliettens; er fühlte seinen ganzen Körper zitternd, er sah seine halb geöffneten Augen sich verschleiern und in ihren Augenlidern sich verlieren; er umschlang diesen so elastischen und so hingegebenen Körper, und entschlossen eine jener Verwirrungen der Sinne, welche selbst den mit einer gebieterischen Natur begabten Frauen den Untergang bringt, zu benützen, entfernte er schon durch seine Kraft die letzten Hindernisse, welche ihm die Unbeweglichkeit Juliettens entgegensetzte. Da richtete sich dieselbe plötzlich wie eine mit dem Fuße getretene Schlange auf, erhob sich, stieß Armand zurück, und rief mit einer gereizten Stimme, während ihr ganzer Körper zitterte und ihre Zähne klapperten, mit Heftigkeit:

„Nein, nein, nein, nein!"

Sie sprach so und schien diese Worte mehr an sich, als an den Baron zu richten.

Armand war verlegen und suchte nach einigen Worten; aber sie ließ ihm keine Zeit, sich zu entschuldigen, oder sie zu verfolgen, sie sagte ihm mit demselben aufgeregten Tone:

„Wir wollen zu Ihrer Schwester zurückkehren."

Sie verließ das Boudoir und trat rasch in Salon, in welchem sich Heinrich und Karoline befanden.

Der Lieutenant saß so neben seiner zukünftigen Gattinn, daß er schnell zurückfuhr als er die Thüre öffnen hörte. Karoline schlug die Augen nieder, sie war roth, verschämt, verlegen; Luizzi fand den zweideutigen Blick, welchen Juliette auf sie warf, wenigstens ungewöhnlich, denn von jeder andern hätte dieser Blick sagen wollen:

„Es war hier, wie anderwärts!"

XI.

Folgen eines Scherzes.

Fast in demselben Augenblicke kamen einige Personen, und Luizzi war nicht wenig erstaunt, unter diesen den Herrn Marquis von Bridely anmelden zu hören. In dem Augenblicke, in welchem der Baron sich anschickte, ihn mit einer Kälte zu begrüßen, die dem Ex-Elleviou das geringe Vergnügen, welches sein Besuch seinem Wirth verursachte, andeuten mußte, kam der Kammerdiener Armands und stellte ihm einen sehr dringenden Brief zu, auf dessen Beantwortung man warte. Luizzi nahm den Brief, und in demselben Augenblicke reicht ihm der Marquis ein Billet dar, indem er mit einer über seinen Einfall entzückten Stimme sagte:

„....... Hier ist noch ein Briefchen. In Ihre Hände soll ich es legen."

Luizzi, dem es angelegen war, sich von der Gegenwart dieses Herrn zu befreien, nahm es kalt in Empfang und öffnete den Brief. Nachdem er ihn gelesen hatte, sagte er ganz laut:

„Ah! Herr Barnet ist hier."

Wenn Luizzi nicht in einer Ecke des Salons mit Gustav gewesen wäre, so würde er die seltsame Wirkung bemerkt haben, welche diese Nachricht auf die sie Hörenden hervorbrachte.

Juliette und Heinrich wechselten einen flüchtigen und zitternden Blick, und der Marquis beeilte sich zu antworten:

„Wir sind vor einer Stunde angekommen und ich eile hieher zu kommen. Aber das Billet des Herrn Bar-

net ist nicht das einzige was Sie bekommen haben..... Ich lasse Sie bei Ihrer Correspondenz."

Sogleich trat der schöne Gustav mit einer Leichtigkeit, die mehr als die Albernheit der komischen Oper hatte, zu den in der andern Ecke des Salons gebliebenen Personen.

Diesmal mußte die Aufmerksamkeit des Barons durch das Lesen des von Pierre ihm zugestellten Briefes in Anspruch genommen seyn, denn er hörte den Ausruf Gustavs bei dem Anblicke Juliettens und Heinrichs nicht. Karoline bemerkte ihn, aber Heinrich hatte sich schnell Gustav genähert, ihn in eine andere Ecke des Salons geführt und ihm einige Worte gesagt. Gustav hatte nicht Zeit gehabt zu antworten, als Luizzi sich gegen ihn wendete, und ihm mit mehr als impertinentem Tone sagte:

„Dieser Brief betrifft Sie, mein Herr."

„Mich!" sagte Gustav mit einer nicht sehr respectvollen Miene.

„Sie," versetzte Luizzi mit dem Ausdrucke verächtlichen Zornes; „es ist nothwendig, daß ich diesen Gegenstand mit Ihnen erörtere. Wollen Sie mir folgen?

„Da bin ich, da bin ich," sagte Gustav, welchen der hochmüthige Ton des Barons keines Wegs aus der Fassung gebracht hatte.

Sie gingen in das Boudoir, in welchem die Scene zwischen Juliette und Luizzi statt gehabt hatte, und Gustav sagte zu dem Baron, indem er ihn ziemlich ungezogen maß:

„Was giebt es, Herr Baron?"

„Es giebt, mein Herr," sagte Luizzi, „daß Sie . . ." er hielt inne, dann fuhr er fort, „ich mag mich gewisser Ausdrücke nicht bedienen; aber Sie werden sie in diesem Billet geschrieben finden, dessen Gesinnungen ich ganz theile."

Gustav nahm das Billet und las was folgt.

Mein Herr!

Ohne es zu wissen habe ich einen Intriganten und einen Mann ohne Ehre bei Frau von Marignon vorgestellt; dieser Intrigant, und dieser ehrlose Mensch sind Sie; sie hat mir den Irrthum, in welchen ich verfallen war, verziehen. Sie haben ihr, indem Sie es wußten einen andern Intriganten Ihrer Sorte vorgestellt. Dieser Mensch ist ein angeblicher Marquis von Bridely, das verzeihe ich nicht. Wenn Sie, wie das Gerücht Ihnen vorherging, ein Narr sind, so werde ich Ihnen meinen Arzt schicken, wenn Sie Ihres Verstandes mächtig sind, so werde ich Ihnen in einer Stunde meine Zeugen schicken.

Cosmus von Mareuilles.

Der Marquis war einen Augenblick still, während der Baron einen zürnenden Blick auf ihn heftete, endlich gab der junge Ellevion Luizzi das Billet wieder und sagte spöttisch lächelnd zu ihm:

„Sie theilen alle Gesinnungen des Billets?"

„Ja, mein Herr!" entgegnete Luizzi von seinem Zorne hingerissen.

„In dem was Sie betrifft, wie indem was mich angeht?" erwiederte Gustav indem er sich albern hin und herbewegte.

„Mein Herr," rief der Baron, welcher in seiner Aufregung vergessen hatte, wie sehr der Brief des Herrn von Mareuilles für ihn selbst beleidigend war. „Mein Herr, solche Unverschämheit verdient eine Zurechtweisung."

„Es sind zwei Duelle, welche Sie statt eines wollen?" versetzte Gustav kaltblütig. „Wie es Ihnen gefällig ist, Herr Baron. Ich bin übrigens von ziemlich guter Constitution, und ich werde der erste, oder der zweite seyn, wie es Ihnen gefällig ist."

„Mit Leuten Ihrer Art schlage ich mich nicht, diese jage ich hinaus!" erwiederte der Baron mit Verachtung.

Gustav wurde blaß vor Zorn, aber er hielt an sich und sagte:

„Einen Augenblick, wenn es Ihnen beliebt. Sie werden sich schlagen, mein Herr Baron; denn weil wir allein sind, so können wir jetzt offenherzig sprechen; Sie wußten sehr gut, wer ich war, als Sie mir einen Empfehlungsbrief an Frau von Marignon gaben. Ich war für Sie das Werkzeug einer kleinen Rache, ein Werkzeug, welches Sie heute gerne aus Ihrem Salon auf die Straße werfen möchten; aber daraus wird nichts, mein theurer Herr. Ich habe einen viel vornehmeren Titel, als der Ihrige ist. Ich habe ein fast ebenso beträchtliches Vermögen denn ich habe meinen Prozeß, als gesetzlicher Erbe des verstorbenen Marquis von Bridely durch ein unumstößliches Urtheil gewonnen; ich bitte Sie daher, ja nicht zu glauben, daß ich jetzt Reden dulden werde, die ich damals, als ich noch der Schauspieler Gustav war, der in Ehebruch erzeugte Sohn des Aimé Zephirins Ganguernet und der Marie Anna Gargatton, gebornen Libert, nicht geduldet hätte."

Indem er diese Worte mit leiser aber fester Stimme sprach, hatte sich Gustav Luizzi genähert und betrachtete ihn in drohender Weise.

„Das Alles wird mich nicht vergessen lassen," erwiderte ihm der Baron kalt, „daß Sie Ihren Titel und Ihren Reichthum einer gemeinen Spitzbüberei verdanken."

„Einer gemeinen Spitzbüberei, welche Sie damals, als sie Ihnen gedient hat, entzückend fanden."

„Aber was wollen Sie denn endlich, mein Herr?"

„Ich will es Ihnen sagen, unsere Angelegenheit ist in dieser Beziehung dieselbe, wir können Sie nicht trennen. Herr von Mareuilles darf nicht ungestraft solche Anschuldigungen gegen mich und gegen Sie wiederholen können. Entweder schlage ich mich mit ihm, und ich schwöre Ihnen, daß ich ihn hiezu zu zwingen weiß, und dann werden Sie mein Zeuge bei dieser Sache seyn;

oder Sie schlagen sich mit ihm und ich werde Sie begleiten."

„Ich weise es zurück."

„Nehmen Sie sich in Acht!" sagte Gustav mit der Kaltblütigkeit eines Menschen, für welchen ein Zweikampf eine so unbedeutende Sache ist, daß er dessen Ergebniß im Voraus genau berechnen kann. „Nehmen Sie sich in Acht, mich als Zeugen abzulehnen; denn ich würde es dem Herrn von Mareuilles zu wissen thun und ihm sagen, daß Sie die schlechte Handlung begangen haben, welche er Ihnen vorwirft. Nehmen Sie mich an, das heißt dann von der Redlichkeit dessen was Sie gethan haben überzeugt scheinen, das heißt, dem Freunde das geglaubt haben, was jetzt eine gesetzliche und unwidersprechliche Wahrheit ist, nämlich mich für das, was ich bin, für den Marquis von Bridely gehalten zu haben."

Luizzi sann nach, dann begann er plötzlich:

„Sie hätten vielleicht recht, wenn Sie nicht vergessen hätten, daß es sich um eine Art Spitzbüberei handelte, welche den legalen Marquis von Bridely nicht weniger entehrt, als den Schauspieler Gustav."

„Gehen Sie, Gehen Sie," sagte Gustav, „ich bin von der Anklage wegen Prellerei entbunden worden ohne Urtheil, machen Sie nicht so viel Aufhebens davon, Sie, der Sie nur als Narr wegen Mords freigesprochen wurden."

„Was, Sie wissen?" rief Luizzi entsetzt.

„Herr Riquet war der Notar der Familie, welche gegen mich gestritten hat."

„Und Herr Barnet?"

„Mein lieber Herr, ein ganz außerordentlicher Zufall brachte mir diesen Umstand zur Kenntniß. Es ist eine seltsame Geschichte, ich schwöre es Ihnen."

„Sie begreifen, daß ich nicht sehr neugierig darauf bin."

„Ich denke es, Sie hatten ein Geheimniß von

mir, ich wollte eines von Ihnen haben, und ich habe es bewahrt."

Luizzi sann noch einmal nach, und sagte dann:

„Ich nehme Ihren Vorschlag an, aber nur unter einer Bedingung, und diese ist, daß ich mich zuerst mit Herrn von Mareuilles schlage."

„Darauf haben Sie ein Recht."

„Jetzt bedarf ich eines andern Zeugen."

„Warum nehmen Sie nicht Herrn Heinrich Donezeau, ihn habe ich doch, wie mir scheint, in dem Salon gesehen."

„Kennen Sie ihn?" sagte Luizzi. „Ach, ich begreife," fuhr er fort, „Sie haben ihn ohne Zweifel zu Toulouse gesehen, als Sie mit Ganguernet dort waren."

„Gerade damals," sagte Gustav.

„Ich kann nicht," entgegnete der Baron, „er heirathet morgen meine Schwester."

„Ihre Schwester?" rief der Marquis mit Erstaunen, worauf der Baron also antwortete:

„Meine Schwester, ja mein lieber Herr, meine Schwester, die Tochter meines Vaters, wie Sie der Sohn Ganguernets sind."

„Und Sie geben sie diesem Heinrich?" entgegnete Gustav überrascht. „In der That", fügte er mit einer eingebildeten Miene bei, „in seiner Lage, da er weder Namen, noch Familie hat . . ."

„Es hat keine Marquis als Väter im Ueberflusse," sagte Luizzi über den unanständigen Ton Gustavs aufgebracht. Dieser fing an zu lachen und sagte mit einer hochmüthigen Albernheit:

„Nicht wahr, ich spiele meine Rolle gut."

„Mir gegenüber, könnten Sie sich dessen entheben," versetzte der Baron, „aber ich habe noch eine andere Sache abzumachen. Meine Schwester und Heinrich dürfen nicht wissen, was vorgeht. Haben Sie die Güte, einen Augenblick in den Salon zurückzukehren; da Sie Hein-

rich kennen, so dürften Sie ihm Ihre Stellung auseinander setzen."

„O, dafür habe ich eine bewunderungswerthe Erzählung von einem verlornen Kinde."

„Das ist gut. Sagen Sie ihnen, daß der Brief des Herrn Barnet mich genöthigt hat, auf der Stelle auszugehen. Sie werden die Zeugen des Herrn von Mareuilles empfangen, nehmen Sie die Zusammenkunft auf morgen um sieben Uhr an. Die Vermählung geht um zehn Uhr auf der Mairie, und um eilf Uhr in der Kirche vor sich. Alles so viel es möglich bei verschlossenen Thüren. Wenn ich der glücklichere bin, so werden wir vor zehn Uhr zurück seyn; wenn nicht, so werden Sie meiner Schwester einen Brief zustellen, welcher meine Abwesenheit entschuldigt, und die Ceremonie wird dann ohne mich statt haben.

„Daß ist gut," sagte der Marquis.

Luizzi antwortete Cosmus einige Worte und ging dann weg; sogleich kehrte Gustav in den Salon zurück. Heinrich bemächtigte sich seiner unter dem Vorwande, ihm die neue Wohnung zu zeigen, welche der Baron ihm hatte bereiten lassen, und sie ließen Karoline und Juliette allein.

Alles ging vor sich wie es Luizzi eingeleitet hatte; die Zeugen des Herrn von Mareuilles nahmen die Stunde an, und Alles war für den folgenden Morgen verabredet.

Als der Baron zurückkam, war sein Notar schon angekommen, und die zum Vorlesen des Vertrags bestimmte Stunde längst vorüber. Juliette, Gustav und die Betheiligten waren allein gegenwärtig, Luizzi hatte der Unannehmlichkeit ausweichen wollen, von seiner Schwester die schmerzlichen Worte: Vater und Mutter unbekannt — vor Andern, als vor denen aussprechen zu hören, welche schon diesen Umstand kannten.

Luizzi hatte Heinrich schon die Summe zugestellt, welche ihm nach dem Vertrage gehörte, und er gab ein Portefeuille von gleichem Inhalt seiner Schwester als

ihre Mitgift, weil es gewöhnlich ist, daß der Vertrag die Quittung enthält.

Heinrich staunte über eine solche Vorsicht und sprach seine Unruhe hierüber gegen Luizzi aus.

„Die Geschäfte müssen ganz regelmäßig abgemacht werden," sagte der Baron huldvoll lächelnd. „Ich habe Gründe, welche ich Ihnen morgen sagen werde, so hoffe ich wenigstens, und diese zwingen mich, mit dieser Kraft zu handeln."

Juliette, Gustav und Heinrich blickten sich verstohlens an, und der Abend welcher schon weit vorgerückt war, ging vollends vorüber ohne daß der Baron, welcher mit dem ihm morgen erwartenden Zweikampf zu sehr beschäftigt war, auf die unruhige, aber schweigende Traurigkeit merkte, welche sich Karolinens bemächtigt hatte.

Als der Morgen kam, waren seine Zeugen um sieben ein halb Uhr bei ihm. Luizzi stellte Gustav den Brief zu welcher Heinrich im Falle eines Unglücks von seiner Abwesenheit benachrichtigen sollte, und alle drei fuhren nach dem Gehölze von Vincennes.

Zwischen Leuten, welche sehr entschieden sind sich zu schlagen, dauerte die Vorbereitung zu einem Zweikampfe nicht lange. Dennoch führte dieser einige Erörterungen herbei, welche ihn auf einige Zeit verschoben.

„Ich glaubte," sagte Herr von Mareuilles mit seiner gewöhnlichen Albernheit, „daß der Herr Baron von Luizzi, welcher ohne Zweifel hieher kommt, um seine Ehre wieder herzustellen, sich von ehrenwerthen Zeugen würde begleiten lassen; ich spreche übrigens nur von einem," fuhr er fort, indem er den zweiten Zeugen Luizzi's grüßte.

Gustav wollte das Wort nehmen; aber Luizzi kam ihm zuvor und antwortete mit einer Hoheit, welche das außerordentliche Selbstvertrauen des Herrn von Mareuilles niederschlug:

„Ich kam allerdings hieher, mein Herr, um meine Ehre wieder herzustellen, und die Wahl meiner Zeugen, welche ich für ehrenwerth halte, kann Ihnen ungewöhnlich

erscheinen; aber ich bin hiehergekommen, um die Albernheit eines Wichts und die Grobheit eines Bauern zu züchtigen, davon dürfen Sie sich wohl überzeugt halten."

„Und ich werde die Züchtigung fortsetzen, mein Herr," fiel Gustav ein, „und ich, der Marquis von Bridely, werde Ihnen die Ehre erweisen, mich mit Ihnen zu schlagen, Herr von Mareuilles, Schwiegersohn der Madame Olivia Marignon, Tochter der Béru, welche früher ein öffentliches Spielhaus und Bordell hielt."

Cosmus, welcher beiläufig die Voraltern der Frau von Marignon kannte, wurde bei diesen Worten Gustavs bleich, und schrie wüthend:

„Elender!"

„Gehen Sie, gehen Sie," sagte Gustav, „ereifern Sie sich nicht so, mein kleiner von Mareuilles. Ich komme aus der Bretagne, man hat dort von Ihnen gesprochen."

Cosmus gerieth sichtlich in Verwirrung und sagte zu einem der Zeugen, einem jungen, bleichen, sanften Manne, mit einem schönen Kindsgesichte: „Vorwärts, von Bergh, machen wir der Sache ein Ende."

„O," sagte Luizzi spöttisch lächelnd, „das ist der Herr vom Bergh, ich bin entzückt, den Herrn vom Bergh zu sehen, bei diesem Zweikampfe hätte man den vermißt."

„Was wollen Sie damit sagen?" antwortete der junge Mann mit einer Flötenstimme.

„Mein Herr, betrachten Sie, daß wir nicht da sind, um Bekanntschaften zu machen," sagte Cosmus: „Wo sind die Degen?"

„Hier sind sie," sagte der zweite Zeuge Luizzi's.

Der Platz, auf welchem man war, wurde nicht für angemessen erachtet, und man mußte tiefer in das Gehölz hineingehen, um einen andern zu finden. Nachdem man eine gute halbe Stunde herumgegangen war, fand man eine ebene und lichte Stelle. Man stellte die Degen den beiden Feinden zu, und sie griffen sich mit einer Heftigkeit an, welche bewies, daß Beide vollkommenen Muth für die unternommene Handlung besitzen. Zu

gleicher Zeit zeigten sie eine Geschicklichkeit und eine Vorsicht, welche sehen ließ, daß jeder seine Person mit eben so großem Interesse vertheidige, als er suche, die seines Gegners zu vernichten. Indessen legte Cosmus, welcher durch die Worte Luizzi's und Gustavs aufgeregt war, mehr Heftigkeit in seine Angriffe, und bald wich Luizzi eilends vor ihm. Nach einigen Stößen hielt Mareuilles inne.

„Sie sind verwundet," sagte er zu Luizzi.

„Ich bemerke nichts davon," entgegnete Armand, indem er Mareuilles angriff, welcher ihn demungeachtet noch einmal zurücktrieb, bis der Baron bis zu einem kleinen Felde, welches mit Klee bebaut, zurückgewichen war.

Cosmus hielt wieder inne, und sagte mit seiner verächtlichen Miene:

„Ich will Sie wohl tödten, aber ich kann Sie nicht erreichen. Geben wir dieses Spiel auf! ich liebe Trefle nicht," fügte er hohnlachend hinzu.

„Sie machen entzückende Wortspiele," entgegnete der Baron in demselben Tone des Spottes. Und indem er einen Stoß gegen Cosmus führte, sagte er, „so wollen wir denn sehen, wer von uns beiden auf Carreau *) bleibt."

„Sehr schön!" sagte Mareuilles, indem er leicht parirte und vor dem ungestümen Angriff des Barons zurück wich. „Wer sich daran reibt, der sticht (pique) sich," sagte er fast zu gleicher Zeit, denn er hatte aufs neue den Baron in den Arm verwundet.

„Vorwärts denn, bis mir das Herz (coeur) fehlt," entgegnete Luizzi, indem er gleich seinem Gegner mit Worten spielte. Beide warfen sich durch das Klirren ihrer Degen und durch ihr wuthentbranntes Lachen Wortspiele zu, welche sie in jedem andern Augenblicke den armen Geistern überlassen haben würden, welche daraus ein Handwerk machen.

---

*) Das Wortspiel liegt in der Bezugnahme auf das Kartenspiel. Trefle: Klee, dann Trefle oder Laub im Kartenspiele! Platz oder: Carreau: das ist Schellen im Kartenspiel.

„Sehr nett!" sagte Mareuilles, „setzen wir die Parthie fort."

Aber in demselben Augenblicke brachte ihm der Baron einen so schrecklichen Stoß bei, daß Mareuilles Schulter durchbohrt war.

„Das ist maître átout," schrie Gustav, indem er Cosmus fallen sah. „Wir machen den letzten Stich."

Fast in demselben Augenblicke wurde Luizzi, dem das Blut aus seinen beiden Wunden strömte, und den der Zorn allein bisher aufrecht erhalten hatte, von einer Ohnmacht befallen, und sank nahe bei seinem Gegner nieder.

Die Zeugen hatten keinen andern Gedanken als den, diesen beiden ohnmächtigen Menschen zu Hülfe zu kommen; Luizzi kam zuerst wieder zu sich, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Herr von Mareuilles noch athme, verließ er den Kampfplatz, und bestieg seinen Wagen.

„Wollen Sie nach Hause zurückkehren?" fragte ihn Gustav.

„Nein, meine Schwester würde erschrecken; das würde eine Verwirrung und ein unangenehmes Ereigniß seyn. Sie würde die Ceremonie verschieben wollen, und ich versichere Sie, daß ich durchaus keine Lust habe, die langweiligen Schritte noch einmal zu thun, zu welchen ich verurtheilt war. Diese Wunden bedeuten nichts, sie sind in das Fleisch des Armes gegangen."

„Ja," sagte Gustav, „aber sie sind nahe am Handgelenke, und in einem solchen Falle ist der Starrkrampf zu fürchten. Man muß mit Degenstößen nicht spielen."

„Können Sie mich nicht zu Ihnen bringen?"

„Mit Vergnügen," antwortete Gustav, „obwohl ich nur in einem Hôtel garni wohne; Sie werden dort Herrn Barnet finden, welcher neben mir wohnt, und ich werde Sie Diesem anvertrauen, während ich Ihre Schwester in Kenntniß setzen werde."

„Das ist ja herrlich," sagte Luizzi.

Nach einer Stunde kamen sie in der Straße Helder an; aber Barnet war abwesend. Man schickte nach einem

Arzte. Dieser ließ Luizzi zur Ader, und empfahl ihm die vollständigste Ruhe. Es war nahe bei zehn Uhr.

„Eilen Sie zu mir nach Hause," sagte Luizzi zu Gustav, „und sagen Sie meiner Schwester, daß es mein ausdrücklicher Wille ist, daß Sie meiner Abwesenheit ungeachtet getraut, und daß ich gegen zwei Uhr nach Hause kommen werde. Dann setzen Sie Heinrich von der Sache in Kenntniß, und ich werde mich nach Hause bringen lassen."

„Das ist nicht klug," sagte der Arzt.

„Wir wollen sehen," versetzte Luizzi.

„Auf jeden Fall lassen Sie in meine Wohnung sagen, daß man mir Herrn Barnet schicke, so wie er dahin kommen wird."

Gustav that, was Luizzi verlangte, und ging ab.

Der Blutverlust, welchen er durch die Wunden, so wie durch den Aderlaß erlitten, hatte Luizzi in eine außerordentliche Schwäche versetzt, so daß ihn alle die Maßregeln, die er zu ergreifen hatte, nicht mehr beschäftigten und daß er in eine Erschlaffung verfiel, welche an Schlaf grenzte. Er berechnete ihre Dauer nicht, aber er wurde derselben durch das Geräusch seiner sich öffnenden Thüre und durch die Schläge der Pendule entrissen, welche Mittag schlug. Die Person, welche die Thüre öffnete, war niemand anders, als Herr Barnet. Der Baron gab ihm ein Zeichen, sich zu nähern, und der Notar rief:

„Ei, was muß ich vernehmen. Sie wurden in einem Zweikampf verwundet?"

„Es ist nichts, es ist gar nichts," antwortete der Baron erstaunt über die Schwäche und den lebhaften Schmerz, welchen ihm seine beiden Wunden, die er für so leicht gehalten hatte, verursachten.

„Das ist zu viel für einen Mann, dessen Angelegenheiten seine unmittelbare Gegenwart erheischen," versetzte Barnet, „wissen Sie wohl, daß Sie nahe daran waren, durch einen alten Spitzbuben, Rigot genannt, ruinirt zu werden?"

„Ja, ja," sagte Luizzi, „aber er hat seinen Prozeß verloren."

„Ja, in erster Instanz, aber er hat appellirt. In Ihrer Abwesenheit habe ich den Prozeß von einem Incidenzpunkte zum andern hinausgezögert, aber Sie werden bestimmt im nächsten Monate abgeurtheilt, und es ist erforderlich, alle unsere Vertheidigungsmittel herbeizuholen."

Der Baron erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß der Teufel ihm gesagt hatte, daß sein Vermögen ihm zurückgegeben worden sey, und gewiß würde er ihn, wenn er allein gewesen wäre, herbeigerufen haben, um ihm eine Frage zu stellen. Aber Barnet fuhr sogleich fort:

„Doch da in dem gegenwärtigen Augenblick mit Ihnen über verwickelte Gegenstände nicht zu sprechen ist, so sagen Sie mir doch, warum Sie sich nicht in Ihr Hôtel schaffen ließen? Ich erstaunte, Sie dort nicht zu treffen."

„Wenn Sie bei mir waren, so haben Sie es errathen müssen, denn Sie haben ohne Zweifel Karoline gesprochen?"

„Ganz und gar nicht," versetzte Barnet mit einer sauren Miene, „sie ließ mir durch ein großes Mädchen ziemlich unhöflich sagen, daß sie nicht zu sprechen sey."

„Entschuldigen Sie dieselbe," sagte Luizzi, „an ihrem Hochzeitstage hat eine Frau zu viel zu thun."

„Was!" rief Barnet laut aus, „sie verheirathet sich?"

„Zu dieser Stunde," sagte Luizzi, indem er auf die Pendule blickte, „es muß jetzt vorüber seyn."

„Und Sie haben sie mit dem Herrn Heinrich Donezau verheirathet!" rief Barnet noch einmal, indem er jede Sylbe mit Staunen und Zorn betonte.

„In der That," antwortete Luizzi.

„Ach mein Gott ... Ich bin zu spät gekommen."

„Was ist es denn?" rief Luizzi, indem er sich in seinem Bette erhob. „Sollte dieser Herr Donezau mich betrogen haben? ... es ist vielleicht noch Zeit."

Gustav öffnete die Thüre und trat mit Heinrich und Karolinen ein; letztere stürzte mit einem Schrei auf das Bett ihres Bruders.

„Es ist nichts, meine gute Schwester, weniger als Nichts ... beruhigen Sie sich ..." sagte Luizzi.

„Sie haben mir versprochen, muthig zu seyn," sagte Gustav, „erschrecken Sie nicht so ... Denken Sie daran, daß der Arzt erklärt hat, eine lebhafte Aufregung könne gefährlich für den Baron werden, daß Sie ihn also viel mehr krank machen können, als er es in der That ist."

„Ich schweige, ich schweige," antwortete Karoline, indem sie ihre Thränen trocknete, „aber hier kann er nicht bleiben, er muß in das Hôtel zurückgebracht werden."

„Sie haben Recht," entgegnete Luizzi, „Gustav, haben Sie die Güte, alle Anstalten zu treffen."

Gustav verließ das Zimmer, aber Heinrich blieb und seine bisher lautlose Gegenwart erinnerte Luizzi an die Worte Barnets. Ungeachtet der Baron durch diesen Ausruf des Notars in Schrecken gesetzt war, sagte er doch zu dem Lieutenant mit einem Tone, den er so viel als möglich freundschaftlich machte, „darf ich Sie meinen Bruder nennen, mein Herr? Ist die Ceremonie vorüber?"

„Ja, mein Bruder," antwortete Heinrich mit einem lebhaft aufgeregten Tone, indem er die Hand dem Baron darreichte.

Luizzi bemerkte, daß Barnet Heinrich aufmerksam betrachtete, und daß er ein kleines Zeichen der Billigung bei der Antwort des Lieutenants machte.

Bald war Alles in Bewegung, um den Baron fortzuschaffen, und während sich jedes geschäftig zeigte, gab der Baron Herrn Barnet einen Wink und sagte ganz leise zu ihm;

„Was bedeuten Ihre Worte .. Ich bin zu spät gekommen."

„Nichts, gar nichts, sie hatten Bezug auf andere Projekte .... Ich hätte Ihnen vielleicht eine andere Parthie vorgeschlagen."

„Zweifeln Sie vielleicht daran, daß Heinrich ein Ehrenmann sey."

„Das habe ich nicht gesagt, aber er ist nicht reich und vielleicht ..."

„Hätten Sie vielleicht an den Herrn Marquis von Bridely gedacht?"

„Er hat sechzig Tausend Livres Rente," entgegnete Barnet mit einer freudigen Miene, als wenn er gleichsam die sich ihm darbietende Gelegenheit, so seine Worte zu erklären, mit Freuden ergreife.

„Warum haben Sie mir nicht davon geschrieben?" sagte Luizzi, welcher immer ein Mißtrauen im Innersten seines Herzens hegte.

„Ah, potztausend! weil ... weil ...." sagte Barnet zaudernd, „weil der Marquis seinen Prozeß noch nicht gewonnen hatte," fügte er plötzlich hinzu, wie wenn dieser gute Grund ihm mit einemmal gekommen sey.

Alles war zur Fortschaffung des Barons bereit. Ziemlich festen Schrittes stieg er die Treppe hinab, als er aber einmal im Wagen war, betäubte ihn die Bewegung bis zu dem Grade, daß er mehrmals daran war, die Besinnung zu verlieren. Endlich kam er zu Hause an, und nicht ohne ein gewisses Gefühl des Entsetzens sah er sich krank in seinem Bette, in welchem er auf dem Punkte gewesen war, unter den Händen seiner Bedienten zu Grunde zu gehen. Indessen beruhigte ihn die Sorgsamkeit seiner Schwester und Barnets, aber, wider seinen Willen und vermöge eines ganz neuen Gefühles, zählte er die Gegenwart Heinrichs nicht unter die Gründe, welche ihn beruhigten. Dieses Gefühl quälte ihn während des Tages so, daß sich am Abend ein heftiges Fieber einstellte, und als der Arzt wieder kam, schien er mit dem Zustand der Wunden nicht zufrieden.

„Eine unbedingte Ruhe des Körpers und des Geistes," sagte er, „ist durchaus nothwendig, Herr Baron; ohne diese können die Zufälle gefährlich werden."

„Ich werde die Nacht bei meinem Bruder zubringen," sagte Karoline.

Gustav schnitt ein sehr komisches Gesicht, indem er Heinrich betrachtete, welcher entgegnete:

„Mein Bruder findet dieses ohne Zweifel unnöthig?"

„Warum denn?" sagte Juliette bitter. „Niemand kann dem Baron bessere und emsigere Pflege angedeihen lassen. Eine Ordensschwester versteht sich darauf, die Wunden zu verbinden."

„Waren Sie denn nicht auch Ordensschwester?" entgegnete Gustav spöttisch.

„Glauben Sie," entgegnete Juliette, indem sie den Ton verletzter Würde annahm, „glauben Sie, daß es schicklich sey, daß ich in dem Zimmer eines Mannes bliebe?"

„Es wäre wenigstens großmüthig," sagte Gustav, indem er mit den Augen auf Heinrich und Karoline zeigte.

Juliette biß sich zornig in die Lippen und antwortete nicht.

„Ich werde bleiben," sagte Karoline, „ich werde bleiben, ich will es, und da es schon spät ist, so werdet Ihr Euch entfernen .... Ich bitte Euch darum."

„Vorwärts, Heinrich," sagte Gustav, „vorwärts, verzichte mein Lieber ...."

Heinrich ging mit verlegener Miene weg, während ihm Juliette mit einem glühenden und neugierigen Blicke folgte. Kaum war er aus dem Zimmer, als Juliette sich Karolinen näherte und ihr sagte: „ich werde im Hause bleiben, ich werde mich ganz angekleidet auf mein Bette werfen, und wenn Du meiner bedarfst, so komme hinauf, ich werde bereit seyn."

Dann wandte sie sich gegen den Baron, und während sie sich über ihn so hin beugte, daß die Wärme ihres Athems ihn schauernd machte, sagte sie leise zu ihm:

„Gute Nacht, Herr Baron . . . . Gute Nacht, Armand."

Luizzi hörte noch diese durchbebende und leidenschaftliche Stimme, die ihm seinen Namen, wie ein Gelübde hinwarf, als Juliette schon verschwunden war, noch immer.

Armand, der mit Karoline allein geblieben war, dachte

über das nach, was er an diesem Tage Zweideutiges gehört und gesehen hatte. Aber es waren nur unverständliche Bewegungen, abgerissene Worte, die zu sammeln er sich vergebens abmühte, weil sie ihm unaufhörlich wieder entschlüpften. Von Zeit zu Zeit wurde er seines Verstandes wieder so weit mächtig, daß er sich sagen konnte, daß seine durch das Fieber aufgeregte Einbildungskraft tausend unbedeutenden Umständen einen verborgenen Sinn beilegte, welchen sie durchaus nicht haben. Aber fast sogleich begann auch diese Verwirrung seines Geistes wieder. Alle diese unbedeutenden Umstände flogen an ihm vorüber, wie die Trümmer eines Schiffbruchs, welche die Wogen hier und dort im Dunkeln unter den Augen des Schiffbrüchigen herumtreiben, der, auf einem Felsen stehend, vergebens sich bemüht, einige zu erhaschen. Der physische Schwindel, der den Schiffbrüchigen zuletzt befiel, bemächtigte sich unmerklich der Gedanken Luizzi's; er fühlte es, er wollte sich demselben entreißen, und indem er seine Aufmerksamkeit nicht von den ihn umwogenden Zweifeln abwenden konnte, wollte er sie sich enträthseln, und ergriff seine Glocke. Inzwischen erblickte er Karoline, welche am Fuße des Bettes in einem weiten Lehnstuhle saß; sie war unempfindlich betäubt.

Die Stimme und die Gegenwart des Teufels waren nur dem Baron bemerklich, er bewegte seinen Talisman hin und her, aber dieser gab keinen Klang von sich, und in demselben Augenblicke wurde sogar sein Arm mit einer unbezwinglichen Kraft festgehalten, sein Körper krümmte sich rückwärts, gleich einem Bogen, welchen keine menschliche Kraft hätte abspannen können. Seine Kinnbacken schloßen sich um die Zähne fast abzusprengen; er begriff, daß er von jener schrecklichen Krankheit befallen sey, welche man den Starrkrampf nennt, eine häufige Folge der Wunden, welche die Muskeln zerrissen haben. Es war ihm unmöglich, eine Bewegung zu

machen, um mit der Glocke zu klingeln, es war ihm unmöglich eine Klage auszustoßen, um Jemand herbeizurufen, und fast im nämlichen Momente schien es ihm, daß man ihm einen schrecklichen Schlag auf den Kopf versetze. Er schloß die Augen und er sah . . . .

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Uebersicht

der

Abtheilungen des IV. Bandes.

Kap.		Seite.
I.	Schwindel	5
II.	Ausführliche Erzählung	15
III.	Erste Zusammenkunft	32
IV.	Die Frau eines Dummkopfs	52
V.	Ein politischer Eid	70
VI.	Eine Chouans Scene	89
VII.	Eine Kloster Intrigue	115
VIII. und IX.	Correspondenz	151
X.	Schluß nach Luizzi	195
XI.	Folgen eines Scherzes	217

Soulié, Frédéric,

Die Memoiren des Teufels Vorläufer der 'Pariser Mysterien'

Bd.: 10/12

(1845)

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1590(7-12#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414274-6